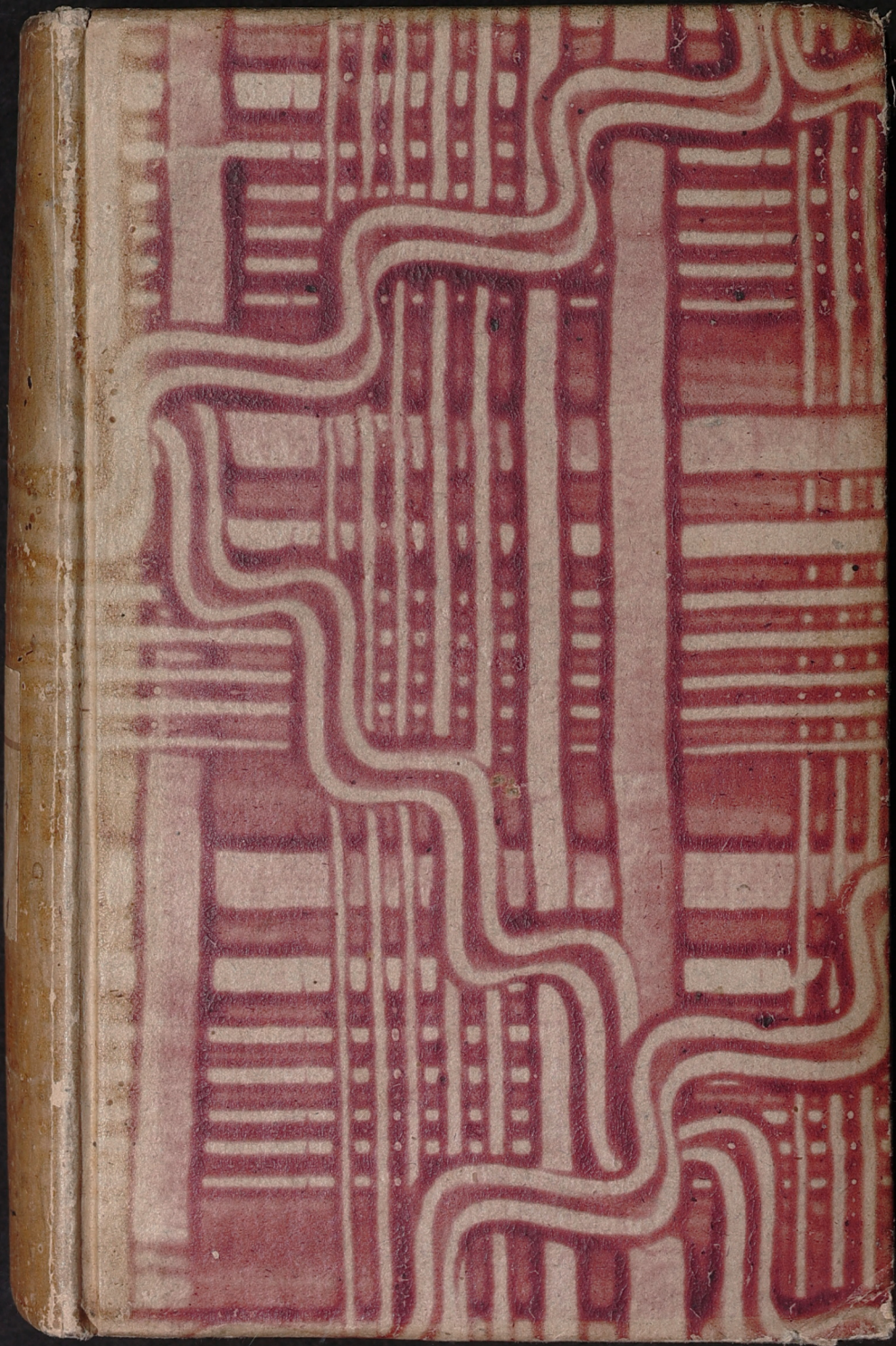
Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1854263994/phys_0001
DFG

6952

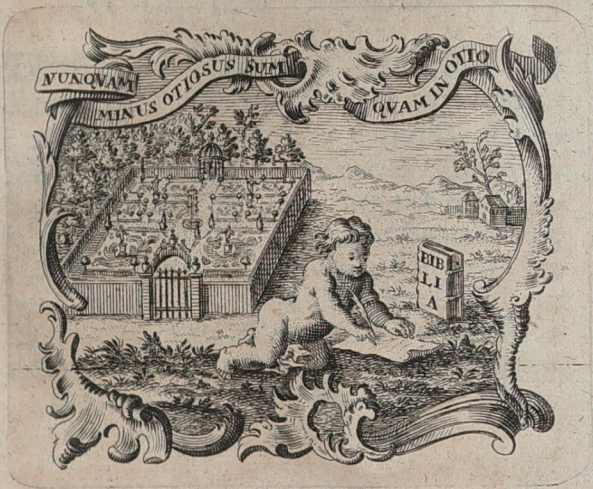
Dh

LBN 0161

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1854263994/phys_0002
DFG

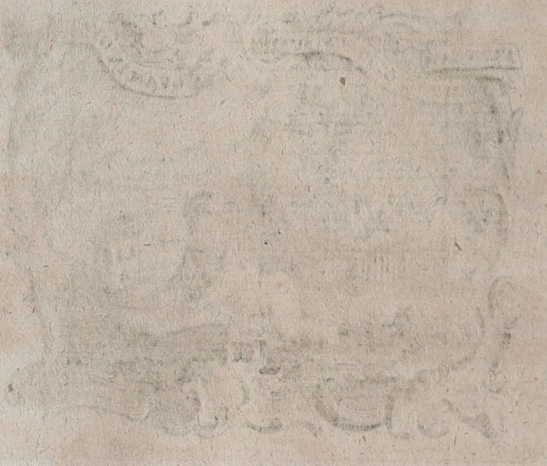
Ludewig Christoph Schmahlings,
Predigers zu Wülfingerode und ordentlichen Mitglieds
der königlich deutschen Gesellschaft zu Göttingen.

Ruhe
auf dem Lande



Zwoter Theil.

Gotha,
bey Christian Mevius sel. Erben.
1768.



Seiner Excellenz,

dem

Hochgebohrnen Herrn

Ludewig Philipp,

Freyherrn von Hagen,

Wirklichen Geheimen Etaats- und Kriegsrath, Vicepräsidenten und dirigirenden Minister bey dem General- Ober- Finanz- Krieges- und Domainen- Directorio, des Hochlöblichen St. Johanniter, und St. Mauricius Ordens Ritter, designirten Commendator und Landvoigt zu Schievelbein, Domherrn bey dem hohen Stift zu Magdeburg, Drost des Amts Wittmund in Ostfrießland, Erb- Lehn- und Gerichtsherrn des Amts Möckern, auf Niedergebra, Lachau, Düdersdorf und Lütnitz, auch Burgsassen zu Bleicherode.

Meinem gnädigsten Herrn.

Hochgebohrner Freyherr,

Gnädigster und Hochzuverehrender Gönner.

Es ist einem Schriftsteller, der sein Buch einem vornehmen Gönner überreicht, beynahe nicht mehr möglich etwas neues zu sagen, nachdem alle Arten von Ehrerbietigkeitsbezeugungen, und ihren mannichfaltigen Wendungen, durch so viel tausend Zuschriften von unsern Vorfahren dergestalt sind erschöpft worden, daß uns, ihren Nachkommen, nichts mehr davon übrig geblieben ist.

Ich will also anstatt dessen etwas wahres und zwar mit wenigen Worten sagen: daß ich vor Ew. Excellenz eine wahrhaftige Hochachtung habe, welche nicht nur auf Dero hohe Geburt, Stand und Verdienste, sondern vornehmlich auf Dero Einsichten und Empfindungen von der Religion gegründet ist: daß ich begierig gewesen bin, dieselbe auf eine Art an den Tag zu legen, welche die Welt auf das große Fürbild, das Sie ihr geben, aufmerksam machen könne: und daß ich geglaubet habe, daß das kleine Geschenk des Buches, welches ich Ihnen hiermit zu überreichen die Ehre habe, Ihnen nicht unangenehm seyn werde.

Es ist mir nicht unbekannt, daß Ew. Excellenz für Ihre Landesleute eingenommen sind, und daß es Ihnen

nen zu gnädigem Gefallen gereicht, wenn dieselben ihre Fähigkeiten dem Publico zeigen, und sich dadurch der Ehre würdig machen, einen Landsmann, wie Sie sind, zu haben. Meine Vorfahren haben vor vielen Jahren unter dem Schutze der Freyherrlichen Hagenschen Familie gestanden, und ich bin vom Anfange meines Aufenthalts in diesen Gegenden so glücklich gewesen, in dem verehrungswürdigen Hause Ihres Herrn Bruders, des Herrn Domherrn von Hagen, zu Stöckey, einen freyen Zutritt zu haben, und schätzbare Proben seiner Gewogenheit zu erhalten. Das gnädige Gehör, welches mir Ew. Excellenz im vorigen Sommer auf Dero Gütern zu Niedergebra verstattet, hat mir einen tiefen Eindruck von Dero großen Ein-

sichten und erhabenen Denkungsart gegeben: ich habe Dero Worte sehr gut behalten, und mir einen nützlichen Commentarius darüber gemacht: und wenn ich nicht wüßte, wie sorgfältig man allen Schein der Schmeicheley vermeiden muß, um Denenselben nicht mißfällig zu werden, so würde ich hier vieles von Ihnen sagen, das sich von vielen tausend andern Menschen nicht sagen läßt.

Aber dieß einzige darf ich noch erwähnen, was mir selbst zur großen Ehre gereicht, daß es mir vorkam, als ob ich in der ganzen Begegnung, deren mich Ew. Excellenz würdigten, Zeichen einer wahrhaftigen Gnade und Gewogenheit gegen mich entdeckte. Und diese hat mich so kühn gemacht, Dero hohen Namen meinem Buche

vor-

vorzusetzen, und dasselbe dadurch der Welt zu empfehlen. Wenn dasselbe etwas enthält, welches Dieselben überzeugen kann, daß ich einige Rechtschaffenheit und wahren Eifer habe, die Religion, die Tugend und die Wissenschaften auszubreiten, so glaube ich Verdienst genug zu besitzen, welches mir zu Dero fernern Schutze und Vorsorge Hoffnung machen kann.

Wie glücklich sind Ew. Excellenz, daß Sie bey einem so großen Ueberfluß äusserlicher Güter, auf einer so hohe Stufe der Ehren, und bey so vielen Zerstreuungen der Geschäfte, dennoch das höchste Gut, den wahren Werth, und die eigentliche Bestimmung des Menschen mit so viel Richtigkeit und Empfindung eingesehen haben? Was kann also ein Mann, der

Denenselben nicht zum Gepränge, sondern aus wahrhaftiger Wohlmeynung Gutes wünschet, von Gott erbitten, das Ihnen selbst angenehmer wäre, als diejenige Beruhigung und Seligkeit, welche die Religion unsers hochgelobten Erlösers denenjenigen, die ihr aufrichtig ergeben sind, verschaffet. Und dieß ist der Beweiß der vollkommensten Ehrerbietigkeit, damit ich verharre

Ew. Excellenz

Wülfingerode,
den 2. Jan. 1768.

unterthänigster Diener
L. C. Schmahling.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1854263994/phys_0014
DFG



Vorrede.

Vor zehn Jahren verbarg ich meinen Namen noch ganz, wenn ich eine Schrift herausgab: ich versteckte mich noch vor kurzer Zeit hinter die Zuschrift und Vorrede des ersten Theil meiner Ruhe auf dem Lande: und nun erscheine ich auf dem Titel des zwoten Theils, und wage es meinen Namen an seine Stirne zu schreiben. Ich bin also, ohne Ruhm zu melden, mit dem Publico sehr ehrerbietig umgegangen, und habe das Urtheil desselben mit bescheidener Demuth abgewartet. Wenn dasselbe übel ausgefallen wäre, so hätte ich die Feder niedergelegt, mich in meine gewöhnliche Gelassenheit eingewickelt, und geglaubt, daß ich glücklich seyn und meinen Werth behalten

könnte,

könnte, ohne ein Schriftsteller zu seyn, und in den Bücherverzeichnissen genannt zu werden.

Es ist eine große Thorheit mit einer Schrift heraus zu platzen, und sie in die Welt zu schicken, ohne ihr Schicksal zum wenigsten mit einiger Wahrscheinlichkeit vorher zu sehen. Der Beyfall des Publici ist eine Schöne, welche Augen und eine feine Empfindung hat; wer darum geradezu die Anwerbung thut, ohne vorher ihren Geschmack zu prüfen und sein Verdienst zu zeigen, der wird gewiß abschlägliche Antwort bekommen. Mein Gott! warum untersuchen doch die Leute ihre Fähigkeiten nicht, ehe sie schreiben? Warum fragen sie nicht Kenner um Rath, und folgen ihren Anweisungen? Warum machen sie nicht Versuche im Kleinen, und horchen damit die Welt erst aus, ehe sie sich derselben im Großen zeigen. Warum brauchen sie den Hobel und der Pfeile nicht besser, und arbeiten ihre Werke gehörig aus, ehe sie solche öffentlich aufstellen. Wem haben sie es zuzuschreiben, wenn sie mit der Geissel des Kunstrichters gezüchtiget werden, als ihrer Verwegenheit, und stolzer Zuversicht?

Ich

Vorrede.

Ich bedaure einen Schriftsteller, der wie Marsyas von dem Apollo geschunden wird, aber nicht sowohl sein Schicksal, als vielmehr seine Thorheit, damit er es verdient hat. Es ist wahr, es ist eine Sache um sich todt zu ärgern, und toll zu werden, wenn jemand schreibt, um Ehre zu erlangen, welches doch gemeiniglich die Eitelkeit der Schriftsteller ist, und er liest ein Zeitungsblatt, darinn er aufs äusserste beschimpft wird. Er tritt auf den Schauplatz voll stolzer Erwartung des Beyfalls und der Lobeserhebungen, aber er wird mit Hohn, Gelächter und Zischen empfangen: er schnapt nach Leckerbissen, und bekommt eine Distel in den Mund. Ich billige zwar die Schimpfwörter und Injurien nicht: und mancher schlechte Schriftsteller würde besser mit stillschweigender Verachtung als lauten Gelächter bezahlt. Aber was soll man anfangen? Soll man einen jeden schreiben lassen, der der Welt zeigen will, daß er ein Thor ist, und sich wie die Gans unter die Schwäne mischet? Er vermehret doch den Aufgang des Papiers, und der Buchdrucker hat zum wenigsten seinen Vortheil von ihm, wenn gleich der Buchhändler großen Schaden leidet. Aber er ist im

Stande

Stande den Geschmack zu verderben: er raubet dem Leser die Zeit, die er bessern Büchern widmen könnte. Er vergrößert das Bücherverzeichniß, und verführt den Käufer oft durch den Titel, sich ein Werk anzuschaffen, das nicht werth ist gelesen zu werden.

Ein Kunstrichter von Geschmack und Einsicht, der die Sache verstehet, davon er urtheilet, und nicht durch unlautere Absichten, sondern einen redlichen Eifer, um die Erhaltung und Ausbreitung der Wissenschaften getrieben wird, ist ein wahrer Seegen des Himmels vor die gelehrte Welt. Wie Rhadamantus die Thaten der Menschen mit gerechter Wage abwiegt, und Belohnungen und Strafen nach Würden austheilet, so wiegt er die Talente, die Gelehrsamkeit und Verdienste der Schriftsteller, und mißt ihnen Lob und Tadel zu. Er vertreibet den verhaßten und unheiligen Pöbel mit einer Geissel von Stricken aus dem Tempel des Geschmacks und der Wissenschaften, und saubert das Heiligthum der Musen von den Beflekkungen der Barbarey und Unwissenheit. Er krönet die Gelehrten mit verdienten Lorbern: er bläßt

die

die Trompete ihres Ruhms: er muntert das Genie zur Arbeit auf, er verschaft dem Schriftleser Leser, die ihn bewundern und gebrauchen, und weiset dem Leser Schriftsteller zu, die ihn unterhalten und belehren. Wenn sich der Buchhändler rathen läßt, so ersparet er ihm den Verlust, sich einen Ladenhüter mit schweren Kosten anzuschaffen, und dem Käufer das Geld vor ein Buch, das er zu nichts weiter als zu Maculatur gebrauchen kann. Niemand sollte urtheilen, sagt Pope, der nicht auch schreiben kann: wenn aber der Kunstrichter beydes vermag, so ist er wie ein General, der zugleich Soldat ist, und nicht nur andre wohl anführet, sondern auch selbst mit ficht, und ihnen zugleich die Lehre und das Exempel der Tapferkeit giebt.

Das ist ein Compliment, werden meine Leser sagen, vor diejenigen Kunstrichter, welche die Ruhe auf dem Lande eines geneigten Urtheils gewürdiget haben. Ich kann nicht leugnen, daß ich ihnen gerne eins machen möchte, das ihnen gefiel, aber nicht im Rabnerischen Verstande, sondern eine wahrhaftige und aufrichtige Versicherung meiner erkenntlichsten Dankbarkeit

und

und ehrerbietigsten Hochachtung, sonderlich denenjenigen, die nicht nur gemeinen Büchern ein gutes Zeugniß gegeben haben, sondern auch dem Verfasser Freunde zu machen, sein Glück zu befördern, und ihn aus seinem Winkel hervorzuziehen sich bemühet, und dadurch bewiesen haben, daß sie nicht nur Kunstrichter, sondern auch Menschenfreunde sind, und ein großmüthiges und edles Herz besitzen. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist mir die Freundschaft lieber als die Ehre, obgleich diese mehr Glanz hat, und Geräusche und Aufsehens macht.

Indessen muß ich bekennen, daß mir das Lob und der Beyfall solcher Männer, als meine Richter gewesen sind, sehr geschmeichelt und mir den Muth eingegeben hat, mit diesem andern Theile meiner Ruhe auf dem Lande herauszurücken. Sie hätten das Kind in der Geburt ersticken können, wenn sie grausam mit mir umgegangen wären, und wenn auch gleich die gelehrte Welt davon nicht viel verlohren hätte, so wäre es doch ein Schade vor meinen Beutel gewesen. Doch bin ich durch die geneigten Urtheile über mein Buch nichts weniger als

hoch-

hochmüthig gemacht worden, sondern ich nehme die mir geschehenen Erinnerungen mit Dankbarkeit und Lehrbegierde an. Ich habe mich nicht vermessen ein Buch zu schreiben, daran gar nichts auszusetzen wäre, und ein so bescheidener und mit so viel Geneigtheit vermischter Tadel, konnte mich nicht niederschlagen, sondern bessern und aufmuntern. Es kann seyn, und es ist auch beynahe nicht anders möglich, als daß bey meinem zwey und zwanzigjährigen Aufenthalt in einem finstern und abgelegenen Winkel des Landes, und der weiten Entfernung von der großen Welt, meine Schreibart einige Rusticität angenommen habe, und einige niedrige und unedle Ausdrücke mir entwischet sind. Ich werde mich aber bemühen, diese Flecken allmählig abzuwischen, und deswegen mit mir selbst etwas strenger als ehedem verfahren. Ich hoffe, daß die Verbesserungen der königlichen deutschen Gesellschaft zu Göttingen, welche mir die Ehre angethan hat, mich unter ihre Mitglieder aufzunehmen, vieles beytragen werden, mich vollkommener und des Beyfalls der Kenner würdiger zu machen. Mein großer vierschrötiger Limmel von achtzehn Jahren, der nirgends gefallen

wollen, und sein Glück machen können, wird bey erster Gelegenheit mit einer tiefen Verbeugung seinen Abschied nehmen, und wenn er gleich nicht artig ist, so ist er doch auch nicht so trotzig und unverschämt, daß er nicht aus dem Wege gehen sollte, wenn man ihn nicht leiden will.

Ich habe den Unterschied eingesehen, welchen der Göttingische Herr Recensent, mein theuerster Freund, zwischen der erhabenen und rührenden Schreibart, und bey dieser letzten wiederum zwischen der sanftrührenden und fortreissenden macht. Alles Erhabene ist rührend, und erregt sonderlich die starken Gemüthsbewegungen der Bewunderung, Hochachtung, und bey großen Uebeln das Schrecken, bey großen Guten aber das Verlangen und Sehnsucht. Aber nicht alles Rührende ist erhaben, sondern es kann auch die natürliche Schreibart, Freude, Betrübniß, Liebe, Haß und Mitleiden erregen, wenn sie Begebenheiten und Sachen, die für diese Affecten geschaffen sind, in ihrer wahren Gestalt und Lichte zeiget.

Wenn ich mehrere einzelne Stücke von einer Blume habe, die einander zum wenig-

nigsten an Farbe, Mahlerey und Gestalt ähnlich sind, so glaube ich eine Gattung derselben zu besitzen, und nicht eine bloße Varietät, wie sich Linnäus und einige neuere, sonderlich englische, Kräuterkenner ausdrücken. Die Gattungen sind in gewissen Verstande insgesammt Varietäten von den Arten, und setzen einen Unterschied voraus, ob sie sich gleich in der Natur und im Blumenreiche, so nicht unter und neben einander ordnen lassen, wie die Begriffe in der Vernunftlehre und den Wissenschaften, die sich oft in das System des Docenten bringen und zwingen lassen müssen, welches aber die Natur nicht thut. Indessen klebt uns allen das an, die wir einmal die Logik gehört haben, daß wir gar zu gerne Classen, Tabellen und Systeme machen, und wir gehen lieber in den Banden, die wir gewohnt sind, als daß wir uns der Freyheit bedienen sollten, weil wir glauben, daß wir sicher gehen. Wir schaffen uns neben der wirklichen Welt eine idealische, die uns um so viel mehr Vergnügen macht, je näher sie der Natur kommt.

Den Herrn Wirsing und seine Ehegenoßin, welche mit dem Pinsel und Grabstichel die Schönheiten des Blumenreichs

nachzuahmen im Stande sind, möchte ich zu kennen das Vergnügen haben. Ich glaube, daß wir dem Publico und insbesondere dem auserwählten Geschlechte der Blumenfreunde ein Vergnügen machen, und selbst zur Verherrlichung Gottes in einem seiner schönsten Werke etwas beytragen könnten, wenn er die Abbildung, und ich die Beschreibung der schönsten Arten der Nelken verfertigte, und wir solche stückweise, so wie die Röselschen, Insectenbelustigungen, auf Vorschuß herausgäben. Er könnte bey dem Herrn Professor Weber in Göttingen, einem unserer Altmeister, und dem Herrn Amtrichter Rost in Breitenworbis auf dem Eichsfelde, einem meiner besten Lehrmeister in der Blumenkenntniß, sehr schöne Originalien von Nelken zu sehen bekommen, und ich glaube, daß ich bey meinen Bekannten einen guten Theil der Exemplarien dieses Werks unterzubringen im Stande seyn würde. Wir werden, wenn wir einander kennen lernen, und über die Sache einig werden, dem Publico durch ein Avertissement davon Nachricht geben.

Zum Beschluß bitte ich um Erlaubniß, noch ein Wort von den in diesen Bande ent-

enthaltenen Stücken zu sagen, und ihnen eine kurze Einleitung vorzusetzen.

Das **erste** derselben: eine leichte und sichere Art sich von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen, ist mir der liebste und beste Theil meiner Gelehrsamkeit, und die Geschichte meines eigenen Christenthums, welches ich hier mit aller Aufrichtigkeit und nach der Wahrheit beschreibe, um den Namen Christi vor der Welt zu bekennen, und einmal von ihm vor seinen himmlischen Vater bekannt zu werden. Und hier wünsche ich, daß das Urtheil des Hallischen Herrn Recensenten, welches mich sehr geschmeichelt hat, Glauben bey meinen Lesern finden möge: Man siehet es dem Verfasser an, daß ihm das, was er gesagt, von Herzen gegangen sey. Deswegen habe ich mich bemühet, in diesem Stücke mehr mein Herz als meine Gelehrsamkeit und Belesenheit zu zeigen, welche in einer Materie von dieser Art leichter an den Tag gelegt, als verborgen und zurück gehalten werden kann. Dieß ist der erhabenste Gegenstand meiner Betrachtungen, der liebste Inhalt meiner Gespräche, die beständige Richtschnur meines Verhaltens, und das höchste Gut meines Lebens, in dessen Besitz

ich mich weit glücklicher befinde, als andere bey einem großen Ueberfluß äusserlicher Güter. Meine vertrauten Freunde, (und wie süß ist mir ihre Erinnerung,) welche mit mir auf gleiche Art denken, wissen, daß dieses meine wahren Gesinnungen sind, und daß ich mich bemühe, denselben gemäß zu handeln. Ich bin aber nicht mit allen meinen Bekannten in ihren Meinungen von der Religion einig, ob ich gleich ihren übrigen guten Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und sie deswegen liebe und hochschätzte. Wir haben dieser Sachen wegen oft lange Unterredungen gehabt, und sie haben gewünscht, diejenigen Gründe, welche mich zur Ueberzeugung gebracht haben, im Zusammenhange zu lesen. Dieß ist die erste Veranlassung dieser Abhandlung gewesen, und ich wünsche, daß die christliche Religion ihre Hauptabsichten, nämlich unsere Beruhigung und Besserung, bey jedermann, sonderlich denenjenigen, die ich liebe und verehre, erreichen möge.

Das zweyte Stück: Ein Versuch die Vegetation der Pflanzen zu erklären, ist eine natürliche und eigenthümliche Materie für einen Landmann, und meinen Freunden zu Gefallen aufgesetzt, welche zwar nicht

von

von den Wissenschaften Profeßion machen, aber sich doch zum Denken angewöhnet, und wenn sie durch die Geschäfte des Haushalts- und Ackerbaues ermüdet sind, auch gern für ihre Seele eine anständige Beschäftigung und Erquickung haben wollen. Ich hätte den ersten und metaphysischen Theil desselben weglassen können, wenn ich als ein bloßer Naturkündiger hätte handeln wollen. Weil ich aber nicht nur die Erweiterung der menschlichen Erkenntniß, sondern auch die Verherrlichung Gottes und die Ueberzeugung von seiner Wirklichkeit und großen Vollkommenheiten zu befördern gesucht habe, so habe ichs unternommen in der Erklärung der Ursachen von dem Ursprung, dem Wachsthum und der Fortpflanzung des Pflanzenreichs höher hinaufzusteigen, und die Nothwendigkeit eines allmächtigen, weisen und gütigen Urhebers derselben zu zeigen. Dieses war um so viel nöthiger, da die trostlose und der Gottheit verkleinerliche Lehre, daß sie nur für die Geschlechter und Arten der Dinge in der Welt sorge, aber sich nicht um die einzelnen Stücke bekümmere, welche in diesen Zeiten so sehr überhand nimmt, durch den Verstand, die Kunst und Weisheit, welche an

die kleinste Pflanze gewandt ist, und die ein aufmerksamer Beobachter darinn sehr deutlich gewahr wird, augenscheinlich widerlegt werden kann. Der Herr Hofrath Kästner hat in den Beobachtungen über die Art, wie allgemeine Begriffe im göttlichen Verstande sind, welche der neuesten Anzeige seiner Vorlesungen vorgesetzt sind, diese Meinung auf eine Art widerlegt, welche allen denenjenigen, die in der besonderen Vorsehung Gottes ihre Beruhigung suchen, zum Vergnügen gereichen wird.

Bey dem dritten Stück: der Aesthetik der Blumen zweyten Theil, welcher von den Tulipen handelt, habe ich die Leser zum Voraus erinnern wollen, daß es keine Predigt und ascetische Prälection ist, sondern ein Gespräch mit meinen Freunden, den Blumisten, dergleichen wir beym Spatziergehen, zwischen den Blumenbeeten bey guter Laune zu haben pflegen, wenn wir uns unserer Geschäfte entschüttet haben. Wir schämen uns aber auch einer frölichen Stunde und eines Scherzes vor dem Publico nicht, der uns weit unschuldiger vorkommt, als wenn wir uns mit den Geschichten der Haushaltung, des Ehestandes, und der Händel unserer Nachbarn unterhalten, und

den

den leeren Raum unserer Unterredungen mit Afterreden und Verleumdungen anfüllen wollten. Der vollständige Titel des Buchs, welches ich am Ende dieser Abhandlung angeführet habe, ist

Eden

Or a Compleat Body of Gardening containing plain and familiar Directions for raising the several useful Products of a Garden, Fruits, Roots and Herbage from the Practice of the most successful Gardeners and the Result of a long Experience. Together with the Culture of all Kinds of Flowers, according to the Methods of the English, French and Dutch Florists. And the Knowledge of curious Plants after the System of Linnaeus, with figures and Descriptions of the Flowers and Plants proper for a Garden. Including the Care and Culture of a Pleasure-Garden. The Busines of the Seminary for every Week in the Year. Catalogues and accurate Descriptions af the Fruits as they come into Season; and new and practical Directions for the Management of Fruit-Trees. With the best methods of Culture for the several Articles of the Kitchengarden: and the compleat Management of theground for raising them, in the Natural and artificial Manner. Compiled and digested from the Papers of the late celebrated Mr. Hale, by the Authors of the compleat Body

of Husbandry. And comprehending the Art conſtructing a Garden for uſe and Pleaſure, the beſt Methods of keeping il in Order, and the moſt perfect Accounts of its ſeveral Products. London, printed for T. Osborne, T. Trye, S. Crowder and H. Woodgate. 1757. fol. m.

Eden

oder ein vollſtändiges Syſtem vom Gartenbau, enthaltend deutliche und leichte Anweiſungen, der verſchiedenen nützlichen Producte eines Gartens, Früchte, Wurzeln und Kräuterwerk hervorzubringen. Aus der Uebung der geſchickteſten Gärtner und der Folge einer langen Erfahrung. Nebſt der Cultur aller Arten von Blumen, nach Methoden der engliſchen, franzöſiſchen und holländiſchen Fleuriſten; und der Kenntniß ſeltner Pflanzen nach Linnäus Syſtem, nebſt Abbildungen und Beſchreibungen, der in einen Garten gehörigen Blumen und Pflanzen; zugleich begreifend die Wartung eines Luſtgartens, die Arbeiten in der Pflanzſchule für jede Woche im Jahre. Verzeichniſſe und genaue Beſchreibung der Früchte nach den Jahrszeiten; und neue und practiſche Unterweiſungen zur Ziehung der Fruchtbäume; nebſt den beſten Methoden zur Wartung

tung der verschiedenen Gewächse, die in einen Küchengarten gehören, und der vollkommenen Bearbeitung des Bodens, wie sie durch die Natur und Kunst hervorgebracht werden. Zusammengetragen und in Ordnung gebracht aus den Papieren des berühmten Herrn Hale, durch die Verfasser des vollständigen Systems der Landwirthschaft, u. s. w. Londen 1757. Fol.

Das vierte Stück: Der würdige Candidat der Academie, soll erklären, was ein junger Mensch auf den Gymnasien und niedrigen Schulen lernen, und wie weit ers in den schönen Wissenschaften gebracht haben muß, wenn er die hohen Schulen mit Nutzen besuchen will. Den ganzen Inbegriff der Schulgelehrsamkeit auf drey oder vier Bogen zusammen zu fassen, ist eben so unmöglich, als den großen Goliath in Lebensgröße auf einen kleinen Pfennig zu mahlen. Ich habe also nur die vornehmsten Capitel desselben berührt, und mehr gesagt, was andre vergessen haben, als was in allen Schulordnungen anzutreffen ist. Indessen getraue ich mir diesen kurzen Entwurf weitläuftig auszuführen, wenn mir darzu Muße gegeben würde, und ich Gönnern und Beförderern der Schulen damit einen Dienst

erzei-

erzeigen könnte. Vorjetzt habe ich den Eltern, welche mir ihre Kinder zur Unterweisung anvertrauet haben, Rechenschaft geben wollen, auf was für einen Fuß ich sie behandle, und was ich ihnen ohngefähr zu lernen gedenke.

Ich stehe noch immer, wie Appelles, hinter dem Gemälde: ich horche was die Zuschauer darzu sagen, und bin bereit dasselbe zu bessern, wenn sie daran etwas mit Grunde auszusetzen finden. Es verdrießt mich auch so gar sehr nicht, wenn bisweilen der Schuster über den Leisten gehet. Die gelehrte Welt ist eine freye Republik, darinn ein jeder reden darf, und sich gefallen lassen muß, wenn man ihm darauf antwortet.



Eine leichte und sichere Art, sich von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen.

Wenn man auch den Vertheidigern des christlichen Glaubens nichts weiter eingestehen will, so kann man doch nicht leugnen, daß die Untersuchung von der größten Wichtigkeit sey: ob man Religion haben müsse, oder nicht, und daß solches also keine Materie zum Spotten, sondern zur Ueberlegung und Nachdenken vor einen jeden vernünftigen Menschen seyn müsse; das bringt die Natur der Sache mit sich, darüber gestritten wird, welche keine geringere Angelegenheit, als die ganze Wohlfahrt des Menschen betrift. Es ist die Frage: ist ein ewiger, allmächtiger und verständiger Urheber der Welt, der ein Herr der

Menschen ist, und ihnen Gesetze gegeben hat, die sie beobachten sollen? Bestraft er den Ungehorsam gegen seine Befehle mit dem Tode oder dem größten Unglücke der Menschen, und belohnt er den Gehorsam mit dem Leben oder der vollkommensten Glückseligkeit? Regieret also eine weise, gerechte und gütige Vorsehung die Welt und die Schicksale der Menschen, und kann man sich in allen Umständen seines Lebens auf ihren Beystand verlassen?

Es würde in der That ein großes Unglück vor mich seyn, wenn ein Gott wäre, und ich kennete ihn nicht, und überträte seine Befehle aus Unwissenheit und Irrthum. Denn ich kann ihn doch nicht vernichten, indem ich ihn verleugne, und, wenn er ist, so bleibt er doch, ob ich ihn gleich nicht glaube. Wenn eine Speise giftig wäre, würde sie dadurch gesund werden, wenn ichs nicht glaubte, und sie äße? Und wenn die Sünde ein Verbrechen wider die Majestät Gottes ist, und mit dem Tode bestraft wird, schadet sie mir nicht, wenn ich solches leugne, und sie begehe? Es würde mir in der That übel bekommen, wenn so eine Hölle wäre, wie sie die Bibel beschreibt, und ich stürzte mich hinein durch ein lasterhaftes Leben, und würde erst bey dem Schein des höllischen Feuers gewahr, daß ich mich betrogen hätte. Ehe ich diese Gefahr verachte, muß ich gewiß wissen, daß ich davor sicher bin; sonst wage ich zu viel, wenn ichs aufs gerathe wohl ankommen lasse. Ja, wenn ich

meinen

meinen Fuß zurück ziehen könnte, nachdem ich einen unglücklichen Schritt in die Ewigkeit gethan hätte, so liesse ich es gelten, daß ich die Probe machte, und es versuchte, ob es wahr wäre, was man von ewigen Strafen sagt. Aber, die Thür wird hinter mir verschlossen, der Rückweg ist mir durchaus verwehrt, und mein Urtheil wird nicht wiederrufen, wenn der Stab über mich gebrochen ist. Ich muß mich also entschliessen, ob ich einen Gott glauben und ihn gehorchen, oder, ob ich ihn verwerfen und mein Schicksal nach dem Tode erwarten will? Und es ist Zeit mich zu entschließen, weil mir nicht mehr, als der kurze Raum dieses Lebens zum Entschluß über mein Verhalten gegeben ist, und ich nicht weiß, ob ich morgen noch hier seyn werde. Ich wähle zwischen Leben und Tod, zwischen Seligkeit und Verdammniß, zwischen Himmel und Hölle, und wenn ich jemals meinen Verstand nöthig gehabt habe, so ists gewiß in dieser wichtigen Sache.

Es ist wahr: wer da glaubet, daß ein allmächtiges, weises und gütiges Wesen die Welt erschaffen habe, erhalte und regiere, daß dasselbe die Glückseligkeit seiner Geschöpfe wolle, und gewiß zuwege bringe, wenn sie solches nicht selbst durch Lasterhaftigkeit verhindern: daß Gott denen Menschen die Sünde vergebe, die sie bereuen und sich bessern, um eines Versöhnopfers willen, welches ihm der Heyland der Welt gebracht hat: daß ein Stand der größten Voll-

kommenheit und Glückseligkeit auf ihn nach dem Tode warte, und alle Schicksale dieses Lebens darauf abzielen, ihn darzu zu bereiten, der kann sehr vergnügt und ruhig leben, und hat in sich selber einen Grund der Zufriedenheit, der weniger Zufällen, als die äusserlichen Güter unterworfen ist. Ich wünsche aber mein Leben so vergnügt, als möglich ist, hinzubringen, und alle Freude zu erndten, die ich haben kann. Die Ergötzlichkeiten der Sinne werden mir sehr oft versagt, und der geringste Ueberfluß derselben verursacht mir Ekel und Widerwillen. Es sollte mir also leid thun, wenn ich mich eines Glücks beraubte, welches mich so vollkommen beruhigen könnte, und aus Unwissenheit ein Kleinod hinweg würfe, welches mehr werth ist als Königreiche. Ich würde mir selbst die bittersten Vorwürfe machen, wenn ich nach meinem Tode eine Seligkeit erblickte, die alles in sich begreift, was man vortrefliches und schönes denken kann, davon ich aber ausgeschlossen wäre, weil ich mich hier auf der Welt nicht hätte darum bemühen wollen. Ich habe die Unbeständigkeit des äusserlichen Glücks in einem sehr hohen Grade empfunden: ich bin von allen Sachen entblößt gewesen, die meine Sinne auf einige Art vergnügen konnten: soll ich denn gar nichts behalten zu meinen Glück, und alles verlohren geben? Wie sehr würde mich das schmerzen!

Ich gehe also sicherer, wenn ich die christliche Lehre glaube, und darnach lebe, als wenn ich

ich sie verleugne, und ihr entgegen handele. Ich muß ja doch mäßig und tugendhaft leben, und die allgemeinen Gesetze der Ordnung und Rechtschaffenheit beobachten, die meiner Natur wesentlich sind, wenn ich ein vernünftiger Mensch seyn und tausend Uebel vermeiden will. Warum will ich nicht einen Gott glauben, der die Tugend befiehlet und belohnet, die ich doch ohnedieß ausüben muß? Warum will ich nicht Vergebung der Sünden annehmen, die ich doch ohnstreitig begehe? Warum will ich mich nicht einer Vorsehung überlassen, die ein Vergnügen daran findet, mich glücklich zu machen? Warum will ich nicht ewig leben und selig seyn? Ich verliehre also nichts, wenn ich ein Christ bin, und kann doch viel gewinnen.

Aber das ist noch kein Beweiß für die Wahrheit des christlichen Glaubens. Die Hölle, so fürchterlich sie ist, konnte doch nur ein eitles Schreckbild seyn, und wie wäre es, wenn der Himmel, so schön er beschrieben wird, doch nur ein süsser Traum wäre? Es giebt auch tröstliche Lügen und traurige Wahrheiten. Indessen folgt doch aus diesem Grunde, der von der Sicherheit hergenommen ist, daß ich schuldig bin, die Sache zu untersuchen, und, wenn ich nicht sehr starke Gründe habe, sie zu leugnen, so wähle ich lieber die Religion, die mich ruhig und vergnügt macht, als den Unglauben, der mich trostlos und elend läßt, wie die Vertheidiger desselben zum Theil selbst bekannt haben. Ich muß also völlig

überzeugt seyn, daß die Einwürfe wider den christlichen Glauben nicht widerlegt werden können, die Beweise desselben aber ganz erdichtet sind, sonst lebe ich in beständiger Furcht, und kann mich nicht beruhigen.

Darzu kommt noch, daß so viel rechtschaffene und vernünftige Leute an Jesum Christum geglaubt und eine göttliche Offenbarung angenommen haben. Wenn auch dieser große Beyfall, den das Christenthum erhalten hat, noch keine Ueberzeugung verursacht, so verdient er doch mehr Aufmerksamkeit und Nachdenken, als diejenigen gemeiniglich anzuwenden pflegen, die dasselbe bestreiten. Die Menge der Vertheidiger macht einen Lehrsatz zwar noch nicht wahr, aber sie macht ihn wichtig und erheblich. Sollte wohl eine Lehre, welche von so vielen großen Geistern mit Eifer behauptet und mit dem Blute so vieler tausend Märtyrer versiegelt worden, nicht werth seyn, zum wenigsten in reife Untersuchung gezogen zu werden?

Ich bin ein Geistlicher von Profeßion. Ich soll meinen Zuhörern die christliche Religion, als ihre höchste Pflicht, und das nöthigste Mittel ihrer Glückseligkeit anpreisen. Ich habe schlechte Talente zum Heuchler, und bin viel zu aufrichtig darzu, etwas zu sagen, das ich nicht glaube. Wenn ich keine Ueberzeugung habe, so bin ich stumm. Ich stammle, wenn ich einen Menschen selig preisen soll, der es nicht verdienet, und weiß nicht, was ich vorbringen soll, daß ich

nicht

nicht lüge, und doch auch nicht mehr Wahrheiten sage, als von mir gefodert werden. Aber wenn ich von meinem Gegenstande eingenommen bin, wenn ich eine feste Ueberzeugung von seiner Wahrheit, und eine starke Empfindung von seiner Hoheit und Vortreflichkeit habe, so fühle ich die Begeisterung, die den Redner macht. Alsdenn fließen meine Worte, wie ein Strohm, dahin: ich behaupte mit Nachdruck, ich vertheidige mit Muth, ich überrede mit Eifer, und das Herz macht mich beredter, als alle Redner Künste. Mein Beruf verbindet mich also, daß ich mich einer lebendigen Erkenntniß und festen Ueberzeugung von dem christlichen Glauben befleißige, und, wenn ich ein ehrlicher Mann seyn will, so muß ich mich darzu so geschickt zu machen suchen, als möglich ist.

Es giebt Leute, die die Sachen, welche die Religion angehen, eben deswegen nicht lesen, weil sie ein Geistlicher geschrieben hat. Man hält uns vor partheyisch, und glaubt, daß wir das Christenthum um unsers Ansehens und Vortheils willen vertheidigten. Wir sind in den Augen unserer Widersacher entweder einfältig genug, betrogen zu werden, oder boshaft genug, andere zu betrügen. Man siehet uns also entweder mit stolzen Mitleiden, oder mit feindseliger Verachtung an, und bildet sich nicht ein, daß wir etwas sagen können, was wahr und nützlich ist. Aber man gehet sehr unbillig mit uns um: Werdet ihr eine Sache deswegen so gleich für ungerecht halten, weil sie ein Advocat vertheidigt,

digt, oder eine Arzeney für unnütz, weil sie euch ein Arzt anpreiset? Es ist wahr, seine Profeßion verbindet ihn darzu, und er hat davon seinen guten Nutzen; aber kann er seine Profeßion nicht als ein ehrlicher Mann verwalten, und bey seinem Eifer auch Einsicht und Vernunft besitzen, oder sein Brod ehrlich verdienen? Vielmehr hat er die Vermuthung vor sich, daß er die Sache besser als andere verstehe, weil es sein Beruf und beständige Beschäftigung ist, darüber nachzudenken. Man glaubt einem jeden in seinem Handwerk, dem Ackermann im Ackerbau, dem Soldaten in Kriegessachen, und warum nicht dem Geistlichen in Sachen der Religion? Muß man denn eben alle Grundsätze umstoßen, wenn man mit uns streitet?

Aber ich verlange nicht, daß mir jemand auf mein Wort glauben soll, denn ich glaube selbst keinem bloßen Menschen in diesen Sachen, und habe das Vorurtheil des Ansehens abgelegt. Lange genug habe ich gedacht und geglaubt, was meine Lehrmeister gedacht und geglaubt haben, deswegen, weil sie mein Lehrmeister gewesen sind. Aber nun denke ich selber, und es ist wahr, ich habe auf diesem meinen Wege einen guten Theil meiner Wissenschaft verlohren, aber, was ich noch übrig habe, ist mir um so viel schätzbarer, weil es mein ist, und ich mich darauf verlassen kann. Ich stehe jetzt auf der höchsten Stufe meines männlichen Alters, wo, wann ich anders denke, als ein Jüngling, nachdem die Kräfte

meines

meines Verstandes zur völligen Reife gekommen sind, und ich, bey der Lebhaftigkeit zur Untersuchung, die nöthige Gelassenheit zum Urtheil besitze. Ich bin durch verschiedene Zufälle meines Lebens zum Denken genöthiget worden. Ich habe wahre und große Uebel erduldet, dagegen Vorurtheile und Einbildungen viel zu schwach waren, mich zu trösten, und die, mir so kostbare, Ruhe des Gemüths zu behaupten. Ich habe den Tod vor Augen gesehen, und am Rande des Grabes gestanden. Heute betrachtete ich mich mit kaltem Blute, daß mich der morgende Paroxismus meiner Krankheit vielleicht hinwegreisen und vor den Richter stellen würde, der mein ewiges Glück und Unglück durch seinen Anspruch entscheiden sollte. Ich sahe um mein Bette eine weinende Ehegattinn und kleine Kinder, die mich mit ihren Thränen benetzten, wenn sie mich küsseten. Dieß war vielleicht der letzte Tag, da ich bey ihnen war, und dann verließ ich sie in einer gefährlichen Welt, ohne Vertheidiger und Versorger: ich nahm Abschied von meinen Freunden, und verlohr alles, was mir auf der Welt lieb gewesen war. Da dachte ich nicht nach, um eine Predigt zu halten, oder ein Buch zu schreiben, oder mir die Zeit zu verkürzen, sondern um mich der schwersten Bekümmernisse zu erwehren, und des Todes Bitterkeit zu vertreiben. Da wurde Ernst aus der Sache, und es war die Frage: was hast du zu fürchten und zu hoffen in der Ewigkeit?

Ich habe durch die göttliche Gnade eine starke Ueberzeugung von der Wahrheit des christlichen Glaubens erlangt, und ich zweifle daran so wenig, als an irgend einer Sache, die ich für die gewisseste halte. Ich habe mich auf den Weg gemacht, die wahre Religion zu suchen. Meine Führer habe ich nicht gänzlich abgedankt, aber ich habe mir vorbehalten, mit meinen eigenen Augen zu sehen. Bisweilen bin ich in Labyrinthe der Zweifel gerathen, die mich eine lange Zeit mit Bekümmerniß aufgehalten haben. Ich habe hohe Berge übersteigen und tiefe Thäler durchwandern müssen; endlich aber bin ich in das freye Feld der Wahrheit gekommen, wo ich lauter Licht und Freude um mich sehe. Mein Lehrbegriff ist aufgekläret, von Zweifeln gereinigt, und auf solche Gründe gebauet, die mich nicht leicht verlassen werden. Ich sehe zwar noch weite und angenehme Aussichten in der Ferne um mich her, denen ich näher zu kommen, und die ich zu erforschen wünsche. Ich setze meine Reise fort durch bunte Wiesen, fruchtbare Felder, und grüne Wälder an klaren Bächen hin. Bisweilen trete ich auf eine sanfte Anhöhe und übersehe eine ausgebreitete Ebene im Ganzen mit einem Blick. Dann steige ich hernieder, und gehe sie stückweise durch, und finde allenthalben neuen Unterricht und Vergnügen. Ich denke, ich untersuche, ich lerne noch immerfort. Ich habe Erkenntniß genug zu meinem Glück, weil ich aber immer glücklicher werden kann, so habe ich nicht genug zur Vollkommenheit. Ich gehe fort ins Unendliche, stets

zufrie-

zufrieden mit meiner Wissenschaft, aber nie so daran gesättigt, daß ich nicht mehr zu haben wünschen sollte. Ich klage nicht über Mangel, und rühme keinen Ueberfluß.

Im nähern wächst der Wahrheit Zier,
Mit dem Genuß steigt die Begier,
Und der Besitz ist in der Reise. Haller.

Ich habe es versucht nach den Grundsätzen des christlichen Glaubens zu leben, und ich habe mich sehr wohl dabey befunden. Seine Gesetze haben meine Begierden zwar eingeschränkt, aber nicht getödtet, sondern in diejenige Ordnung gebracht, daß sie meiner wahren Wohlfahrt nicht entgegen laufen. Ich bin dadurch von Lastern abgezogen worden, die mein Unglück waren, und zu Tugenden angetrieben, die mir Ehre und Vergnügen machen. Die Ueberzeugung von einer weisen, gerechten und gütigen Vorsehung, die die ganze Welt regieret, die Versicherung von meiner Versöhnung mit Gott durch Christum, und die Hoffnung unsterblich zu seyn, und ewig glücklich zu werden, haben mir unglaubliche Freude gemacht, und bey allen Leiden dieses Lebens zum großen Trost gedient.

Wenn ich mich auch sonst keines Verdienstes rühmen kann, so schmeichele ich mir doch einige Menschenliebe zu besitzen, und ich würde eine elende Creatur und ein Bösewicht seyn, wenn ich sie nicht besäße. Der Himmel hat mich in Gnaden vor allen Neid behütet, der anderer Glück zu meinen Unglück machen, und mich durch ihre

Freu-

Freude martern würde. Ich habe das Geheimniß gefunden, mir das Glück meines Nächsten durch die Liebe eigen zu machen, und bin also niemals ohne Vergnügen, weil ich immer Leute um mich sehe, denen es in der Welt wohl gehet. Ich brenne vor Verlangen etwas zu der Wohlfahrt meiner Mitbrüder beyzutragen, und dem menschlichen Geschlechte mit den geringen Gaben nützlich zu werden, die mir der Himmel verliehen hat. Denn den halte ich vor den glücklichsten Menschen in der Welt, der die meisten andern glücklich macht: er ist ein Ebenbild der Gottheit, und besitzet eine gewisse Genügsamkeit, aus welcher Ströhme des Seegens ausfließen. O könnte ich alle Elende aus der Noth reißen, alle Traurige erfreuen, alle Arme versorgen, und allen Verlassenen zum Schutz und Beystande dienen! Die Liebe ist wie die Sonne: ihre Strahlen werden auf sie selbst zurück geworfen, durch die Freude, die sie macht, und sie verlieret nichts von ihrem Glanz und Wärme, indem sie andern davon mittheilet. Ich habe es erfahren, was Pope sagt nach der Uebersetzung des Reßnel:

Plus l' homme vertueux devient sensible et tendre
Plus il sent son bonheur s'agrandir et s'entendre
Et quand son feu s'epure et devient charité
Il met enfin le comble a sa felicité.

Aber wie viel äusserliche Güter müßte ich besitzen, wenn ich allem Mangel der Menschen abhelfen wollte? Ein Königreich würde nicht zureichen alle Dürftige zu versorgen, alle Schuldner

zu

zu erretten, und eines jeden Begierden zu stillen. Und ich weiß auch nicht, ob es gut seyn würde, alle Menschen von ihren äusserlichen Leiden zu befreyen, und sie in einen bequemen und sorgenlosen Zustand zu setzen. Es ist meine Schuldigkeit einem Hungrigen eine Mahlzeit Brod zu geben, einen Nackenden zu kleiden, einem Dürftigen einige Thaler oder Groschen Geld zu lehnen, oder zu schenken, und ich unterlasse es nicht, wenn es in meinem Vermögen stehet. Aber es ist in der That eine kleine Wohlthat vor ihn. Denn wie bald ist die Mahlzeit verdauet, das Kleid zerrissen, das Geld verzehret, und dann kommt der vorige Hunger, die Blöße und der Mangel wieder. Ich habe also auf ein andres Mittel denken müssen, der Neigung, meinen Nächsten glücklich zu machen, ein Genüge zu thun, und dieses bestehet darinn, daß ich ihm die Freuden des Herzens, den innern Frieden und die Seelenruhe mittheile, die ich in dem Schooße der Religion genieße.

Dieses hohe und seltne Glück biete ich meinen Freunden auf der Kanzel, im Beichtstuhl, bey dem Krankenbette, und in Unterredungen an, ich suche die Jugend darzu durch Unterweisungen und Ermahnungen zu bereiten, und ihnen die Gesinnungen einzuflößen, die darzu nöthig sind. Und darum schreibe ich auch dieses Buch, meine Leser auf den schönen Weg der Religion und Glückseligkeit zu bringen, oder mich ihnen zum Gefährten anzubieten, wenn sie denselben

schon

schon betreten haben, und ihnen meinen Beyfall zu bezeugen.

Ich bin überzeugt, daß der Gott, der die Liebe ist, an der Glückseligkeit seiner Creaturen, und der Menschen insbesondere, ein Vergnügen habe, und dieselbe auf alle mögliche Art befördert wissen wolle. Ich bin diesem Urheber meines Wesens und meiner Wohlfahrt unendlichen Dank schuldig, und ich wünsche ihm alle meine Kräfte und mein ganzes Leben aufzuopfern. Sein Beyfall ist vor mich die schönste Belohnung, und ich bin meines Glücks gewiß, so lange ich Hoffnung habe ihm wohlgefällig zu seyn. Ich glaube aber, daß ich ihm keinen angenehmern Dienst erzeigen kann, als wenn ich sein Erkenntniß, und das Erkenntniß dessen, den er gesandt hat, Jesu Christi, unter den Menschen ausbreite, und sie dadurch tugendhaft und glücklich mache. Wenn ich einen mit Irrthümern eingenommenen und von Lastern angesteckten Menschen berede, auf den Weg der Wahrheit und Tugend zurück zu kehren, so gebe ich einem zärtlichen Vater ein verlohrnes Kind wieder, ich berede einen rebellischen Unterthan sich der Regierung eines gerechten und gnädigen Königs wieder zu unterwerfen, damit ich ihm gewiß eine Freude machen, und davor nicht unbelohnet bleiben werde. Wer einigen Eifer für die Ehre des höchsten Wesens und die gute Sache des christlichen Glaubens empfindet, und einige Stärke fühlet dieselbe zu vertheidigen, der kann sich beynahe

nicht

nicht enthalten, etwas zum Vortheil derselben zu unternehmen, in diesen Zeiten, da dieselbe von den Ungläubigen mit so mancherley Waffen bestritten wird, und so viel Feinde an ihrem Untergange arbeiten.

Deswegen habe ich mir vorgenommen, eine leichte und sichere Art sich von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen allhier vorzutragen. Ich werde eine Reise durch das Land der Wahrheit und des Glaubens beschreiben, und die Entdeckungen erzählen, die ich entweder selbst, oder andere vor mir gemacht, und die ich bewährt gefunden habe, das ist, ich werde meine Gedanken von dieser Sache, so wie sie sich nach und nach entwickelt, und meine Schlüsse in der Verbindung, wie ich sie zusammen geordnet habe, vorstellen. Ich habe die Form eines Selbstgesprächs erwählet, weil sie mir lebhafter vorkommt, als die Lehrart der Schulen, und mir sehr natürlich scheinet, da ich die Geschichte meiner eigenen Ueberzeugung von der Wahrheit des christlichen Glaubens zu erzählen gedenke. Die Gründe, die ich anführe, sind größtentheils aus der allgemeinen und natürlichen Metaphysik hergenommen, welche alle vernünftige Menschen, die Gelehrten sowohl, als die Ungelehrten einsehen und zugeben. Denn die Religion ist eine Wissenschaft vor das ganze menschliche Geschlecht, welche so vorgetragen werden muß, daß sie weder den Scharfsinnigen und Gelehrten zu leicht und niedrig, noch den Ungelehrten und Leuten

von mittelmäßiger Fähigkeit zu hoch und unbegreiflich scheinen. Hier ist nöthig de

Passer du grave au doux, du vif au serieux,
Dans les traits les plus forts eviter la rudesse,
Dans le plus grand effor conserver la justesse
Et donner de la grace a ses raisonnemens,
Sans affoiblir leur poids par des vains ornemens.

In wie fern ichs getroffen habe, mögen verständige und christliche Leser beurtheilen, zum wenigsten kann ich versichern, daß diese Beweißgründe vor mich von großer Kraft gewesen sind, und mir eine sehr standhafte und beruhigende Gewißheit gegeben haben.

Ich muß aber noch hier eine neue Einleitung voraus setzen, welche die Bedingungen betrift, unter welchen eine wirkliche und dauerhafte Ueberzeugung von der Wahrheit des christlichen Glaubens bey einem Menschen zu hoffen ist. Denn die Erfahrung lehret, daß schon so viel tausend Predigten gehalten und Bücher geschrieben sind, zum Beweise und zur Vertheidigung des christlichen Glaubens, und dennoch ist die Anzahl der Ungläubigen noch so groß, und bey ihrer vielen ist so wenig damit ausgerichtet worden. Was ist die Ursache? Eben diejenige, welche macht, daß nicht alle Schüler eines guten Lehrmeisters gelehrte Leute werden. Die Beweißgründe sind allezeit wahr und bündig, aber sie werden nicht allezeit auf eine gute Art angenommen.

Wer

Wer von der christlichen Religion überzeugt seyn will, der muß erstlich eine feurige Begierde nach Wahrheit und Glückseligkeit besitzen, und diesen großen Gütern ihren gebührenden Wehrt beyzulegen wissen. Dieß ist die erste Anlage zum Christenthum, und die Talente, ohne welche man es nie weit darinn bringen wird. Also schicken sich nicht darzu diejenigen kleinen und niedrigen Seelen, deren Begierden sich nicht weiter, als auf äußerliche Güter erstrecken, und die zufrieden sind, wenn sie Geld, schöne Kleider, große Titel, und Gelegenheit zu den Ergötzlichkeiten der Sinne besitzen. Diese Leute sind allezeit entweder so zerstreuet durch die Geschäfte, Sorgen und Bekümmernisse dieses Lebens, oder so eingenommen und trunken von Wollüsten, daß sie niemals zu einem stillen und sorgfältigen Nachdenken über die Sachen der Religion kommen, und sie mit der nöthigen Aufmerksamkeit betrachten werden. Sie fragen, wie Pilatus mit Verachtung: was ist Wahrheit? Diese gehet ihnen, ihrer Meinung nach, wenig an, und sie sind sehr gleichgültig gegen alle Sachen, die nicht die Hauptabsicht ihres Lebens, nämlich Reichthümer, Ehre und Ergötzlichkeiten betreffen. Thut dem Orgon Vorschläge zu einem vortheilhaften Handel, und entdecket ihm eine neue Quelle des Gewinnstes: sprechet mit dem Damis von dem Beyfall, welchen seine Schriften erhalten haben, und von großen Gönnern, die ihn erheben wollen: ladet die Psyche zu einer Ergötzlichkeit ein, und überleget mit ihr, welchen Putz sie anlegen soll:

sie werden euch Tage lang mit der größten Aufmerksamkeit anhören, und kein Wort verlieren. Aber prediget ihnen, wie Paulus dem Felix, von der Wahrheit, von der Gerechtigkeit, von der Keuschheit, von dem zukünftigen Gerichte, sie werden entweder lange Weile haben, jähnen und einschlafen, oder verdrüßlich werden, und euch zur Antwort sagen lassen: Gehe hin auf dießmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich wieder rufen lassen: und wie lange werdet ihr darauf warten müssen?

Kann man wohl eine Sache von so weiter Erstreckung, als die Religion ist, mit den flüchtigen Blicken übersehen, welche die Weltkinder darauf verwenden? Kann man Gründe, die so tief verborgen liegen, ohne Nachdenken fassen? Die Wahrheit ist eine edle und keusche Schöne, die sich nicht dem ersten Anlauf eines jeden Buhlers Preiß giebt, sondern sich selbst im Wehrt hält, und deren Gunst man durch sorgfältige und beständige Bemühungen gewinnen muß. Wer Religion haben will, der muß ernsthaft seyn können, wenn es Zeit davon ist, und die Flüchtigkeit und der flatterhafte Witz, welcher alle Geschäfte verderbet, schickt sich nirgends weniger, als zu dieser wichtigen Sache. Er muß wissen, worinn die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehet, nämlich nicht bloß in äusserlichen Gütern, sondern in der Vollkommenheit seiner Natur und seines ganzen Zustandes, und in einem reinen und beständigen Vergnügen, welches aus dem Besitz

und

Besitz und Genuß wahrer und dauerhafter Güter entstehet. Er muß also edle und große Begierden haben, er muß Anschläge machen, die von Wichtigkeit sind, und sich als ein Wesen betrachten, welches einen höhern Grad der Vollkommenheit, als ein Vieh, erreichen kann. Er muß die Stunde für verlohren halten, die er mit Verdruß zugebracht hat, und so viel Vergnügen einzuerndten suchen, als nur möglich ist. Er muß einen Schauer vor einem ewigen Elende empfinden, und an eine ewige Glückseligkeit nicht anders, als mit Entzückung gedenken. Er muß die Wahrheit, als die höchste Vollkommenheit seines Verstandes, und als die Wegweiserinn zur Glückseligkeit betrachten, und die Unwissenheit und den Irrthum für eine Schande und Unglück halten.

Wie gehet es zu, daß so viel große Geister, die sich durch Thaten und Schriften in der Welt berühmt gemacht haben, dennoch Verächter des christlichen Glaubens sind, und denselben verleugnen und verspotten? Sie haben wirklich Witz und Talente, und man muß ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ihre Werke vortreflich und ihre Schriften schön sind, was die Rede und Dichtkunst betrift. Man sollte also meynen, die Wahrheit und Vortreflichkeit der christlichen Religion müßte ihnen nothwendig in die Augen leuchten. Aber es ist ihnen nicht um die Wahrheit, sondern um ihre Ehre zu thun, und der Ruhm des Verstandes ist ihnen lieber,

als der Gebrauch desselben. Sie ziehen die Blumen den Früchten, und das Angenehme dem Nützlichen vor: ein witziger Einfall gilt bey ihnen mehr, als ein gründlicher Beweiß: und sie sind zufrieden, wenn sie nur von der Welt bewundert und gelobet werden, ob sie gleich selbst dabey höchst elende sind. Sie denken nicht, um besser, tugendhafter und glücklicher zu werden, sondern um ihren Witz glänzen zu lassen, oder Absichten auszuführen, die ihnen der Stolz oder der Geitz eingegeben haben. Sie nehmen sich also keine Zeit über die Wahrheiten des Glaubens im Ernst und Ruhe nachzudenken; sie sehen sie oben hin an, und es ist genug für sie, so viel davon zu wissen, als nöthig ist, darüber zu spotten, ohne davon gründlich zu urtheilen.

Man muß mit dem Verstande haushalten, wie mit dem Gelde, weil wir nur ein gewisses und eingeschränktes Maaß desselben besitzen. Wer zu viel auf die Pracht und das Vergnügen wendet, der behält zu wenig vor die Nothwendigkeiten. Die Glückseligkeit des Menschen aber, und daher auch die Religion, welche ein unentbehrliches Mittel darzu ist, erfordert die vornehmste Anwendung des Verstandes, und wer seine Zeit und Kräfte zum Denken schon verschwendet hat, wenn es dahin kommt, der ist wie ein böser Haushalter, der das Geld im Wein vertrunken hat, davor er Brod kaufen sollte. Hohe und weit aussehende Absichten, welche mit hitzigem Eifer betrieben werden, eine Ueberladung mit welt-

weltlichen Geschäften und Zerstreuung in sinnlichen Ergötzlichkeiten, reißen die ganze Seele an sich, und hindern das stille Nachdenken und die ernsthaften Ueberlegungen, die die wichtigen Angelegenheiten der Religion erfodern. Ist es nun Wunder, daß Leute in der Religion seichte sind, die in Welthändeln vor gründlich und stark passiren können.

Zum andern muß derjenige, welcher von dem christlichen Glauben überzeugt werden soll, richtige Grundsätze der natürlichen Religion und der Sittenlehre haben. Mit einem Gottes-Verleugner muß man höher anfangen, als ich hier Willens bin, und ihm die ersten Buchstaben der menschlichen Erkenntniß zuvor beybringen, ehe man ihn zum Christen machen kann. Denn man muß gewisse Gründe haben, daraus man disputiret, und dabey man denjenigen fassen kann, den man zu überzeugen gedenket. Ich setze also voraus, daß jemand ein ewiges, allmächtiges, verständiges und gütiges Wesen annehme und zugebe, welches die Welt erschaffen habe und regiere, dessen Wille dem Menschen ein Gesetz sey, dem wir nach allen Rechten zu gehorchen verbunden sind. Er muß von der Natur des Menschen, und seinem Verhältniß gegen die übrigen Theile der Welt eine Einsicht haben, und daraus die Pflichten erkennen, welche die allgemeinen Gesetze der Ordnung und Vollkommenheit erfodern. Er muß eine Art der allgemeinen und natürlichen Grundlehren wohl inne haben, nach welcher vernünftige Leute im

gemeinen Leben urtheilen, und das, was wahr und falsch ist, entscheiden. Es ist also nichts anzufangen mit solchen Leuten, die in ihrem Leben nie gedacht, und sich um nichts weiter, als um gewisse Kleinigkeiten, bekümmert haben, damit sie ihr Leben vertändeln und ihre Zeit verschwenden. Diese haben kein Gefühl der Wahrheit; sie sehen die Folge eines Schlusses nicht ein, und die stärksten Beweise sind von keiner Kraft für sie. Eben so wenig wird man bey Leuten ausrichten, welche von Vorurtheilen eingenommen sind, und böse Grundsätze eingesogen haben, oder man muß diese Befestigungen erst zerstöhren, und sich den Weg zu ihren Gemüthern zu bahnen suchen, damit sie unpartheyisch von der Sache urtheilen können. Ein Lehrer, dem an der Ueberzeugung seiner Zuhörer gelegen ist, muß sie also vorher ausforschen, und vertraut zu machen wissen, damit er ihre Meinungen entdecke, und wisse, von welcher Seite er sie angreifen und durchdringen könne. Lasterhafte Sitten und verderbte Neigungen stehen auch der Wahrheit sehr entgegen, und suchen hinter dem Unglauben eine Schutzwehr, sich wider die Anfälle des bösen Gewissens zu vertheidigen, daher die Besserung des Geistes und des Herzens mit einander verbunden seyn müssen. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, und das Geheimniß des Herrn ist unter denen, so ihn fürchten, Ps. 25, 14. Jesus Christus, der große Lehrer der Wahrheit, sagt: So jemand will deß Willen thun, der mich gesandt hat, der wird innen werden

den, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede, Joh. 7, 17. Die Erfahrung ist in allen Künsten und Wissenschaften die beste Lehrmeisterinn, und diese läßt sich auch bey dem Christenthum sehr wohl gebrauchen. Denn wenn jemand gewahr wird, daß ihn die Lehren desselben weise, tugendhaft und glücklich machen, so ist kein Zweifel, daß sie vortreflich sind, und allen Beyfall verdienen. Man kann in der Religion so gut aus der Erfahrung Beweise führen, als in der Psychologie, wenn sie mit aller Behutsamkeit angestellet werden, und die Arzeneyen der Seele können eben sowohl, als die Arzeneyen des Leibes, durch Proben bewähret werden. Die Zeugnisse davon verdienen allen Beyfall, wenn sie glaubwürdig genug sind, und man kann sie nicht ohne Verwegenheit verwerfen. Uns selbst aber dienet diese Erfahrung, sonderlich im Fortgange des Christenthums, zur Befestigung des Glaubens.

Endlich muß derjenige, der ein wahrer Christ seyn will, mit bescheidener Demuth die Schranken der menschlichen Vernunft erkennen, und die Gabe besitzen, sich weisen und belehren zu lassen. Wir würden sehr vermessen handeln, wenn wir uns unterfangen wollten, alle Tiefen der Erkenntniß zu ergründen, allen Unterricht verachten, und uns entweder die Allwissenheit Gottes anmaßen, oder alle Erkenntniß für unnöthig halten wollten, die wir nicht selbst ergründen können. Unser Verstand hat eben so wohl seine Grenzen, als die Sinne, und so wie es Dinge

giebt, die wir nicht sehen und hören können, so giebt es deren auch sehr viele, die wir durch Vernunftschlüsse nicht herausbringen können. Unter diesen letzten können gleichwohl viele Dinge seyn, die uns zu unserer Wohlfahrt zu wissen nöthig sind. Wie ist die Welt und das menschliche Geschlecht entstanden? Was hat es vor eine Bewandniß mit dem Wesen, das da in uns denket? Wird es bey dem Tode bleiben oder mit vergehen? Woher kommt das natürliche und sittliche Verderben der Menschen, und wie ist ihm abzuhelfen? Wie verhält sich die Majestät und Gerechtigkeit Gottes bey den Sünden der Menschen? Werden sie aufs schärfste bestraft, oder können sie vergeben werden? Was vor Absichten hat die göttliche Vorsehung bey den Schicksalen unsers Lebens, und wie weit erstreckt sich dieselbe? Wo wird das ungestrafte Laster vergolten, und die unglückliche Tugend belohnet? Welcher Weltweise hat auf diese Fragen mit beruhigender Gewißheit antworten, und uns von diesen Sachen einen zureichenden Unterricht geben können?

Entweder müssen wir die Erkenntniß dieser Dinge verachten, und vor unnöthig halten, welches ungereimt seyn würde, oder wir müssen uns von jemand unterrichten und belehren lassen, der davon Wissenschaft hat. Und alsdenn müssen wir mit dem Unterricht zufrieden seyn, der uns gegeben wird. Alles wissen wollen, ist eben so thöricht, als nichts lernen zu wollen; man muß am rechten Orte anfangen und aufhören; es giebt

Stufen

Stufen der Vollkommenheit, unter welchen wir nicht ohne Trägheit bleiben, und über welche wir nicht ohne Verwegenheit steigen können. Wir müssen also auch Geheimnisse annehmen, das sind solche Sachen, die wir nicht völlig begreifen, sondern nur in dem Grade einsehen können, darinn sie uns sind bekannt gemacht worden. Wir können demjenigen, der uns unterrichtet, nicht zumuthen, uns alles zu sagen, was wir wissen wollen, und seinen ganzen Schatz gegen uns auszuleeren, welchen wir vielleicht nicht zu fassen und nützlich zu gebrauchen im Stande sind. Wenn sich Gott nun selbst hat bemühen wollen, uns zu unterrichten, so müssen wir gestehen, daß derselbige ohnstreitig der geschickteste und vortreflichste Lehrmeister für uns sey, aber ein Lehrmeister, der vieles vor sich behalten müssen, weil wir einer so hohen Weisheit, als er selbst, nicht fähig sind, und er selbst hat bestimmen müssen, wie weit sich die Schranken unserer Erkenntniß erstrecken sollen. Damit müssen wir zufrieden seyn, und mit dem Augustinus denken: nos, quae nos scire Deus noluit, libenter nesciamus. Die stolzen Geister, welche alle Tiefen ergründen und alle Höhen ersteigen wollen, denen nichts verborgen und unbegreiflich seyn soll, schicken sich also gar nicht zum Christenthume.

Man kann keine mathematische Beweise der Sachen fodern, die den christlichen Glauben betreffen, sondern muß mit der moralischen Gewißheit zufrieden seyn, welche aber hinlänglich ist,

unser Gemüth zu beruhigen, und unser Leben zu regieren. In den allerwenigsten Fällen des gemeinen Lebens kann man eine solche Gewißheit der Sachen haben, als wir in der Rechenkunst und Geometrie antreffen, sondern man richtet sich nach einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit, und verfähret sehr vernünftig dabey. Wenn ich ein Haus kaufe, wer kann mir demonstriren, daß es morgen nicht abbrennen werde, und ich kaufe es doch, wenn ich einen guten Handel thun kann. Ich kann aus der Natur meines Körpers und der Beschaffenheit meines Zustandes in der Welt nicht erklären, daß ich noch ein Jahr leben werde; gleichwohl bestelle ich meinen Acker, damit ich übers Jahr erndten möge, und ich würde unvernünftig handeln, wenn ich mich diese Ungewißheit abhalten ließe, solches zu thun. Man kann die Sachen der Religion nicht alle aus Begriffen herleiten, und a priori erkennen. Sie betreffen zum Theil Begebenheiten, die mit Zeugnissen erwiesen werden müssen, und zukünftige Dinge, die uns vorhergesagt werden, und von beyden findet keine unmittelbare Empfindung statt. Die christliche Religion ist halb Wissenschaft, halb Geschichte, und Wahrheiten, die keines Erweises a priori fähig sind, muß man um eines glaubwürdigen Zeugnisses willen annehmen. Alles zu glauben, ist eben so thöricht, als nichts zu glauben, und dieses letzte ist ein Zeichen, daß man nicht Stärke des Geistes genug habe, den Beweiß einzusehen, und seine Kraft zu empfinden. Dieß nun vorausgesetzt,

gesetzt, so folgen meine Gedanken, wenn ich über die Wahrheit der christlichen Religion nachdenke, also auf einander:

Gott ist die Liebe! Ein Grundsatz, den ich zwar mit Worten der heiligen Schrift ausdrucke, aber nicht aus derselben zu erweisen nöthig habe, weil ich ihn auf allen Seiten der Welt angeschrieben finde. Ich werde überall im Reich der Natur eine gewisse Ordnung, Vollkommenheit und Uebereinstimmung der Sachen mit ihren Absichten gewahr, und sie machen ein unvergleichliches Ganzes aus, welches in allen seinen Theilen vortreflich ist. Ich sehe zweyerley Geschöpfe in der Welt: lebendige, welche eine eigene Vorstellungs- und Bewegungskraft haben, und einer Glückseligkeit fähig sind, und leblose, welche keine Empfindung haben. Alle leblose sind um der Lebendigen willen da, sie befördern ihre Erhaltung, Vollkommenheit und Glückseligkeit, sie endigen sich bey ihnen, und werden von ihnen gebraucht und aufgezehret: Insbesondere finde ich in der Welt tausend Sachen, die dem Menschen angenehm, nothwendig und nützlich sind. Er genießet das reine Licht und die sanfte Wärme der Sonne: ihm leichtet der Mond und die Sterne: er athmet die freye Luft, die Wolken geben ihm den Regen, er trinket das Wasser aus den Quellen, die Erde trägt ihm Früchte, die er zu seiner Nahrung, Kleidung, Bequemlichkeit und Vergnügen gebraucht: so viel Arten der Thiere dienen ihm: seine Seele

ist

ist mit den erhabensten und vortreflichsten Kräften ausgerüstet, und sein Leib ist zu allen denen Verrichtungen geschickt, welche sein Zustand erfodert.

Wenn ich nun voraussetze, daß die Welt einen verständigen und allmächtigen Urheber habe, so sehe ich, wie mir deucht, mit einer ungemeinen Deutlichkeit ein, daß derselbe ein Freund der Menschen seyn und an ihrer Vollkommenheit und Wohlfahrt ein Vergnügen gefunden haben müsse. Von ihm rührt die ganze Einrichtung unserer Natur und unseres Zustandes in der Welt her. Das erste, von so vielen unerkannte, und unaussprechliche Vergnügen, daß ich bin; daß ich auch unter denen Creaturen bin, welche da sind ihren Schöpfer zu verherrlichen, und glücklich zu werden, habe ich ihm zu danken, und ich würde nicht seyn, wenn er nicht gewollt hätte, daß ich wäre. Er würde mich aus der Welt weggelassen haben, wenn er mich nicht geliebet und keinen Gefallen an mir gehabt hätte. Ich komme ihm, meinem Wesen und Natur nach, am nächsten, unter allen Geschöpfen der Erde, er hat mir sein Ebenbild eingedruckt, und meiner Seele einen Strahl seines Lichts mitgetheilet, und er liebet sich selbst in mir. Ich bin einer deutlichen Erkenntniß, ausgebreiteter Wissenschaft, erhabener Gesinnungen, und eines großen Vergnügens fähig. Ich besitze einen Leib, der das größte Meisterstück der Weisheit ist, und der mir sowohl tausend angenehme Empfindungen zuträgt, als auch mich in den Stand setzt,

tausend

tausend nützliche Handlungen vorzunehmen. Der Urheber der Welt und meines Wesens hat mir ein großes Haus erbauet, und dasselbe mit allen Sachen angefüllet, die zu meiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Vergnügen gereichen: als dasselbe fertig war, hat er mich dahinein geführet, und mir alles zum Gebrauch und Genuß überlassen. Er hat mich ausgestattet, wie ein vorsichtiger und freygebiger Vater sein Kind, und mir es an nichts fehlen lassen, was ich bedurfte.

Wenn mir ein Mensch den tausendsten Theil des Guten erzeiget hätte, das mir mein Schöpfer hat wiederfahren lassen, so würde ich ihn vor meinen wahren Freund halten: ich würde ihn mit Entzückung umarmen, und glauben, daß ich ihm den größten Dank von der Welt schuldig wäre. Solte aber die Liebe selbst keinen Dank bey mir verdienen können, und zwar deswegen, weil ihrer Wohlthaten so viel sind, daß ich sie nicht übersehen und in Rechnung bringen kann? Ich muß also dem Urheber der Welt das Recht wiederfahren lassen, daß er mein größter Wohlthäter ist, und sich um mich unendlich verdient gemacht hat.

Ich schließe aber aus den augenscheinlichen Proben der Zuneigung desselben gegen die Menschen, seinen Vorsatz sie glücklich zu machen, und in einen solchen Zustand zu setzen, darinn sie eines wahrhaftigen und dauerhaften Vergnügens genießen können. Denn das ist der Charakter

eines

eines guten Vaters und Freundes, und ich habe alle Gründe von der Welt ihn davor zu halten. Wohlthaten bringen auf die natürlichste Art Dankbarkeit und Gegenliebe hervor. Sie haben aber noch eine andere Folge, daß sie demjenigen, der sie empfängt, ein Vertrauen gegen denjenigen einflößen, der sie giebt, alles Gute von ihm zu erwarten, das er ihm mitzutheilen im Stande ist, und auf seine Liebe große Rechnung zu machen. Warum lebt ein Kind so unbesorgt um seinen Unterhalt, und überläßt sich der Liebe seines Vaters mit so viel Vertrauen? Es erinnert sich der Wohlthaten, die es schon erhalten hat, und diese machen ihm Hoffnung, daß der Vater sein ganzes Glück besorgen, und es ihm an nichts fehlen lasse, was dazu erfodert wird. Es ist ein Unrecht, das man seinem Freunde anthut, wenn man ihn in Verdacht der Untreue ziehet, und von ihm glaubet, daß er uns eine Wohlthat versagen werde, die uns nützlich ist, und die in seinem Vermögen stehet. Von einem Freunde, wie mein Schöpfer ist, der so mächtig und weise ist, und mir so große Proben seiner Liebe gegeben, kann ich also mit der größten Wahrscheinlichkeit und Gewißheit alles Gute erwarten, und mein Glück kann in keine bessere Hände fallen, als in die seinigen. So muß ein jeder von Gott denken, der der edlen Gesinnungen von Freundschaft, Dankbarkeit und einem guten Zutrauen fähig ist.

Es sind aber gleichwohl viele Uebel in der Welt, die den Menschen drücken, und die Gott ver-

verhindern konnte, wenn er seine Macht gebrauchen wollte. Sollte mich das nicht an seiner Liebe zweifelhaft machen, und mich verleiten, mir weniger von ihm zu versprechen, als er zu leisten im Stande ist? Ich glaube nicht, daß ich darzu Ursache haben würde. Viele von den Uebeln, darüber ich klage, sind nur der Empfindung nach böse, aber sehr heilsam, wenn man ihre Würkungen betrachtet. Sie sind Mittel eines größern Guten, Uebel im Kleinen und in den Theilen, die ein Gut im Ganzen und im Großen werden.

Ceqvi paroit un mal a notre foible vue
Eſt de notre bonheur une ſource inconnue.

Die Krankheiten errinnern uns für unsere Gesundheit und die Erhaltung unsres Leibes Sorge zu tragen: die Armuth und der Mangel haben uns die Künste gelehret, ohne welche unser Leben sehr dürftig und elend seyn würde, und beleben noch täglich den Fleiß und die Arbeitsamkeit der Menschen. Wenn Wetterschäden und andere Zufälle die Lebensmittel und äusserlichen Güter der Menschen vermindern, so verhüten sie den Ueberfluß, welcher eben so schädlich als der Mangel seyn würde. Die ungestümen Begierden der Menschen müssen durch gewisse Uebel im Zaum gehalten werden, und sie würden bey ihren Thorheiten und Leidenschaften die größten Ausschweifungen begehen, wenn sie nicht unter dem Druck erhalten würden. Wie kann man die Folgen unserer Vergehungen auf die

Rech-

Rechnung des Schöpfers schreiben, der alles thut, um dieselben zu verhüten? Ich, der ich die Welt mit einem heitern und zufriedenen Auge betrachte, finde weit weniger Uebel in derselben, als ein schwermüthiger und mißvergnügter Einsiedler, der darinn lauter Jammer und Elend siehet, und ich bin viel zu billig, um einiger Uebel willen, die ich mir entweder selbst zugezogen habe, oder die vielleicht ihre heilsame Folgen haben können, das viele und offenbare Gute zu vergessen, das mir mein Schöpfer erzeiget.

Ich habe also in mir selbst eine Anlage zu meinem Glück; ich finde ausser mir sehr viel Hülfsmittel, mein Leben angenehm und vergnügt zu machen: es ist vor alle meine cörperliche Bedürfnisse gesorgt: ich treffe vor alle meine Sinne Ergötzlichkeiten an. Es fehlen mir aber gewisse Kenntnisse, ohne welche ich nicht ruhig und vergnügt leben kann. Es ist mir nicht genug, daß ich zu essen und zu trinken habe, meinen Leib anständig kleide, bequem wohne, und mich im Garten, in der menschlichen Gesellschaft, durch die Wissenschaften, und viel andere Sachen vergnüge. Ich merke wohl, daß ich einer höhern Glückseligkeit, als ein Thier, fähig bin. Aber ich bin von der Beschaffenheit derselben und von den Mitteln, darzu zu gelangen, nicht hinlänglich unterrichtet. Ich fühle in mir gewisse Bedürfnisse, und ich weiß nicht, wie ich denselben abhelfen soll.

Ich

Ich werde in mir selbst ein Wesen von einer viel höhern Natur, als alle körperliche Dinge, gewahr, eine Seele, welche Vernunft, Freyheit, und eine Fähigkeit zur Tugend sowohl, als zu einem erhabenen Glück besitzet. Ich sterbe, wenn das Gebäude meines Leibes nicht länger bestehen kann, oder durch einen Zufall zu Grunde gerichtet wird. Und was widerfähret alsdenn meiner Seele? wird sie wirklich bleiben, wenn der Leib zerstöhret wird? Wird sie nach dem Tode noch denken, sich ihrer selbst bewußt seyn, und sich ihres vorigen Zustandes erinnern? oder wird sie mit dem Leibe vergehen und aufhören? Ich muthmaße zwar ihre Unsterblichkeit, aus ihrer eigenen Natur, aus der Gerechtigkeit Gottes, und aus dem allgemeinen Glauben der Menschen. Allein ich habe nicht die Gewißheit von dieser Sache, die mich beruhigen könnte? Es wäre gleichwohl ein trauriges Unglück für mich, wenn ich gänzlich untergehen und vernichtet werden sollte, für mich, der ich Lust zu Leben habe, und mich meines Daseyns freue. Ich muß mir selbst sehr klein und nichtswürdig vorkommen, wenn ich zu nichts bessers gemacht zu seyn schiene, als mir eine Zeitlang mit diesen Kleinigkeiten, die ich Händel der Welt nenne, zu schaffen zu machen, die Rolle eines von manchen Zufällen umhergeworfenen, Abendtheurers, und wohl manchmal eines Narren zu spielen, und alsdenn abzutreten und zu vergehen.

Und wenn meine Seele den Tod des Leibes überlebet, und noch vorhanden ist, in was für einem Zustande wird sie sich befinden? Kann und werde ich auch alsdenn vergnügt und glücklich leben? Wo komme ich hin? Wie wird es mir ergehen? Man sagt von ewigen Belohnungen und Strafen, von einer Seligkeit und Verdammniß: ist sie oder ist sie nicht? Und wenn ein ewiges Elend ist, wie werde ich demselben entfliehen, und dasselbe vermeiden? Denn es kommt mir schrecklich und unerträglich vor, ewig unglücklich zu seyn, und ich zittre für einer unaufhörlichen Marter, ich, der ich nicht gerne eine Stunde auf der Welt in Verdruß und Mißvergnügen zubringen mag. Wenn ich unsterblich bin und ewig lebe, wodurch werde ich glücklich werden? Denn die äusserlichen Güter der Erde werde ich alsdenn nicht mehr brauchen können? Welche Vorbereitungen muß ich auf der Welt zu meinem künftigen Zustande machen, der in dem gegenwärtigen gegründet ist? Es wäre für mich ein großer Schade, wenn ich meine Seligkeit unwissend verscherzen sollte? Die Vernunft giebt mir auf diese Fragen keine zuverläßige Antwort, und es ist aus dem Reich der Todten noch Niemand zurück gekommen, der uns davon sichere Nachricht gegeben hätte.

Ich werde in den Werken Gottes Einheit, Ordnung und Uebereinstimmung zwischen Absichten und Mitteln gewahr, und schließe daraus einen großen Verstand und hohe Weisheit ihres

Urhe-

Urhebers. Ich sehe, daß er die Vollkommenheit und Glückseligkeit der lebendigen Creaturen und der Menschen insbesondere will, denn er hat die nachdrücklichsten und wirksamsten Mittel angewandt, und ihren ganzen Zustand darzu angelegt; er muß also sehr viel Güte und Menschenliebe besitzen. Er hat alle seine Werke so eingerichtet, daß seine großen Eigenschaften und Vollkommenheiten von vernünftigen Geschöpfen daraus erkannt werden können, und er will also, daß sie ihn erkennen, und eine gewisse Ehrerbietigkeit gegen ihn empfinden sollen. Es giebt also allgemeine Gesetze der Natur, welche der Wille des Schöpfers sind, davon die ersten und vornehmsten sind, daß alle vernünftige Creaturen ihren Schöpfer verherrlichen, und ihre eigene, und ihrer Mitgeschöpfe Glückseligkeit befördern sollen. Ich bin nach allen Rechten verbunden diese Gesetze zu beobachten, weil ich ganz ein Eigenthum Gottes bin, und meine ganze Glückseligkeit darauf ankommt, daß ich meinem Schöpfer wohlgefällig bin, und mit seinen Absichten übereinkomme. Ich bin also schuldig alle mögliche Ehrerbietigkeit, Liebe und Vertrauen gegen Gott zu haben und an den Tag zu legen: alle meine Kräfte zur Beförderung meiner Glückseligkeit anzuwenden, und meinen Mitgeschöpfen auf alle Art nützlich zu werden. Ich soll weise, mäßig, gerecht, gütig, arbeitsam, und dabey vergnügt und zufrieden seyn, und mich allezeit in der Ausrichtung meiner Pflichten finden lassen.

Ich werde aber in mir selbst ein moralisches Verderben gewahr, welches mich zur völligen Erfüllung des göttlichen Willens ungeschickt macht und daran hindert. Es fehlet mir bisweilen an lebendiger Erkenntniß meiner Pflicht und der Ursachen, die mich darzu bewegen sollen, und ich sehe hernach erst ein, wenn die Gelegenheit vorüber ist, was ich hätte thun sollen, und was ich versäumet habe. Schwache Strahlen der Herrlichkeit Gottes des Herrn leuchten mir entgegen, nicht als ob das Licht zu dunkel oder mein Auge zu blöde wäre, sondern weil ich nicht Aufmerksamkeit genug auf diesen wichtigen Gegenstand wende. Die Einbildungskraft stöhret den Verstand unaufhörlich in dem stillen und ernsthaften Nachdenken, und mischet fremde Bilder in die Vorstellungen der heiligsten und erhabensten Sachen. Ich bemerke in mir ein Uebergewicht der Sinnlichkeit über die Vernunft, und ich bin geneigt den ersten Eindrücken der Sachen zu folgen, ohne ihre wahre Beschaffenheit und Folgen zu überlegen. Ich nehme mir tausendmal vor meine Leidenschaften im Zaume zu halten, alle Augenblicke meines Lebens nützlich anzuwenden, und allen meinen Pflichten ein Genüge zu thun. Und doch werde ich oft von den Leidenschaften hingerissen einen Fehler zu begehen, eine matte Trägheit schneidet mir gleichsam die Nerven ab, Gutes zu thun, und die Stunde ist verlohren, die ich zu meiner Pflicht und zum Dienst Gottes hätte anwenden sollen. Video meliora proboque,

dete-

deteriora sequor. Ich errinnere mich der Sünden meiner Jugend mit Scham und Reue: und, nachdem ich angefangen habe vorsichtiger zu wandeln, bemerke ich meine Fehler mit Verdruß, und thue mir selbst selten ein Genüge. Es ist in dem Menschen ein unaufhörlicher Widerspruch der Vernunft und der Begierden: wir handeln den Grundsätzen der Billigkeit und unsers eigenen Vortheils entgegen: wir erkaufen eine kleine Freude für ein langes Herzeleid, und vertauschen große Güter für Kleinigkeiten. Was sind Geitz, Hochmuth, Wollust, Neid, Haß, Rachgier, anders als Krankheiten der Seele, die nicht nur uns selbst an unserer Wohlfahrt hindern, sondern uns auch zu unbrauchbaren und schädlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft machen? Und wie gemein sind sie unter den Menschen? Die Geschichte des menschlichen Geschlechts enthält die traurigsten Denkmale ungeheurer Laster, und der Tugendhafteste wird sich nicht rein von Fehlern finden. Das sind Wahrheiten, die uns die Erfahrung lehret, und die alle verständige Kenner der menschlichen Natur eingesehen haben.

Woher kommt dieses Verderben der Menschen, und welches sind die Quellen der Unordnung und Zerrüttung der Kräfte des Gemüths? Der Schöpfer hat uns gewiß nicht diesen Hang zur Sünde anerschaffen, und der Zustand unserer Natur scheinet den Gesetzen ganz zuwider zu seyn, die er bey der Einrichtung seiner andern Werke beobachtet hat. Wir sind weit über das Vieh,

was unser Wesen und Kräfte anlanget, aber weit unter demselben, was ihre Anwendung und ihr Gebrauch betrift. Es ist mir eben so viel daran gelegen, die Ursachen dieses Verderbens einzusehen, als ein Kranker zuwissen verlangt, woher sein Uebel kommt, um die Quellen desselben zu verstopfen.

Und wie verhält sich der Schöpfer und Herr der Menschen gegen ihre Fehler und Missethaten? Es ist leicht zu erachten, daß er gegen ihre Handlungen nicht gleichgültig seyn könne. Wir sehen, daß er sich seinen vernünftigen Geschöpfen sehr deutlich geoffenbaret hat, und also von ihnen erkannt und verehret seyn will. Er hat so viel gethan die Glückseligkeit der Menschen zu befördern, daß wir den Schluß machen können, daß ihm daran unendlich gelegen sey. Und in der Geisterwelt muß eben die Ordnung, Regelmäßigkeit und Vollkommenheit, als in der Körperwelt statt finden. Kann er nun wohl Gesinnungen und Handlungen der Menschen, die seinen Absichten und Willen gerade entgegen laufen, billigen und genehmhalten? Kann er ein Gefallen daran haben, wenn die edelsten seiner Geschöpfe auf Erden ihn nicht erkennen, die Pflichten der Ehrerbietigkeit, der Liebe, des Vertrauens und des Gehorsams gegen ihn versäumen, sich selbst und andre ihres gleichen unglücklich machen, und die allgemeine Ordnung und Vollkommenheit der Welt zerrütten und verkehren. Kann es ein Vater leiden; wenn ihn

seine

seine Kinder verachten, sich ins Unglück stürzen, und sein Haus verwirren? Welcher König wird seinen Unterthanen vergönnen, seine Majestät zu beleidigen, sein Reich zu zerstöhren, und den allgemeinen Wohlstand zu hindern? Ich besorge also, daß der Urheber, Vater und König der Menschen, durch ihre Sünden sehr beleidigt werde, und ihnen seinen Unwillen auf die nachdrücklichste Art empfinden lasse.

Ich erkenne durch die Vernunft meine Pflicht, Gott zu verehren, mich selbst und andere Menschen glücklich zu machen, und das Meinige zur allgemeinen Vollkommenheit der Welt beyzutragen. Ich habe davon selbst den größten Vortheil, und meine Pflichten sind die Mittel meiner Wohlfahrt, ohne welche ich nicht glücklich werden kann. Ich bin Gott dem Herrn unendlichen Dank schuldig für unzählige Wohlthaten, ja für mein Daseyn und das Leben selbst, das ich führe. Alle Rechte eines Vaters über sein Kind, und eines Königs über seine Unterthanen, kommen Gott dem Herrn in dem weitesten Umfange und mit dem stärksten Grunde zu. Und so oft ich ihn einen Vater und Herrn nenne, bekenne ich meine Pflicht gegen ihn, und verbinde mich darzu durch mein eigenes Geständniß. Ich weiß, daß ich ganz in der Gewalt Gottes bin, und daß alle meine Schicksale auf ihn ankommen: und doch unterstehe ich mich ihn zu beleidigen, indem ich sein Gesetz aus den Augen setze, und seine Absichten hindere. In der Sünde kommt

alles zusammen, was unrecht, schädlich und abscheulich ist, ein strafbarer Ungehorsam, eine schändliche Undankbarkeit, die unverantwortlichste Untreue, eine unbegreifliche Thorheit, und ein entsetzlicher Aufruhr und Empörung wider den allgemeinen Herrn der Welt, den alle vernünftige Creaturen verehren und anbeten müssen.

Was habe ich und andre Menschen in diesem Zustande von dem beleidigten Richter der Welt zu fürchten oder zu hoffen? Wird er mir meine Verbrechen verzeihen, oder wird er mich nach der Strenge strafen, und mir als einem ungerathenen Kinde und einem aufrührischen Unterthan begegnen? Wenn ich die Hoheit des Herrn, den ich beleidigt habe, und die Größe meiner Missethat betrachte, so scheinet sie mich schlechterdings zu verdammen, und meinen Tod zu fodern. Und wenn ich seine unleugbare und mit so vielen Proben bestätigte Menschenliebe erwege, so macht sie mir einige dunkele Hoffnung der Begnadigung, die aber nicht hinlänglich ist mich zu beruhigen. Das moralische Verderben des Menschen, oder die Erbsünde, kann Gott nicht wohlgefällig seyn, weil er heilig ist. Aber wie kann er es dem Menschen zurechnen, da es ihm angebohren ist, und nicht in seiner Gewalt stehet? Indessen thut der Mensch mehr Böses, als darzu ihm seine Natur treibt, er mißbraucht seine Freyheit, die er noch wirklich hat, und damit verdienet er eine gewisse Strafe.

Eine

Eine andere Schwierigkeit die mich beunruhiget, finde ich in den Schicksalen der Menschen. Ich sehe, daß es den Gottlosen oft wohl und den Frommen übel gehet. Leute von bewährter Tugend leiden das größte Unglück: sie liegen auf einem langwierigen Krankenbette, wie auf der Folter: sie schmachten in der Armuth: sie erdulden die schnödeste Verachtung und Lästerungen, sie sterben wohl gar auf dem Blutgerüste von den Händen der Henker. Es ist wahr, sie ertragen viele Uebel in Kraft des guten Gewissens, und der Tugend eigenen Zufriedenheit und Standhaftigkeit. Aber es giebt Uebel, die allen Trost verspotten, dergleichen sind Krankheiten, Hunger, Blöße, die auch dem Unempfindlichsten wehe thun. Und sehr viel rechtschaffene Leute haben bey ihrer Tugend eine gewisse Zärtlichkeit oder Schwachheit, die da macht, daß sie die Uebel, die ihnen begegnen, sehr hoch und um so viel mehr empfinden, je weniger sie solche verdienen. Und welche Belohnung hat ein Märtyrer, oder ein Mensch, der sein Leben im Kriege fürs Vaterland aufopfert, wenn sein Tod selbst ein gutes Werk und zugleich ein Untergang ist, nach welchen keine Vergeltung weiter statt findet. Wie grausam werden nicht bisweilen unschuldige Kinder von Krankheiten gemartert, und welche traurige Zufälle begegnen ihnen, ohne daß sie irgend einer Bosheit auch nur fähig seyn sollten, damit sie solche verdienen konnten. Sie werden gebohren, leiden, und sterben dann wieder. Sind sie nur darzu geschaffen, um gequälet zu werden?

Wie manche gerechte Sache wird in der Welt unterdrückt? Wie manch gutes Werk wird übel vergolten? Und die Nachwelt erkennet nach langer Zeit erst das Unrecht, wenn keine Genugthuung mehr statt findet.

Im Gegentheil gehen oft die größten Bubenstücke wohl von statten, und machen ihre Urheber reich und groß, und ihrer Empfindung nach glücklich. Die Ungerechtigkeit und das Laster triumphiren oft über die Gerechtigkeit und Tugend im Kriege, vor Gerichte, im menschlichen Umgange, und rühmen sich ihres Sieges. Leute ohne Verstand, ohne Sitten, ohne Redlichkeit und Gottesfurcht, mit den niederträchtigsten Neigungen angefüllet, und mit allen Lastern befleckt, leben, sind gesund, erreichen ein hohes Alter, haben einen Ueberfluß an Glücksgütern, und erfahren kaum, daß in der Welt Elend und Unglück sey. Man sagt, daß sich das Laster selbst bestrafe durch das böse Gewissen und die daher entstehende Furcht und Unruhe. Aber sie empfinden davon nichts, sondern unterdrücken die innern Vorwürfe durch ihre Leichtsinnigkeit, Lustbarkeiten und Zerstreuungen.

Hier möchte ich, wie David, sagen, Ps. 73, 13. **Solls denn umsonst seyn, daß mein Herz unsträflich lebet, und ich meine Hände in Unschuld wasche?** Hier scheinet mir der Urheber der Welt sich selbst zu widersprechen. Er will die Tugend, und liebet diejenigen, die sie ausüben.

üben. Und doch läßt er sie elend werden, da er ihre Uebel weiß, und sie verhüten konnte. Kann auch ein Vater ein frommes Kind, das er liebet, auf dem Krankenbette liegen, oder hungrig, oder nackend, oder in Gefahr sehen? Kann er im Stande seyn ihm zu helfen, und es doch gleichwohl im Elende umkommen lassen? Wird auch wohl ein weiser und gerechter König einen rebellischen Unterthan und treulosen Bedienten der Begnadigungen würdigen, und ihm die Reichthümer und Ehrenstellen zuwenden, die er so wenig verdienet und so übel anwendet? Diese Ungleichheit der menschlichen Schicksale und ihre scheinbare Unbilligkeit beunruhiget mich. Ich sehe auf der einen Seite sehr viel Gründe für die Weisheit, Gerechtigkeit und Güte des Schöpfers und Regenten der Welt, und ich freue mich dieselbe zu glauben, weil ich sehr viel Trost darinn finde. Auf der andern Seite aber stehen mir große Zweifel entgegen, und ich zweifle mit Verdruß, weil ich in Gefahr stehe, den stärksten Grund meiner Ruhe und Zufriedenheit zu verlieren. Wenn diese Zweifel bey mir überhand nehmen, so empfinde ich nicht den Trieb zu meinen Pflichten, und die Freudigkeit im Dienste Gottes, die mich beleben, wenn ich ihn für einen gnädigen Vergelter der menschlichen Handlungen halte. Keine Gleichgültigkeit gegen das Recht und Unrecht! Kein Tugendhafter, der unglücklich, und kein lasterhafter Mensch, der glückselig ist, in dem Reiche der höchsten Weisheit, Gerechtigkeit und Güte! Sonst hören alle Ursachen

chen auf seine Pflicht zu erfüllen, und der Tugend sind die Nerven abgeschnitten.

Ein ernsthafter und nachdenkender Mensch kann nicht glücklich seyn, ohne eine Erläuterung dieser Fragen, die ich aufgeworfen habe, absonderlich, wenn er durch die Leiden dieses Lebens, harte Schicksale und die Gefahr des Todes aufgeweckt, und zur Untersuchung derselben angetrieben wird. Zum wenigsten ist gewiß, daß ein zuverlässiger Unterricht von denselben ungemein viel zur Beruhigung und Zufriedenheit eines vernünftigen Menschen beyträgt, und ein sicheres Mittel ist, uns alle Leiden erträglich zu machen, und die Beschwerden dieses Lebens zu erleichtern. Daher ist es gekommen, daß sich das ganze menschliche Geschlecht mit diesen Untersuchungen beschäftiget hat, und wir davon Spuren unter allen Völkern und in allen Schriften der Weltweisen finden. Nur ist es Schade, daß sie es so schlecht getroffen haben, und wir hier in der natürlichen Erkenntniß des Menschen eine so große Lücke antreffen, welche die klügsten Köpfe nicht ausfüllen können. Was sie uns von der Unsterblichkeit der Seele, von den ewigen Belohnungen und Strafen, von der Versöhnung der Menschen mit Gott, und von der Regierung der menschlichen Schicksale sagen, ist so mager, nüchtern, zweifelhaft und unzulänglich, daß ein forschender Geist wenig Beruhigung darinn findet. Sollte nun wohl nicht der ewige Gott, der die Liebe selbst ist, und uns so große Proben seiner Zuneigung

neigung gegen die Menschen gegeben hat, auch in diesem Stücke für ihr Glück gesorgt haben, daß er ihnen diejenigen Kenntnisse gegeben, die zu ihrer Wohlfahrt so viel beytragen können, ja darzu ganz unentbehrlich sind? Warum hätte er uns eine Seele zum Denken gegeben, wenn wir in den wichtigsten Sachen hätten unwissend bleiben sollen? Wir wissen von Natur genug zu unserer Qvaal und Unruhe: wir fühlen unsern Mangel und Elend mehr als zu gut: sollten wir nicht auch etwas zu unserm Glück und Beruhigung wissen und erfahren? Sonst wäre die Begierde nach Wissenschaft ein Hunger, der nicht gesättiget würde.

Ich finde ein Buch in der Welt, welches die Christen die Bibel nennen, und daraus sie den Lehrbegriff ihrer Religion beweisen und herleiten. Dasselbe bestehet aus vielen kleinen Schriften, die nach und nach zusammen getragen und in ein Buch gebracht sind. Es ist sehr alt, und hat alle Kennzeichen einer unverfälschten Richtigkeit. Die Juden, welche den ersten Theil desselben, das alte Testament, in Verwahrung gehabt, haben die größte Sorgfalt angewendet dasselbe unverletzt zu erhalten, und alle Buchstaben desselben gezählet, weil sie es für ein großes Heiligthum gehalten haben, und ihnen bey der größten Strafe verboten gewesen ist etwas darzu oder davon zu thun. Das neue Testament bestehet aus vier Lebensbeschreibungen Christi, einer Geschichte der Apostel, einigen Briefen und einer

Pro-

Prophezeyung. Von diesen Büchern sind gleich anfangs viele Abschriften und Uebersetzungen gemacht und unter den christlichen Gemeinen zerstreuet worden. Wenn man die Abschriften mit einander und die Uebersetzungen mit den Urschriften vergleicht, so findet man, daß kein erheblicher Unterschied unter ihnen sey, und daß sie also noch in eben der Gestalt vorhanden sind, darinn sie von ihren Urhebern sind geschrieben worden. Es wäre auch eine vergebliche und unmögliche Bemühung gewesen, die Bücher zu verfälschen, indem man die zerstreueten Abschriften nicht wieder zusammen bringen konnte, und, wenn man gleich die eine verdarb, doch die andern unverletzt blieben, und den Betrug verriethen. Man findet zwar eine sehr große Menge unterschiedener und von einander abweichender Lesearten in diesen Schriften. Aber in welchen Schriften des Alterthums findet man sie nicht? Und es ist sehr leicht, durch die meisten Stimmen der Abschriften, durch den Zusammenhang der Rede, durch die Uebersetzungen, durch ähnliche Schriftstellen, und das Ansehen der Abschriften selbst, die richtige Lesearт herauszubringen. Wenn in einem biblischen Buche eine Stelle von einem Ketzer zum Vortheile seiner Meinung eingeschoben wäre, so würde sie andern Stellen widersprechen, welches man aber nicht findet. Es gereicht das selbst zum Vortheile der heiligen Schrift, daß sie aus mehrern einzelnen Schriften bestehet, die nach und nach geschrieben, und in deren meisten die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens

ent-

enthalten sind, und sie konnten also gar nicht, oder mußten alle zugleich verfälscht werden, welches nicht möglich war. Wider die einzige Stelle 1 Joh. 5, 7. **Drey sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der Heilige Geist, und die sind eins**, hat man große Zweifel, ob sie ächt und richtig sey: allein die darinn enthaltene Wahrheit kann aus andern Schriftstellen mit grosser Gewißheit erwiesen werden, und man kann sie allenfalls verlohren geben, ohne die Lehre von der Dreyeinigkeit selbst zu verlieren. Es sind wirkliche Denkmale von der Wahrheit dieser Schriften vorhanden, welche beweisen, daß sie ihre Richtigkeit habe.

Wir sehen die Spuren der Sündfluth, die sie uns erzählet: die Juden beobachten noch heutiges Tages die Gesetze, die ihnen vor so viel tausend Jahren gegeben sind: die Trümmer der Städte sind noch vorhanden, die sie uns beschreibet: das ganze Christenthum ist ein Beweiß der Bücher, darinn es gegründet ist. Ich muß also entweder alle Schriften des Alterthums verwerfen, oder ich muß diese auch annehmen, welche mehr Gründe, als irgend eine andre, für sich hat.

Dieses Buch antwortet mir auf alle Fragen, die ich aufgeworfen habe, und unterrichtet mich von allen Sachen, die ich wissen muß, wenn ich vergnügt und ruhig leben will. Es sagt mir: daß das Wesen, welches in mir denket, von dem Leibe unterschieden und ein Geist sey, welchen sie

die

die Seele nennet, Ps. 31, 6. In deine Hände befehle ich meinen Geist. Was hülfs dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele, Matth. 16, 26. Man kann den Leib tödten, aber nicht die Seele, Matth. 10, 28. und diese ist also unsterblich, sie überlebet den Tod des Leibes: ihr schadet die Fäulniß und Verwesung nicht: sie verläßt ihre zerstörte Wohnung, und dennoch behält sie die Kraft zu denken: sie ist sich ihrer selbst bewußt, und weiß, daß sie der Mensch gewesen ist, der sie auf Erden war. Sie erinnert sich ihres vorigen Zustandes, ihrer Thaten, ihrer Leiden, sie ist der Freude und des Schmerzens, einer Seligkeit und eines Elendes fähig. Dieß ist eine Wahrheit, welche die heilige Schrift beständig voraussetzt, und die auch im alten Testamente so gewiß gewesen ist, daß sie die Schriftsteller desselben oft zu sagen nicht für nöthig gefunden haben.

Eben dieses Buch sagt mir, daß ewige Belohnungen und Strafen auf die Menschen nach ihrem Tode warten, und daß ihre Thaten in dieser Welt in jener unausbleiblich vergolten werden sollen. Röm. 2, 7. 8. 9. Preiß, Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben. Aber Ungnade und Zorn, Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun. Joh. 5, 28. 29. Es kommt die Stunde, daß alle,

die

die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. Kommt her zu mir, wird der Richter der Welt zu den Frommen sagen, Matth. 25, 34. 41. 46. ihr Gesegneten des Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt her, zu den Gottlosen aber: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben. Die Seelen der Menschen werden alsbald, nachdem sie von dem Leibe getrennet sind, vor Gott dargestellet werden, ihr Urtheil zu vernehmen. Diejenigen, welche hier auf der Welt auf eine Besserung ihres Gemüths bedacht gewesen, und ihr Leben nützlich angewandt haben, werden durch und durch geheiliget, von der Sünde gereinigt, und mit den vollkommsten Gaben des Gemüths ausgeschmückt werden. Sie werden sich an einem sehr angenehmen Orte befinden, wo sie alles erfreuen wird, was sie empfinden, und den die Schrift den Himmel nennet. Sie werden Gott von Angesicht zu Angesicht schauen, oder die lebendigste und deutlichste Erkenntniß von ihm erlangen, welche sie unendlich vergnügen wird. Sie werden sich in der angenehmen Gesellschaft der heiligen Engel und seligen Seelen befinden, und alle Süßigkeit der

Freundschaft genießen. Sie werden sich mit dem Lobe Gottes und mit seinem Dienst beschäftigen, der sie ergötzen, aber nicht ermüden wird. In den Seelen der Gottlosen aber wird die Zerrüttung, Verwirrung, die lasterhaften Neigungen und die Fertigkeit Böses zu thun, auch nach dem Tode übrig bleiben und höher steigen, weil ihnen die Bearbeitung der göttlichen Gnade zu ihrer Besserung ganz entzogen wird. Sie werden an einen sehr unangenehmen Ort versetzt werden, welchen die heilige Schrift die Hölle nennet, wo ihnen alles, was sie empfinden, Verdruß verursachen, und sie martern wird. Weil sie durch den Tod aller Dinge beraubt werden, daran sie in diesem Leben einiges Vergnügen gehabt haben, so werden sie in die äusserste Armuth gestürzt, und von dem peinlichsten Mangel gequälet werden. Sie werden von Gott verstossen, und der Gelegenheit beraubt seyn, ihn lebendig zu erkennen, und weil sie nie gewohnt gewesen sich an ihm zu erfreuen, so sind sie der Seligkeit ganz unfähig. Sie werden andern bösen Geistern zugefüget werden, und allen Verdruß einer neidischen, feindseligen und lasterhaften Gesellschaft auszustehen haben. Die Seelen der Frommen werden in ihrem glücklichen Zustande, so wie die Seelen der Gottlosen in dem Stande des Elendes, bis an den letzten Tag der Welt bleiben. Alsdenn sollen beyde wieder mit ihren Leibern vereinigt werden, die Gott zu dem Ende wieder auferwecken wird. Es soll ein feyerliches Gericht über das ganze menschliche Geschlecht gehalten

halten werden, nach welchen die Seligkeit der Frommen sowohl, als das Elend der Gottlosen, vollendet werden, und hernach in alle Ewigkeit fort dauren wird.

Hier habe ich mein Schicksal; und nun weiß ich, was ich nach dem Tode zu fürchten oder zu hoffen habe. Ich bin, ich lebe, ich denke, ich bin noch derselbe, der ich auf der Welt gewesen bin. Ich werde ewig glücklich, wenn ich tugendhaft bin, und die Lehre der heiligen Schrift von Herzen annehme und beobachte. Aber ich bin verlohren, wenn ich mich lasterhaften Neigungen ergebe, und mit einem ungebesserten Gemüthe in die Ewigkeit komme. Wenn ich nun weise bin, so nehme ich meine Maaßregeln darnach. Ich hüte mich den Richter der Welt zu beleidigen, vor dem ich unausbleiblich stehen muß, und suche ihm auf diejenige Art wohlgefällig zu werden, die er mir vorgeschrieben hat. Und also bin ich sowohl für der Vernichtung, als für meinem Unglück sicher. Nachdem ich einmal angefangen habe zu leben, so gehet mein Leben ins Unendliche fort. Ich sehe Ewigkeiten voll Freude vor mir, und gehe dem zunehmenden Wachsthum meines Glücks getrost entgegen. **Ich lebe, ob ich gleich sterbe, ja ich sterbe nimmermehr, wenn ich an Christum glaube,** Joh. 11, 25. 26. bin ich nun nicht recht zu meinem Glück erschaffen? Habe ich nicht die größte Ursache von der Welt mich meiner Wirklichkeit zu erfreuen? Wenn mir der Tod nicht mehr fürchterlich ist, so können mich auch die unangeneh-

men Zufälle dieses Lebens nicht erschrecken. Ich habe noch Zeit genug glücklich zu seyn, weil ich eine Ewigkeit vor mir habe.

Was die Sünde der Menschen und das Verhalten Gottes dagegen betrift, so sagt mir die heilige Schrift, daß das menschliche Geschlecht von einem Paar, dem Adam und der Eva herstamme, welche Gott bey dem Anfange der gegenwärtigen Einrichtung der Erde nach seinem Ebenbilde, mit einer großen Vollkommenheit des Leibes und Gemüths, und in einem sehr glücklichen Zustande erschaffen hat. Es sind aber die ersten Menschen von einem bösen Geist verführet worden, wider Gottes Gebot zu handeln, und von der schädlichen Frucht eines Baums zu essen. Auf diese Sünde ist der Verlust des Ebenbildes Gottes, und der damit verbundenen Glückseligkeit erfolget. Die ganze Natur des Menschen wurde verderbt, und er verlohr die Fähigkeit zur völligen Beobachtung seiner Pflichten. Er mußte also nothwendig sehr unglücklich werden, und ihm wurde die Strafe der beleidigten Majestät Gottes, welche die Schrift den Tod nennet, zuerkannt. Dieses Verderben und die Neigung zur Sünde klebte der menschlichen Natur von ihrem Falle so fest an, daß sie auch auf die Nachkommen fortgepflanzt, und durch die natürliche Zeugung mitgetheilet wurde, daher sie die Erb-Sünde heißt. Alle Menschen sind also von ihrer Geburt an böse und verderbte Geschöpfe; sie sind wie ein Baum, der aus der Art geschlagen ist, und weder Schönheit noch Früchte zeiget: sie

sind

sind, was ihre Moralität betrift, wie ein Kranker, der keine Kraft zur Arbeit hat, und zu keinen Geschäften taugt. Es ist also nicht möglich, daß sie Gott so wohlgefällig, so nützlich in der Welt und so glücklich wären, als sie seyn würden, wenn alles mit ihnen seine Richtigkeit hätte, und die Kräfte ihres Gemüths in guten Stande wären. Davon sagt die heilige Schrift, Röm. 3, 12. **Die Menschen sind alle von Gott abgewichen,** in ihren ersten Eltern, **sie sind allesammt** zu ihren Pflichten **untüchtig worden, da ist nicht der Gutes thue, auch nicht einer.** 1 Mos. 8, 21. **Das Dichten des menschlichen Herzens,** oder die ganze Auswickelung seiner Verstellungen und Begierden **ist Böse von Jugend auf immerdar.**

Die göttliche Offenbarung stellet uns den ersten Menschen als ein Bundes-Haupt des ganzen menschlichen Geschlechts vor, mit welchem Gott einen Vertrag aufgerichtet, darinn er ihm unter der Bedingung eines völligen Gehorsams gegen sein Gesetz, eine ewige Glückseligkeit versprochen, im Fall der Uebertretung desselben aber ihm den Tod, oder den gänzlichen Verlust seiner Wohlfahrt, und das größte Elend angekündigt hat. Die Folgen des Gehorsams sowohl, als des Ungehorsams unserer ersten Eltern sollten sich auf alle ihre Nachkommen erstrecken: er sollte in ihnen belohnt und bestraft werden: seine Seligkeit sollte unsere Seligkeit, und sein Elend unser Elend werden. Gott klaget über die Menschen: Sie

übertreten den Bund, wie Adam, darinn verachten sie mich. Und der Apostel Paulus versichert, Röm. 5, 12. Durch einen Menschen ist die Sünde kommen in die Welt, und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen hindurch gedrungen, dieweil sie alle gesündiget haben. V. 18. Durch eines Sünde ist die Verdammniß über alle Menschen kommen. V. 19. Durch eines Ungehorsam sind viel Sünder worden. So kann ein König mit einem Unterthan einen Vertrag machen, dadurch er ihm mit seinen Nachkommen gewisse Güter, Ehren und Würden schenket unter der Bedingung der Treue und Ergebenheit gegen sein Reich, die er ihm aber wieder nimmt, wenn er ihm untreu wird. Die Bedingungen dieses Bundes konnte Gott, als Oberherr der Menschen, vorschreiben, absonderlich da sie aus einer Sache bestunden, die das natürliche Recht schon mit sich brachte. Adam konnte auch im Namen seiner Kinder diesen Vertrag auf eine rechtmäßige Art aufrichten, indem derselbe zu ihren Vortheil gereichte, und sie dadurch nicht beleidigt wurden. Denn die Folgen seines guten und bösen Verhaltens erstreckten sich natürlicher Weise, vermöge der gemachten Einrichtung der menschlichen Natur und der Verbindung mit ihrem Stammvater, auf sie. Obgleich Gott den Menschen die Sünde Adams zurechnet, so verdammet er sie doch nicht wirklich um derselben willen, sondern wegen der Verachtung seiner angebotenen Gnade, und sie haben

davon

davon keinen Schaden. Indessen verursachte doch diese Sünde den ersten Eltern bey allen ihren Nachkommen eine Schuld des Todes. Die Missethat derselben wurde als eine Missethat des ganzen menschlichen Geschlechts angesehen, um der Verbindung willen, darinn dasselbe mit ihnen stunde, so wie auch Kindern die Verbrechen ihrer Eltern zugerechnet werden, indem sie mit unter den Strafen derselben leiden müssen.

Es begehet aber ein großer Theil der Menschen auch selbst Sünden, die auf ihre eigene Rechnung geschrieben werden, und davon sie als die Urheber anzusehen sind. Sie haben zwar nicht das Vermögen die Gebote Gottes vollkommen zu erfüllen, und alle Pflichten zu leisten, die sie dem höchsten Wesen schuldig sind. Es ist in ihnen eine Unordnung der Seele, eine Schwachheit des Verstandes, und eine Stärke der Sinnlichkeit und der Begierden, welche unvermeidliche Fehler nach sich ziehet, die noch nicht unter die Bosheiten zu rechnen sind. Gleichwohl aber sind sie noch nicht gar in ein Vieh verwandelt. Sie haben einige Ueberbleibsel der Vernunft, welche hinlänglich sind zur Vermeidung grober Laster und einem ehrbaren Leben. Sie könnten ihre Begierden in vielen Dingen durch Ueberlegung mäßigen, und wenn sie auch nicht Heilige würden, doch zum wenigsten natürlich und bürgerlich tugendhaft leben. Allein sie thun es nicht immer. Sie versäumen Pflichten, darzu sie auch noch nach dem Fall im Stan-

de sind, und üben Laster aus, dafür sie auch die bloße Vernunft verwahren könnte. Mein Gott! mit welcher Fluth von Thorheiten und Sünden ist das menschliche Geschlecht überschwemmt! Wie viel werden wir an uns selbst mit Scham und Reue gewahr! Wie viel sehen wir an andern! Wie viel lehret uns die Geschichte der vergangenen Zeiten! Wie viel hat die gegenwärtige Welt davon aufzuweisen! Man wird unter Erwachsenen selten jemand finden, der nicht gestehen müsse, daß er sich bisweilen durch seine Begierden hinreissen lassen, etwas zu thun, das er selbst mißbilligen müsse, und das er hätte vermeiden können, wenn er verständiger und vorsichtiger gewesen wäre.

Es ruhet also auf dem Menschen eine zwiefache Schuld der Sünde: einmal die fremde, welche von der Sünde Adams herrühret, dahin man auch ihr eigenes natürliches Verderben oder die Erbsünde rechnen kann, welches eine Folge der Sünde Adams ist, und sie in den Augen Gottes mißfällig und abscheulich macht: und zum andern, die eigene Schuld ihrer Sünden, die sie selbst durch Nachlässigkeit oder Bosheit sich zugezogen haben, indem sie die Pflichten, die ihnen auch noch natürlicher Weise möglich sind, versäumet, und Gottes Gebote übertreten haben, welche letzte aber nur eigentlich bey Erwachsenen, die den Gebrauch ihres Verstandes erlanget haben, statt findet. Die gesunde Vernunft belehret uns schon, daß die Sünde die größte Strafe verdiene, weil sie

ein

ein Verbrechen ist, das wider den größten Herrn begangen wird, dem wir nach allen Rechten die vollkommenste Unterthänigkeit, und den genausten Gehorsam schuldig sind, und weil insbesondere in den vorsetzlichen Sünden alle Unbilligkeit, Untreue, Undankbarkeit und Empörung zusammen kommt, die einen Missethäter nur strafbar und verwerflich machen kann. Die heilige Schrift aber erkennet dem Sünder den Tod zu, welcher auch in weltlichen Gerichten die größte Strafe ist, und dadurch sie das größte Uebel verstehet, daß uns begegnen kann, daß wir unserer ganzen Glückseligkeit beraubet und höchst unglücklich hier auf der Welt und in der Ewigkeit werden sollen. Denselben drohete Gott, dem ersten Menschen, da er sagte, 1 Mos. 2, 17. **welches Tages du von dem verbotenen Baume issest, sollst du des Todes sterben.** Und Paulus bezeuget Röm. 6, 23. **Der Tod ist der Sünden Sold.**

Dieß ist also der Zustand des menschlichen Geschlechts, wie ihn mir die heilige Schrift beschreibet: **Wir sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen,** Röm. 3, 23. **Sie beschließt alles unter der Sünde,** Gal. 3, 22. oder sie begreift unter den Sündern alle Menschen, und kündigt ihnen allen den Tod an. Sie tragen die Schuld ihres allgemeinen Vaters, und sind Kinder eines Rebellen, der sich wider die höchste Majestät empört hat, und leiden also mit unter seiner Strafe.

Ein großer Theil derselben hat diese Schuld durch seine eigene Verbrechen vermehrt, und ist selbst Missethäter geworden.

Wir sind weder im Stande dem beleidigten Richter einige Genugthuung zu leisten, die ihn zur Begnadigung bewegen könnte, noch auch die Uebel zu heben, die aus der Sünde entstanden sind, und uns selbst und unsern Zustand zu bessern. Trauriger Zustand! Ich bin also dem heiligen und gerechten Gott höchst mißfällig und abscheulich: es sind mir die schmerzlichsten Strafen zuerkannt: und ich bin, wenn es auf mich selbst ankommt, ohne Hoffnung verlohren. Wie kann ich ohne die Gnade und das Wohlgefallen meines Schöpfers leben und glücklich werden? Soll ich unter so vielen Creaturen, an denen er seine Freude hat, und die sich über ihn erfreuen, allein der Unglückliche seyn, der ohne Zittern und Entsetzen nicht an ihn denken kann? Mir deucht, alle Geschöpfe sehen mich mit Abscheu und Verachtung an, weil ich ihren Schöpfer mißfalle. Die Erde bebet unter mir, und der Himmel donnert über meinem Haupte, wenn der fürchterliche Gedanke seines Zorns meine Seele durchstürmt, und ich sehe alle Elemente, die um mich her sind, als Schwerdter und Pfeile an, die bereit sind mich zu tödten. Soll der Gott, dessen allgemeine Liebe ich eingestehen und bewundern muß, für mich eine Ursache der Marter werden? Ja soll ich, schrecklicher Gedanke! kaum kann ihn meine Seele ertragen, ewig von ihm verstossen seyn,

und

und niemals die Erlaubniß haben, ihn meinen Vater und Freund zu nennen?

Indem ich mit dieser Furcht und Sorge kämpfe, macht mir die heilige Schrift eine sehr angenehme Entdeckung, die mir, wie die Taube dem Noa, das Oelblatt des Friedens bringt, und mich vollkommen beruhigt. Sie sagt mir, Joh. 3, 16. **Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebohrnen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn gläuben, nicht verlohren werden, sondern das ewige Leben haben,** und 1 Tim. 1, 15. **Das ist je gewißlich wahr, und ein theures werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.** Gott, der die Liebe ist, hat durch seine Weisheit ein Mittel erfunden, seiner Majestät und Gerechtigkeit ohngeschadet, die Menschen von dem Tode zu erretten, und ihnen Leben und Glückseligkeit wieder zu verschaffen, und der ganze Plan dieses wichtigen Werks, welches alle große Thaten, die auf der Welt geschehen sind, unendlich übertrift, ist dieser:

In dem göttlichen Wesen sind drey für sich bestehende Personen, welche der Vater, Sohn und heilige Geist genennt werden, und zusammen genommen, der einige wahre Gott sind. Sie sind einander gleich an den wesentlichen Vollkommenheiten Gottes, und nur durch gewisse Handlungen und daher entstehende Verhältnisse von einander unterschieden. Die andre Person unter denselben, der Sohn Gottes, ist in der genau-

genausten Bedeutung ein König und Herr der Menschen, und die Erde mit ihren Einwohnern ist ihm durch einen Vertrag der göttlichen Personen unter einander zum Eigenthum gegeben worden. Derselbe sahe von Ewigkeit her schon die Noth und das Elend der Menschen, darinn sie durch die Sünde gerathen würden. Er wurde durch den traurigen Anblick einer Welt voll unglücklicher Creaturen, seiner Unterthanen, die das Ebenbild Gottes an sich getragen hatten, gerührt, und empfand dabey ein göttliches Mitleiden. Eben das sahe er in dem Herzen des Vaters und heiligen Geistes, und darinn war der allgemeine Vorsatz gegründet, eine Erlösung der Menschen zu stiften, und sie von dem Uebel, das durch die Sünde auf sie kam, zu befreyen. Die Abgefallenen sollten begnadiget werden, sie sollten leben, und glücklich werden.

Es mußte aber solches auf eine Art geschehen, die der göttlichen Majestät und Gerechtigkeit anständig, und den ewigen Gesetzen gemäß war, nach welchen Gott die Welt regierete. Es war eine Art der Genugthuung nöthig, dadurch die verletzten Rechte der Oberherrschaft Gottes über die Menschen, und die Ehre seiner Gerechtigkeit gerettet, und das Ansehen des Richters der Welt erhalten würde. Ohne dieselbe wäre die Vergebung der Sünden eine Schwachheit gewesen, und hätte zum großen Aergerniß anderer Unterthanen Gottes gereichen können, wenn sie gesehen hätten, daß ihr allgemeiner Oberherr von einem

so

so großen Theil seiner Unterthanen ungestraft beleidiget worden wäre. Der Sünde mußte ihr Recht geschehen, und die bloße Reue und Abbitte des Sünders war zur Versöhnung desselben nicht hinreichend, ja auch diese waren sie nicht einmal zu leisten im Stande, ohne durch eine besondere Gnade Gottes darzu erweckt zu werden.

Der Sohn Gottes wurde ein Mensch, und machte mit einer menschlichen Natur eine Person aus, welche Jesus Christus genennet wird. Derselbe nahm es über sich, die nöthige Genugthuung für die Menschen zu leisten, und sowohl die Strafe, die die Menschen durch die Sünde verdienet hatten, an ihrer statt zu erdulden, als auch die Pflichten zu erfüllen, die sie Gott schuldig waren. Er that es auch wirklich bey seinem Wandel auf Erden. Er litte die beschwerlichsten Leiden und stund den schmerzlichsten Tod aus. Er leistete die Pflichten der Menschen in der größten Vollkommenheit. Weil er nun das Haupt und der König der Menschen war, so war sein Leiden und Gehorsam eine hinlängliche Genugthuung für sie und ein vollgültiges Versöhnopfer. Gott konnte nun um desselben willen sowohl die Sünde vergeben, als auch die Menschen begnadigen und selig machen. Er faßte den Vorsatz an ihre Besserung wirklich Hand anzulegen, und ihre verlohrne Glückseligkeit wieder herzustellen. **Wir sind mit Gott versöhnet durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren, und**

werden

werden nun selig durch sein Leben, nachdem wir versöhnet sind, Röm. 5, 10. Wir haben einen Fürsprecher bey dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist, und derselbe ist die Versöhnung für unsere Sünde, nicht allein aber für die unsere, sondern auch für der ganzen Welt, 1 Joh. 2, 1. 2.

Gott vergiebt also allen Menschen die Sünde, und macht diejenigen selig, die diese Wohlthat nicht vorsetzlich verwerfen und von sich stossen. Und also haben alle Menschen in ihrer Kindheit Antheil an der Gnade Gottes, weil sie in derselben keines boshaftigen Widerstandes fähig sind, und die in derselben sterben, erlangen wirklich die ewige Seligkeit. Für die Erwachsenen aber, welche ihren Verstand gebrauchen können, hat Gott diese Heilsordnung gemacht: sie sollen sich zu Gott bekehren: sie sollen ihre Sünde erkennen und gestehen, daß es unrecht sey, die hohe Majestät Gottes zu beleidigen, und daß das menschliche Geschlecht daher den Tod verdienet habe: sie sollen die Sünde nicht gering achten, vertheidigen und entschuldigen, sondern bereuen, und sich darüber betrüben, das ist, sie sollen darüber Buße thun. Seyd elend, ihr Sünder, sagt der heilige Jacobus 4, 9. traget Leid und weinet. Und Johannes der Täufer rief den Sündern zu, Matth. 3, 2. Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbey kommen. Der Sünder soll seine Versöhnung mit Gott für heilsam und nöthig halten, und ein herzliches

Ver-

Verlangen darnach empfinden: er soll sie für möglich und gewiß ansehen, weil Christus für ihn genug gethan; er soll also ein Vertrauen auf den durch Christum versöhnten Gott setzen, und seine Wohlfahrt von ihm mit fester Zuversicht erwarten, das heißt, er soll an Christum glauben. Daher bezeugten die Apostel, Apostelg. 20, 21. beyde den Juden und Griechen, die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Und Paulus versichert uns: ihr seyd alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum, Gal. 3, 26. Der Sünder soll von aller vorsetzlichen Beleidigung Gottes abstehen, und nach seiner besten Erkenntniß und Gewissen seine Gebote zu beobachten suchen, oder ein gottseliges Leben führen. Man muß sich den bußfertigen Sünder als einen Rebellen vorstellen, der seinen Aufruhr bereuet, die angebotene Gnade des Fürsten annimmt, von aller weitern Empörung abstehet, und sich als einen treuen und gehorsamen Unterthan beweiset. Waschet, reiniget euch, befiehlet Gott, Jes. 1, 16. 17. thut euer böses Wesen von meinen Augen, lasset ab vom Bösen, lernet Gutes thun, trachtet nach Recht. Wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig Leben in dieser Welt, Tit. 2, 12.

Zur Beobachtung dieser Heilsordnung und Erfüllung der Bedingungen der Seligkeit giebt Gott den Menschen um Christi willen selbst die

Kraft

Kraft und Gelegenheit, und ihre Bearbeitung ist eine Würkung des allgemeinen Versöhnopfers Christi. Er erwecket den Menschen durch die äusserlichen Schicksale seines Lebens zum Nachdenken über seine wahre Wohlfahrt und zur Bemühung um die Vereinigung mit Gott. Er macht ihm die Wahrheiten bekannt, die er zu dieser Absicht wissen muß, sowohl durch das Licht der Natur, als durch die nähere Offenbarung in der heiligen Schrift. Er giebt ihnen den Verstand diese Wahrheiten einzusehen, und regieret die Kräfte ihres Gemüths so, daß sie davon einen lebendigen Eindruck und Empfindung bekommen. Und daher wird von Gott selbst gesagt, daß er die Menschen bekehre, erleuchte, heilige, wiedergebähre, von den Todten auferwecke und die Buße und den Glauben schenke. Der Mensch aber muß die Gelegenheiten seiner Besserung ergreifen, die Mittel darzu gebrauchen, und ihre Würkung nicht vorsetzlich hindern, sondern durch die Kräfte, die er von Gott erhält, an seine Bekehrung wenden. Diese Bemühungen entstehen aus der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der zu beobachtenden Heilsordnung, und die heilige Schrift sagt daher auch von dem Menschen, daß er sich bekehre, Buße thue, an Christum glaube und heilig lebe. Es ist mit dem Sünder, wie mit einem Kranken: dieser macht sich eigentlich nicht selbst gesund, sondern das thut der Arzt und seine Arzeneyen: gleichwohl aber muß er doch den Arzt gebrauchen, die Arzeney einnehmen

nehmen, und ihre Würkung nicht verhindern, und in so fern kann man ihm einiges Antheil an seiner Genesung zuschreiben. Die Buße und der Glaube sind also Wohlthaten Gottes, in so fern er uns die Mittel und Kräfte darzu darreichet und verschaft. Sie sind aber Bedingungen von unserer Seite, in so fern der Mensch diese Kräfte gebraucht, und ihrer Würkung nicht vorsetzlich widerstehet. Und so ist die Bekehrung zu Gott weder eine bloß leidende Veränderung, noch eine eigenthümliche Handlung des Menschen, und wir entgehen also beyden Klippen, sowohl dem Pelagianismus, als dem unbedingten Rathschluß Gottes, welche beyde gleich gefährlich sind.

So bald in einem Menschen die Neigung zu seiner Pflicht das Uebergewicht über die Neigung zur Sünde bekommt, und er eine Fähigkeit erlangt hat, mehr Gutes als Böses zu thun, so bald ist er wiedergebohren und zu Gott bekehret, welche also durch Veränderung seiner Einsichten, Grundsätze, Neigungen und Entschließungen geschiehet, die nach und nach vorgehet, bis sie endlich diejenige Höhe erreicht, daß **der Glaube der Sieg wird, der die Welt überwindet,** wie sich die heilige Schrift davon ausdrückt, 1 Joh. 5, 3. Darnach bleiben freylich noch Schwachheiten des Verstandes, mangelhafte Einsichten, unrichtige Begierden, und daher entstehende Fehler übrig, so wie auch von einem geschlagenen Feinde noch Ueberbleibsel im Lande bleiben können, und eine gehobene Krankheit

nicht auf einmal ganz vertilget wird. Indessen thut doch ein Mensch, der aus Gott gebohren ist, **nicht vorsetzliche Sünde**, so lange er wiedergebohren ist, 1 Joh. 3, 9. **denn sein Saame**, das ist, die Grundsätze der Tugend, und die herrschende Neigung zu seiner Pflicht, **bleibet bey ihm, und kann nicht sündigen. Er leget ab nach dem vorigen Wandel den alten Menschen, der durch Lüste in Irrthum sich verderbet, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit**, Ephes. 4, 22. 24.

Wenn also die Bekehrung richtig ist, so vergiebt Gott dem Menschen alle Sünde seines vorigen Lebens, es mögen Schwachheiten oder Bosheiten seyn, und spricht ihn von der Strafe frey, die er damit verdienet hat. Er erträget seine noch fortdaurenden Fehler mit Geduld, und verwirft ihn deswegen nicht von seinem Angesicht. David beschreibt diese Wohlthat Ps. 32, 1. 2. **Wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist. Wohl dem Menschen, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet.** Und Paulus Röm. 5, 1. **Nun wir sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christum.** Der bekehrte Sünder wird von Gott begnadigt und zum Kinde angenommen, welches der allerstärkste Ausdruck ist, dadurch

durch die heilige Schrift die Glückseligkeit der Wiedergebohrnen anzeiget: sie sind dem ewigen Gott eben so lieb, als einem Vater sein Kind, er sorget eben sowohl für sie, und weil er sie nach seiner Allwissenheit aufs genauste kennet, nach seiner Liebe ihre Wohlfahrt will, nach seiner Weisheit die Mittel darzu einsiehet, und nach seiner Allmacht und Oberherrschaft über die Welt solche auch zu verschaffen im Stande ist, so kann es nicht fehlen, daß sie zeitlich und ewig glücklich werden. **Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget**, ruft der heilige Johannes voll Verwunderung aus, 1 Joh. 3, 1. **daß wir Gottes Kinder heissen sollen**, und David sagt Ps. 103, 13. **Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.** Gott arbeitet unaufhörlich an der Besserung der Wiedergebohrnen: er erleuchtet ihren Verstand, er heiliget ihre Begierden: er giebt ihnen Kräfte und Gelegenheit zu ihren Pflichten, und macht sie reich an guten Werken. Er richtet ihren äusserlichen Zustand so ein, daß diese innerliche Besserung dadurch befördert wird, und giebt ihnen auch so viel von zeitlichen Gütern, als mit ihrer geistlichen und ewigen Glückseligkeit bestehen kann. Sie genießen die angenehmsten Empfindungen der göttlichen Gnade, weiden sich mit dem süssesten Trost in allen Trübsalen, und haben die größten Hoffnungen einer ewigen Seligkeit. Endlich nimmt Gott ihre Seele, wenn sie nach seinen Absichten lange genug auf der Welt gele-

bet haben, in den Himmel auf, und versetzt sie in den Genuß einer ewigen Freude. Er wecket sie am jüngsten Tage wieder von den Todten auf, vereinigt ihren Leib und Seele mit einander, und stellet sie ganz wieder her. Er spricht sie loß vor seinem Gericht, und erkennet ihnen unter den größten Lobeserhebungen den Himmel und seine Seligkeit zu, welche sie auch sogleich in Besitz nehmen und ewig behalten.

Welche angenehme Aussichten in das Feld der göttlichen Liebe und meiner Glückseligkeit öffnen sich hier meinen Augen! Ich steige herauf aus dem Abgrunde der Furcht und Verzweiflung, darein mich die Sünde gestürzt hatte, und trete auf den Berg des Glaubens, wo mich die Klarheit des Herrn umleuchtet. Hier sehe ich große und vortrefliche Thaten der ewigen Weisheit, Gerechtigkeit und Güte, Güter, Ehren und Freuden, die mehr sind, als die Königreiche der Welt, und ein neues Geschlecht der Menschen, die Erlöseten des Herrn, von Sünden gereinigt, und mit weissen Kleidern angethan. Ich nahe mich dem Throne der hohen Majestät Gottes, welcher mit Cherubim und Seraphim umgeben ist. Ich werfe mich vor ihm nieder, als ein Missethäter, der den Tod verdienet hat, und bete: Gott sey mir armen Sünder gnädig! Ich bereue, ich verdamme, ich verabscheue meine Sünde, meinen Ungehorsam, meine Untreue, meine Undankbarkeit, meine Empörung wider Gott. Ich berufe mich auf die Genugthuung und das Versöhnopfer

meines

meines Heilandes: ich trage den Pardon-Brief, der den Sündern im Evangelio ausgefertiget ist, in meinen Glaubenshänden, und halte ihn in die Höhe; ich dringe damit durch bis zu dem Thron meines Mittlers, und rede ihn an: Christe, du Lamm Gottes! der du trägest die Sünde der Welt, erbarme dich über mich! Alsbald fängt er an für mich zu bitten: Ich habe diesen Sünder erlöset, ich tilge seine Uebertretungen, hier sind die Wunden, die ich für ihn habe schlagen lassen: ich schenke ihm meine Gerechtigkeit: vergieb ihm seine Sünde, du Richter der Welt, und nimm ihn zu Gnaden an. Und nun zertheilen sich die Wetter des Zornes Gottes um ihn her, und die Friedens-Sonne bricht aus dunkeln Wolken hervor. Die Schwerdter, die um mich herblitzten, kehren um in ihre Scheide, und die Hölle entfliehet vor meinen Augen. Der Richter der Welt, der mir so schrecklich war, wird mir ein versöhnter Vater. Aus seinem Angesichte strahlet mir Liebe und Erbarmung entgegen: er breitet seine Hände zu mir aus, und ich fühle die Umarmungen seiner Liebe mit einer unaussprechlichen Entzückung. Sey getrost, mein Sohn, sagt er zu mir, dir sind deine Sünden vergeben! Wenn deine Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden. Ich will dein Vater seyn, und du sollt mein Kind seyn! Jetzt ist mir zu Muthe als einem Missethäter, der in einem finstern Gefängniß saß, und traurig sein Todesurtheil erwartete: allein plötz-

lich springen die Thüren auf, der Pardon-Brief wird mir hereingebracht, meine Ketten werden mir abgenommen, ich werde wieder herausgeführt an das Licht des Tages, ich bekomme meine Ehre und Güter wieder, und werde noch dazu von dem Fürsten hoch erhoben und reichlich beschenkt. Ich bin wie ein Träumender, und kann die Größe meines Glücks kaum begreifen. Dann komme ich wieder zu mir selber, ich hebe mein Haupt auf: ich schlage in meine Hände und rufe aus: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Ich freue mich im Herrn, und bin frölich im lebendigen Gott! Ich erstaune über die Größe der Liebe Gottes, wenn ich die Menge und Abscheulichkeit der Missethaten bedenke, damit ich ihn beleidigt habe, und die er mir nun alle vergiebt, und mir so freundlich begegnet, als wenn ich ihn nie beleidiget hätte. Ich sehe zurück auf meinen vorigen Zustand, wie auf ein stürmisches Meer, dem ich entgangen bin, und wo so viel Tausende vor meinen Augen Schiffbruch leiden und elendiglich umkommen: und die Haut schauret mir, wenn ich die Gefahr bedenke, darinn ich geschwebet habe. Ich sehe vor mich in das Land der Seligkeit, wo eine heitre Sonne scheinet, und tausend Freuden auf mich warten. Ich habe so hohe Begriffe von der Majestät und Herrlichkeit Gottes, daß ich mir kein grösseres Glück vorzustellen weiß, als seine Gnade, und ich glaube nicht, daß mir etwas Gutes fehlen könne, so lange ich sie besitze. Ich bin überwun-

wunden durch die Großmuth des Königes, der mir so große Verbrechen vergeben, durch die treuen und wahrhaftigen Dienste, die mir mein Erlöser geleistet, und das schmerzliche Leiden, das er für mich ausgestanden hat, durch das ganze versöhnliche, freundliche und leutselige Verhalten Gottes gegen mich. Ich stehe ab von allen Beleidigungen desselben: ich kanns nicht übers Herz bringen, einen so guten Vater, als mein Schöpfer ist, mit Sünden zu kränken. Ich fühle eine gewaltige Neigung ihn zu lieben, und werde durch starke Empfindungen seiner theuren Freundschaft zu ihm hingezogen. Ich mache mir eine Freude daraus ihm angenehme Dienste zu leisten, und nichts ist mir tröstlicher, als der Gedanke, daß ichs ihm recht mache und ihm wohlgefällig bin. Seine Gebote sind mir also nicht schwer, weil sie mir die Liebe leicht macht. Ich habe ein kindliches Vertrauen zu ihm: ich weiß, daß er meine geringen Dienste nicht verschmähet, mir auch einen Fehler zu gut hält, und mit dem guten Willen zufrieden ist, wenn mir auch die Kräfte mangeln. So merke ich nach und nach, daß meiner Fehler weniger werden, und meine guten Eigenschaften wachsen. Ich bin sehr gleichgültig gegen Dinge, die mir sonst sehr angenehm gewesen, ja sie sind mir verhaßt, so bald sie meiner Seligkeit hinderlich sind. Ich empfinde ein Vergnügen an meinen Pflichten, und fühle eine innere Stärke sie auszurichten, und alle Hindernisse derselben zu überwinden. Meine vorigen Sünden sind mir verge-

ben, es ist nichts Verdammliches mehr an mir: und jetzt hüte ich mich für vorsetzlichen Missethaten, und erfülle meine Pflicht nach meinem Vermögen: meine Fehler aber stehen unter beständiger Begnadigung Gottes. So ist mein Gewissen rein und ruhig, und beißt mich nicht mehr meines bösen Lebens halber.

Nun sehe ich mich in der Welt um, und alle Creaturen lachen mich an, und winken mir ihren Beyfall zu. Sie sind alle meine Freunde, weil ich ein Freund ihres Schöpfers bin, und sie dienen mir gern, weil ich demjenigen diene, dem sie alle ergeben sind. Die Sonne gehet mir in lieblichen Glanze auf, und sieht mich mit freundlichen Blicken an. Ich betrachte bey einer hellen Nacht das große Weltgebäude und die Sterne des Himmels, als so viel Provinzen des großen Gebiets meines Königs, in welchen so viel tausend Arten von vernünftigen Creaturen leben, mit denen ich mich vereinige, unsern allgemeinen Urheber zu loben und anzubeten. Die Wolken sind der Wagen, auf denen der Herr fähret, und er gehet auf den Fittigen des Windes. Mich erschreckt kein Ungewitter, und sein Blitz und Donner sind Zeichen der Majestät Gottes, der mein Freund ist, die mir nicht schaden, und wenn sie mich auch tödten würden, so würde ich im Wetter gen Himmel fahren. Die Erde bietet mir ihre Früchte von allen Seiten her an: sie überreicht mir einen Blumenstrauß, und ladet mich ein zu ihren Gastmahlen, im Namen des

Gottes,

Gottes, der ihr befohlen hat mir zu dienen. Die Vögel des Himmels singen mir zum Vergnügen fröliche Lieder, die Thiere ernähren, kleiden und bedienen mich gern, und ich finde auch unter den Menschen Freunde, die mich deswegen lieben, weil ich Gott liebe. Wenn ich einen Sinn für die Geister hätte, so würde ich die Engel um mich her frohlocken sehen, ich würde mich in ihren Umarmungen befinden, und ihre Geschäftigkeit mir zu dienen, mit Verwunderung gewahr werden. **Denn es wird Freude seyn, vor den Engeln Gottes, über einen Sünder, der Buße thut,** Luc. 15, 10.

So bringe ich mein Leben auf die angenehmste Art zu. Ich genieße mein Glück und das Gute, das in der Welt ist, mit einer unaussprechlichen Zufriedenheit, weil ich dasselbe als ein Geschenk meines besten Freundes betrachte, das aus reiner Liebe herfließt. Ich ertrage mein Leiden mit großer Geduld; ich bin erfüllet mit Trost, und überschwenglich in Freuden in allen meinen Trübsalen, weil ich gewiß bin, daß mich nichts scheiden wird von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn. Endlich nahet sich mir der Tod, und bietet mir seine kalte Hand mich aus der Welt zu führen. Ich erschrecke nicht für seiner Gestalt, und folge ihm ohne Weigerung, weil er mich weder vernichtet noch unglücklich macht, sondern mich in völligen Besitz meiner Seligkeit setzet. Ich sehe auf meinem Sterbebette den Himmel offen, und Je-

sum zur rechten Hand Gottes: ich sehe meinen Namen im Himmel angeschrieben: und höre eine Stimme, die mir zuruft: Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn. Ich sehe einen Strom vor mir, der die Zeit von der Ewigkeit scheidet. Der Kahn wird herbey geführet, der mich übersetzen soll: ich steige getrost hinein: ich stoße vom Lande, und nach einer kurzen Fahrt bin ich in dem Besitze der Ruhe und Seligkeit.

Können diese Vorstellungen wohl nicht etwas beytragen zu meinem Glück? ja kann ich unglücklich werden, wenn ich das alles weiß, von ganzen Herzen glaube und empfinde? Welcher Reiche, Vornehme und Große in der Welt hat so viel Ursache vergnügt zu seyn, als ich habe? Die Entdeckung einer neuen Welt, wenn sie auch voller Goldbergwerke wäre, ist für mich so viel nicht werth, als die Offenbarung dieser Wahrheiten. Ist nun dieselbe nicht ein würdiges Geschenke des Gottes, der die Liebe ist, und sollte ich sie nicht von demjenigen vermuthen, der mir schon so viele Beweise seiner Wohlmeinung gegeben hat? Durch die Offenbarung der Liebe Gottes in Christo macht sich Gott selbst dem Menschen eigen. Er wird unser Gott, und ersetzet durch seine Allgenugsamkeit den Mangel, den die Güter dieser Erde an sich haben. Nur allein die Unwissenheit und Leichtsinnigkeit kann uns ohne Gott ein kurzes Glück verschaffen, und wir sind ganz dürftig und verlassen, wenn uns die ansehnlichen Güter fehlen, welches sehr oft geschie-

schiehet, und wir keinen Theil am höchsten Gute haben. Von Königen erwartet man große Geschenke: die allergrößesten aber von dem unendlichen Gott, der seine vernünftige Creaturen nicht mit den dürftigen Gütern der Welt abspeisen wird, die sie nur halb oder in einem geringen Grade glücklich machen. Der Unterhalt des Leibes und die Ergötzungen der Sinne sind genug für ein Vieh, aber bey weiten nicht hinlänglich für einen Menschen, der höhere Gaben und größere Bedürfnisse hat.

Nun ist noch ein Punct zu erläutern übrig, davon ich Unterricht haben muß, wenn ich glücklich werden soll. Das sind die Wege der göttlichen Vorsehung, die sie mit dem Menschen gehet, und die ungleiche Austheilung guter und böser Tage unter den Sterblichen. Hier muß die Weisheit, Gerechtigkeit und Güte Gottes gerechtfertiget werden, daran ich nicht zweifeln kann, ohne den Grund meiner Zufriedenheit umzustoßen. Die bloße Vernunft sagt mir schon, daß der Urheber der Welt von allen Veränderungen derselben die genauste Kenntniß habe, darzu mitwürke, und daran Antheil nehme. Ich weiß nicht, aus was für einem Grunde man behaupten will, daß Gott nur die großen Begebenheiten der Welt und die Arten der Dinge besorge und regiere, die kleinern Zufälle aber und besondern Stücke keiner Achtung würdige, man müßte ihn denn mit einem Könige unter den Menschen vergleichen, dessen eingeschränkte

Macht

Macht und Verstand ihm nicht erlaubet, sich um einen jeden Unterthan und sein Schicksal zu bekümmern. Wer von der Allmacht, Allwissenheit und höchsten Weisheit Gottes richtige Begriffe hat, dem wird es gar nicht schwer fallen, die allerbesonderste und genaueste Vorsehung Gottes einzugestehen. Wer kann entscheiden, welche Begebenheit der Welt nichtig oder geringe ist, da oft aus den kleinsten Dingen die größten Folgen entstehen? Dieser heydnische Irrthum hatte auch ehemals unter den Juden seine Anhänger, die da sagten: Jes. 40, 27. **Mein Weg ist dem Herrn verborgen, und mein Rath gehet vor meinem Gott über,** d. i. er bekümmert sich nicht darum im Himmel, was auf Erden geschicht. Aber der Prophet antwortet am angef. Orte V. 28. **Weißest du nicht? Hast du nicht gehöret? der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt: sein Verstand ist unausforschlich.** Gott hat durch die Schöpfung eine Probe abgelegt, daß er im Stande sey, eine Welt zu regieren, und weil seine Macht und Verstand unendlich ist, so kann er auch die kleinsten Theile und Begebenheiten derselben besorgen.

Nur das ist die Frage: warum es oft den Gottlosen wohl und den Frommen übel gehe? und wie solches mit der Gerechtigkeit und Güte Gottes bestehen könne? Die heilige Schrift löset diesen Knoten auf, und führet mich heraus aus diesen

sem Irrgarten, daraus ich mich nicht finden konnte. Sie endecket mir die eigentliche Absicht aller Führungen Gottes, die er mit dem Menschen vornimmt, und die Beugung aller seiner Wege zu dem Ziel, das er sich vorgesetzt hat. Sie sagt uns: **Gott hat den Menschen nicht gesetzt zum Zorn, sondern die Seligkeit zu besitzen durch unsern Herrn Jesum Christum**, 1 Thess. 5, 9. **Das ist je gewißlich wahr, und ein theures werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen**, 1 Tim. 1, 15. Die Glückseligkeit des Menschen ist die Summe des Guten, das er an sich hat, und des Vergnügens, das daher entstehet. Sie hat ihre Theile, unter welchen der eine mehr, der andre weniger nöthig und schätzbar ist. Das wesentlichste Stück derselben ist die Seligkeit, die uns Christus erworben hat, und die in der Befreyung von dem Uebel bestehet, das aus der Sünde entstanden ist, benebst dem Besitz und Genuß des Guten, welches aus unserer Versöhnung mit Gott durch Christum herfließt. Man muß also, wenn man sich davon eine richtige Vorstellung machen will, die Begriffe ablegen, die sich die Menschen gemeiniglich vom Glücke machen, die da meynen, daß es im Besitz der Reichthümer, zeitlicher Ehren und sinnlicher Ergötzlichkeiten bestehe. Die Seligkeit, die Gott dem Menschen zugedacht hat, ist ein Stand der reinsten Zufriedenheit und des vollkommensten Vergnügens, welches nicht nur dieses Leben hindurch währet, sondern sich auch

weit

weit hinein in die Ewigkeit erstrecket. Darzu ist nöthig, daß der Mensch von denen Uebeln erlöset werde, die ihn unglücklich machen, unter welchen die Sünde das vornehmste ist. Der Mensch muß mit Gott versöhnet werden; das Mißfallen Gottes an ihm, welches aus der Sünde entstehet, muß weggeschaft und das Todesurtheil aufgehoben werden, welches seinen gänzlichen Untergang nach sich ziehen würde. Er muß bey Gott in Gnaden stehen, und ihm wohlgefällig seyn. Denn wie kann eine Creatur ohne die Gnade des Schöpfers glücklich werden, der alle ihre Schicksale in seiner Gewalt hat, und von dem sie alles Gute empfangen muß? Ich habe die Ordnung des Heils und die Bedingungen dieser Begnadigung der Menschen bey Gott vorhin angeführet, ohne welche sie weder möglich noch Gott anständig ist. Der Sünder, welcher selig werden will, muß also seine Sünde und das daraus entstandene Elend erkennen, und darüber betrübt und traurig seyn. Er muß die Versöhnung mit Gott für möglich und höchst nöthig halten, und also darnach verlangen, und sein Vertrauen auf die Genugthuung Christi setzen: er muß sich vorsetzlicher Sünde enthalten, und seine Pflichten mit aller Treue zu erfüllen suchen. Darzu ist also eine gänzliche Veränderung seines Gemüths, eine Erleuchtung des Verstandes, eine Heiligung des Willens, und eine unsträfliche Tugend nöthig. Denn Unwissenheit, Irrthümer, Thorheiten und lasterhafte Neigungen lassen den Menschen

schlech-

schlechterdings nicht glücklich werden, und sind die größten Feinde seiner Ruhe.

Dieß ist also die Anlage zu unserm Glück und Zufriedenheit: wir müssen weise, tugendhaft, und von Gott begnadigt werden. Ohne diese können uns die äußerlichen Güter keine wahre Freude geben. Sie können uns wohl auf eine kurze Zeit ergötzen, und bisweilen ein sehr lebhaftes Vergnügen machen. Sie sind also gut in ihrer Art, und wenn sie zu den geistlichen und ewigen Gütern hinzu kommen, können sie die Glückseligkeit des Menschen vermehren, daher sie auch in der heiligen Schrift als eine Zugabe des Reichs Gottes und seiner Gerechtigkeit vorgestellet werden. Matth. 6, 33. Aber das ist nicht das ganze Glück des Menschen; diese schwachen und vergänglichen Ergötzlichkeiten sind weit unter der Seligkeit des Christen. Sie gewähren das reine, starke und beständige Vergnügen nicht, das der Mensch empfinden könnte. Sie verwandeln sich oft in bittere Schmerzen, sie hören mit diesem Leben ganz auf, und sind nicht für die Ewigkeit. Diese Seligkeit des Menschen erkennen wir nicht ohne die göttliche Offenbarung, und ohne dieselbe würde also unsere Erkenntniß in der wichtigsten Sache sehr mangelhaft und unvollständig seyn.

Die äußerlichen Schicksale unsers Lebens, und was die Menschen Glück und Unglück nennen, werden von der Vorsehung gebraucht, die Seligkeit der Menschen zu befördern. Man muß

muß den Werth derselben nicht nach der Empfindung, sondern nach ihren Folgen und dem Einfluß in unser wahres Glück abmessen. Das Glück der Welt, die Gesundheit, die Reichthümer, die Ehren, die sinnlichen Vergnügungen, sind nur in so ferne gut, als sie zu unserer Seligkeit etwas beytragen, und das Unglück, Krankheit, Armuth, Verachtung und Schmerzen sind nur in so ferne böse, als sie uns an unserer Seligkeit hindern. Das Glück kann also schädlich werden, wenn es den Menschen an seiner wahren Wohlfahrt hindert, und das Unglück heilsam, wenn es ihm darzu beförderlich ist. Es kommt auf die Beschaffenheit der Gemüther an: den einen macht der Reichthum dankbar gegen Gott, ruhig im Gemüthe, gutthätig und freygebig gegen seinen Nächsten, und geschickt zu vielen schönen Werken: den andern geizig, stolz, eitel und irdisch gesinnet. Der erholt sich durch die sinnlichen Vergnügungen von ernsthaften Geschäften, und sammlet darzu neue Kräfte, der andre zerstreuet sich dadurch, wird wollüstig und leichtsinnig. Den einen treibt die Ehre zu edeln Thaten an, sie hält ihn ab von Lastern, und er giebt sie Gott durch die Dankbarkeit wieder: den andern bläßt sie auf, macht ihn hart, grausam, unleidlich und Gott vergessend. Eben so zweydeutig ist auch das Unglück des Menschen: der eine wird dadurch erbittert, niedergeschlagen, in Verzweiflung gestürzt, und zu den größten Missethaten verleitet: der andre wird gedemüthiget, gebessert, in der Geduld und dem Vertrauen auf

Gott

Gott geübt, und zum Muster der Tugend gemacht. Dieß ist ein Kunststück der Allwissenheit und Weisheit Gottes, und es wird ein unendlicher Verstand darzu erfodert, alle Gemüther der Menschen zu erforschen, und einzusehen, was für einen Einfluß der äußerliche Zustand in dieselben habe, und was er für Würkungen hervorbringen werde.

Die heilige Schrift versichert uns, daß **denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen**, Röm. 8, 28. oder, daß alle äusserliche Schicksale von Gott so eingerichtet werden, daß sie zu ihrer wahren und ewigen Wohlfahrt etwas beytragen. **Nichts kann sie scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn**, Röm. 8, 35. Sie werden ihres äußerlichen Zustandes wegen derselben nie für unwürdig gehalten, und können durch nichts in der Welt genöthiget werden, ihr entgegen zu handeln. **Ob sie schon leiden um der Gerechtigkeit willen, so sind sie doch selig**, 1 Pet. 3, 14. und also ist ihnen das äußerliche Leiden gar nicht schädlich, wenn nur ihre Seligkeit unverletzt bleibet. Diese Vorstellung, die uns das Christenthum von den Schicksalen der Menschen macht, ändert die ganze Gestalt der Sachen. Sie ziehet den Vorhang auf, und läßt uns den geheimen Rath der Vorsicht sehen. Es ist also gar kein Uebel für die Frommen in der Welt, und sie sind niemals unglücklich. Armuth, Krankheit, Verachtung und Verfol-

gung, Schmerzen und Tod schaden ihnen an ihrer wahren Glückseligkeit nicht, sondern sind viel mehr darzu nützlich, weil sie sonst die weise Liebe, die ihre Schicksale regieret, nicht über sie verhängt haben würde.

Was das Glück der Gottlosen betrift, so ist an ihnen entweder noch Hofnung der Besserung übrig, oder sie sind in Verstockung gerathen, und schon wirklich verdammt und verlohren. Im ersten Fall ist das äußerliche Glück derselben eine Würkung der allgemeinen Liebe Gottes, der dadurch ihre Besserung sucht, wie sie Paulus erinnert: **Weissest du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet,** Röm. 2, 4. Denn die heilige Schrift unterrichtet uns davon, was wir sonst nicht wissen würden, daß das Leben der Menschen auf der Welt eine Gnadenzeit für sie sey: daß der Stand der Vergeltung nach dem Tode noch bevorstehe: daß Gott zu allen Zeiten erböthig sey, den Sünder, der sich zu ihm bekehret, zu begnadigen: daß die Absicht aller seiner Führungen sey, den Menschen zur Buße zu bewegen, und ihn auf den Weg des Lebens zu bringen. Es muß sich also am Ende ausweisen, ob Gesundheit, langes Leben, Reichthum, Ehre, und Vergnügen ein Glück für einen gottlosen Menschen gewesen ist. Denn wenn er dadurch zur Buße geleitet, und zur ewigen Seligkeit angeführet ist, so kann er sich darzu Glück wünschen, und diese Dinge für was Gutes halten, aber nicht für ein Zeichen der besondern Gnade Gottes,

tes, und des völligen Wohlgefallens, welches nur den Frommen eigen ist, sondern für eine Würkung der allgemeinen Menschenliebe, die Christus allen Sündern erworben hat. Mißbrauchet er aber seine guten Tage zur Sünde, und fähret darinn fort Gott zu beleidigen, so vermehret er dadurch die Verantwortung, und **häufet sich selbst den Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes**, Röm. 2, 5. Und alsdenn wird selbst sein Glück für ihn eine Strafe, und vermehret sein Elend in der Ewigkeit. Und das geschiehet bey allen denjenigen, die schon wirklich verstockt sind, und keine Empfindung mehr von der Gnade Gottes haben.

Dieß ist eine ganz christliche Auflösung der schweren Frage, damit sich die Weltweisen so sehr gemartert haben: warum es oft den Gottlosen wohl, und den Frommen übel gehe? Die Antworten, welche die bloße Vernunft darauf giebt, haben mir niemals hinlänglich zu meiner Beruhigung geschienen. Es ist wahr, es sind nicht alle Menschen weder fromm noch gottloß, die dafür gehalten werden. Aber, wer war frömmer, als die Apostel und Märtyrer der ersten Kirche? Und doch ist ihr Leben eine Kette von Trübsalen, und ihr Tod sehr schmerzlich gewesen. Es sind auch nicht alle Menschen glücklich und unglücklich, die es zu seyn scheinen. Aber kann man einen Menschen wohl glücklich preisen, wenn man nicht die Ewigkeit zu Hülfe nimmt, der auf der Folter ausgestreckt

wird, und in einem finstern Gefängniß viele Jahre liegt? Die Frömmigkeit führet nicht allezeit eine solche Unempfindlichkeit und Stärke des Geistes mit sich, daß sie alles Leiden verschmerzen solte, und Krankheit, Hunger und Blöße gar nicht fühlte. Man kann fromm, und doch dabey etwas schwach und zärtlich von Empfindung seyn.

Aber nun kann ich mich sehr leicht in die Schicksale der Menschen finden. Wenn ich ein Christ bin, so sind mir Krankheiten, Armuth, Verachtung und alle äußerliche Uebel zwar schmerzlich, aber nicht schädlich. Denn das nenne ich nur schädlich, was mich an meiner Seligkeit hindert, und mich von der Liebe Gottes scheidet. Sonst müßte auch eine Arzeney darum schaden, weil sie bitter schmeckt, und es wäre ein Uebel für einen Kranken, wenn ihm eine Wunde auf eine schmerzliche Art eröfnet würde. Ich weiß also genug zu meiner Ruhe, und wenn ich auch meine Neugierigkeit nicht überall befriedigen kann, so kann ich mich doch der Bekümmernisse und Sorgen erwehren. Wenn ich ein gut Gewissen habe, und bey Gott in Gnaden stehe, so klage ich nie, daß es mir übel gehe, und daß ich unglücklich bin. Ich weiß, daß ohne den Willen meines himmlischen Vaters nicht ein Haar von meinem Haupte fallen kann: ich habe die Verheißung vor mir, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen sollen: ich erfahre auch zum Theil schon den Nutzen des Lei-

dens

dens auf eine so merkliche Art, daß ich leicht begreife, wie heilsam es mir sey: ich werde dadurch gedemüthiget, von Fehlern gereiniget, im Vertrauen auf Gott, in der Geduld, im Gebet und andern Pflichten geübt, und mitleidig gegen meinen Nächsten gemacht: ich sehe eine Ewigkeit vor mir, wo kein Leid und Schmerz mehr seyn wird, und meine Treue mir wohl belohnt werden soll: habe ich nun Ursache mißvergnügt zu seyn, und über die Vorsehung zu murren?

Ich habe das Vertrauen zu Gott, daß er an allen seinen Freunden und Kindern eben die Treue, als an mir, erweisen werde. Ich trage mit ihnen ein zärtliches Mitleiden, und tröste sie, wo ich darzu Gelegenheit finde. Ich sehe auch den Wachsthum der Gottseligkeit im Leiden: so wie im Frühling, auch im Sturm und Ungewitter die Knospen ausschlagen und fröhliche Blüthen und Blätter zeigen. Ich beneide das Glück der Gottlosen nicht: ich wünsche nur, daß es ihnen zum wahren Besten dienen möge, und daß sie sich durch ihre Besserung eines größern Glücks würdig machen mögen. Empfangen sie ihr Gutes in diesem Leben, so beklage ich sie, und mißgönne ihnen die kurze Freude nicht, weil sie alles ist, was sie davon tragen. Bekehren sie sich aber aus Dankbarkeit gegen Gott, so freue ich mich darüber, daß es ihnen wohl gehet, und ich wollte ihnen noch mehr Reichthümer, Ehre und Freude darzu geben, wenn es in meinem Vermögen stünde, und ich ihre Seele damit erretten

könnte. So bin ich weder mit meinem eigenen Unglück, noch mit dem Glück meines Nächsten unzufrieden: ich billige und lobe alles, was die Vorsehung Gottes thut, und finde seine Weisheit, Gerechtigkeit und Güte in allen seinen Werken. Solche glückliche, billige und menschenfreundliche Gesinnungen giebt mir das Christenthum ein, das ich aus der heiligen Schrift gelernet habe.

Aber was für einen Ursprung hat dieses Buch, daraus ich diese Kenntnisse schöpfe? Die Verfasser desselben behaupten, daß es ihnen von Gott eingegeben worden sey, und daß er sie von diesen Sachen unterrichtet, und sie zu lehren und aufzuschreiben befohlen habe. Die Propheten wiederholen sehr oft bey ihren Reden: **So spricht der Herr.** Der Apostel Paulus sagt: 2 Tim. 3, 16. **Alle heilige Schrift sey von Gott eingegeben.** Er lobet die Thessalonicher, daß sie **seine Predigt nicht als eines Menschen Wort, sondern, wie es auch wahrhaftig sey, als Gottes Wort aufgenommen haben,** 1 Thess. 2, 13. Und Petrus versichert uns, daß **die heiligen Menschen Gottes geredet haben und getrieben worden sind durch den heiligen Geist,** 2 Pet. 1, 21. Es ist gar nicht unmöglich, daß Gott in den Gemüthern der heiligen Schriftsteller unmittelbar Gedanken und den Entschluß sie aufzuschreiben hervorgebracht habe, indem er der Schöpfer aller Geister ist, und zu allen ihren Veränderungen mitwürket.

würket. Er kann auch durch Worte in Erscheinungen, oder vermittelst der Engel mit ihnen geredet haben, so, daß sie gewiß gewesen sind, daß dasjenige, was sie schreiben, von Gott herkomme. Wenn sie ehrliche Leute sind, und kein Grund vorhanden ist, sie für Betrüger zu halten, so kann man ihnen solches glauben, so wie man einem jeden glaubt, was er empfunden und erfahren hat, wenn man das Gegentheil darzuthun nicht vermögend ist. Wir haben keine Ursache, sowohl an ihrer Wissenschaft von dieser Sache, als auch an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Hätten sie sich fälschlich einer göttliche Eingebung gerühmt, so wären sie entweder die größten Schwärmer und Fantasten gewesen: aber wer kann ihre gesunde Vernunft dergestalt in Zweifel ziehen? oder die größten Betrüger und Gotteslästerer, welches ihren ganzen Charakter zuwider ist, und darvon sie keinen Vortheil gehabt haben würden. Woher käme diese Zusammenverschwörung so vieler Betrüger durch so viel Jahrhunderte, die sich alle beredet hatten, sich für Gesanden Gottes auszugeben, und der Welt ihre Träume für Wahrheiten aufzubinden.

Es ist möglich, daß diese Sachen, die in der heiligen Schrift vorkommen, von Gott den Verfassern derselben eingegeben sind: es ist wahrscheinlich: es ist gewiß: das ist es, was ich noch untersuchen werde.

Wenn die Lehren und Nachrichten der heiligen Schrift irgend einer ausgemachten Wahrheit

der gesunden Vernunft oder der Geschichte widersprächen, so könnten sie nicht von dem wahrhaftigen Gott ihren Ursprung haben. Aber sie kommen mit den natürlichen Begriffen, die wir von Gott und der Welt haben, aufs genauste überein. Sie machen uns von dem höchsten Wesen würdige und anständige Vorstellungen, und was wir von demselben wahres und vortrefliches wissen, haben wir größtentheils ihrem Lichte zu danken. Wir haben diese Sachen nicht erfinden können: denn wie mangelhaft, wie mager und nüchtern ist die Erkenntniß von Gott gewesen, welche die Heiden ohne göttliche Offenbarung gehabt haben? Aber wir müssen sie billigen und loben, nachdem sie sind erfunden worden. Alles, was uns die heilige Schrift von dem Ursprunge der Welt, von der Natur des Menschen, von seinem gegenwärtigen und künftigen Zustande sagt, ist so gründlich und vernünftig, daß nichts darwider einzuwenden ist. Ihre Sittenlehre empfiehlt sich durch die Reinigkeit und Hoheit der Tugenden, die sie anpreißt, durch die Stärke der Bewegungsgründe, und durch die Größe der Belohnungen und Strafen, die sie uns ankündigt. Ihre historischen Nachrichten passen genau zu den Zeiten, zu den Orten und Leuten, davon sie handeln, und in den ganzen Zusammenhang glaubwürdiger Geschichte, die wir vom Anfange der Welt her haben. Wir haben Denkmale derselben an der Gestalt der Erde, an der Natur des Menschen, an den Sitten der Völker, an Städten und Ländern, und sie werden von andern

dern Geschichtschreibern bestätigt. Es sind darinn viel bekannte Wahrheiten; und was uns unbekannt war, kommt damit so genau überein, daß wir an der Möglichkeit derselben keinen Zweifel tragen dürfen.

Es ist aber auch sehr wahrscheinlich, daß die heilige Schrift von Gott ihren Ursprung habe. Hier berufe ich mich auf den Beweiß, der den größten Theil meiner Abhandlung ausmacht, daß es von dem Gott, der die Liebe ist, sehr zu vermuthen, ja unausbleiblich zu erwarten sey, daß er dem Menschen diejenigen Kenntnisse, die zu seiner Glückseligkeit unumgänglich nöthig sind, werde mitgetheilet haben. Ich finde sie in diesem Buche, und ich finde sie sonst nirgend, als in demselben: und das macht mich geneigt, und hat mich zuerst auf die Spur gebracht, dasselbe für göttlich zu halten; absonderlich, da ich gar nicht begreife, was es für einen andern Ursprung haben sollte. Ich habe vorhin erwiesen, daß die Verfasser der Bibel nicht selbst die Erfinder ihres Inhalts sind, und wenn sie denselben hätten erfinden können, warum haben ihn nicht andere Weltweisen erfunden, die doch ohnstreitig weit gelehrter als sie gewesen sind? Warum sagen uns Plato, Aristoteles, Cicero und Seneca nicht so vernünftige Sachen von Gott, von der Welt und von dem Menschen, als uns die Propheten und Apostel sagen? Sollte wohl irgend ein anderes denkendes Wesen, etwa ein Engel, ihnen die heilige Schrift eingegeben haben, daß

ich ja keine Ausflucht übrig lasse? Es müßte derselbe entweder ein guter oder ein böser Geist gewesen seyn: kein guter, denn derselbe hätte einen so schändlichen Betrug nicht spielen können, sich für Gott selbst auszugeben, und die Männer Gottes davon zu überreden: und auch kein böser, welcher wider sich selbst gehandelt haben würde, indem durch die Lehren der heiligen Schrift, Laster und Bosheit sichtbarlich zerstöret und verhindert werden. Was soll ich mich doch lange martern, Ursachen aufzusuchen und weit herzuholen, da mir eine Ursache vor Augen liegt, die möglich und vollkommen hinlänglich ist, die ganze Sache zu erklären. Gott konnte diese Wahrheiten, davon die Menschen unterrichtet werden mußten, wenn sie glücklich werden wollten, am besten wissen: er konnte sie den Verfassern der heiligen Schrift offenbaren, und es ist von niemand glaublicher, als von ihm, daß er solches gethan habe.

Ein reicher und freygebiger Fürst schenket mir ein Landgut und eine Wohnung. Ich trete herein, und treffe einen Ueberfluß von Sachen an, die zu meiner Erhaltung, Bequemlichkeit und Vergnügen gereichen. Ich verwundere mich, ich erstaune, ich freue mich über das kostbare Hausgeräthe, die Menge von Sachen und Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln, den Zulauf von Bedienten, die mir aufwarten, die Pracht meiner Wohnung und die Schönheit seiner Aussichten. Ich gehe durch alle Zimmer, ich betrachte und untersuche alles genau; ich finde

de alle diese Sachen schön, nützlich und vortreflich: ich versuche sie zu gebrauchen und zu geniessen, und die Erfahrung bestätigt die Meinung, die ich davon gehabt habe. Ich mache mir von dem Reichthum, von der Macht, von dem Verstande und von der Güte des Urhebers meines glücklichen Zustandes sehr hohe Begriffe. Je besser ich sein Geschenk einsehe, und seinen Werth verstehen lerne, desto mehr wird mein Gemüth, sowohl von ehrerbietiger Hochachtung, als auch von dankbarer Liebe gegen ihn durchdrungen. Allein ich kenne meinen Wohlthäter noch nicht so genau, als ich wohl wünschen möchte: ich weiß nichts weiter von ihm, als was ich aus den Sachen schließe, die an mich sind, und das ist noch nicht hinlänglich, meine neugierige Liebe zu sättigen: ich weiß den Gebrauch vieler Sachen nicht, die ich hier habe, und die mir doch gleichwohl sehr nützlich scheinen: ich finde in mir selbst eine gewisse Schwachheit und Unfähigkeit, meine Reichthümer völlig zu genießen, und es ist mir zu Muthe, als wenn ich ihrer nicht recht froh werden könnte. Ich weiß auch nicht, wie lange mein Aufenthalt an diesen angenehmen Orte dauren wird, und ob ich diese Güter zeitlebens werde behalten, oder über lang oder kurz entbehren müssen. Ich frage meine Hausgenossen dieser Sachen wegen, allein sie wissen mir davon keine zuverlässige Nachricht zu geben. Ihre Antworten sind zum Theil widersprechend, zum Theil zweydeutig, und sie wissen alle nicht mehr, als ich selbst weiß. Indem ich nun darüber bey allen

len meinen Reichthum und Ueberfluß unruhig und bekümmert bin, trete ich von ohngefähr in ein Zimmer. Ich sehe ein großes Buch vor mir auf einer Tafel liegen: ich bin neugierig, den Inhalt desselben zu wissen, und weil alles mein ist, was in diesem Hause ist, so schlage ich es ohne Bedenken auf. Ich lese darinn, und finde mit Verwunderung und Vergnügen, daß es mir von allen Sachen Nachricht giebt, die ich wissen wollte und müßte, wenn ich in diesem Hause glücklich leben sollte. Ich lerne daraus meinen Wohlthäter kennen, und wie ich mich in diesem Hause verhalten soll, wenn ich ihm wohlgefällig werden will. Ich lerne die Absicht und den Gebrauch aller Sachen, die um mich sind: ich finde eine Arzeney für meine Krankheit vorgeschrieben: ich erhalte die Versicherung, daß wenn ich dieses Haus eine Zeitlang besessen habe, mir eine andere und noch schönere Wohnung und ein größeres Gut angewiesen werden soll. Ich werde dadurch völlig beruhigt, ich sehe meinen Zustand nun mit ganz andern Augen, als vor diesen, an. Ich finde nun an allen Sachen ein doppeltes Vergnügen, nachdem ich weiß, woher sie kommen, wozu sie nützen, und wie lange sie dauren werden. Dieß Buch ist gleichsam das Licht, welches das ganze Haus erleuchtet. Ich brauche die Arzeney, die mir vorgeschrieben ist, ich genese, und nun schmeckt mir alles, und ich fange an in meiner neuen Wohnung vollkommen glücklich zu werden. Wer hat dieses nützliche Buch dahin gelegt? Wer hat es geschrieben oder aufschreiben lassen?

lassen? Kann es wohl jemand anders seyn, als mein Wohlthäter und der Urheber des ganzen Glücks, das ich hier genieße? Ich würde unbillig denken, wenn ich daran zweifeln, und ihm eine Ehre streitig machen wollte, die ihm mit so vielem Recht gebühret. Von wem ist die Anweisung mein Glück zu genießen, mit mehrerm Grunde zu erwarten, als von demjenigen, der es mir verschaft hat?

Es braucht keinen Aedipus dieses Räthsel aufzulösen, und die Leser werden die Erklärung desselben sehr leicht selbst hinzudenken. Die Gründe, welche man zur Vertheidigung der Religion gebraucht, sind sehr einleuchtend, so bald man sie nur auf andere Sachen anwendet, und es ist wunderbar, daß sie eben hier so viel Widerspruch finden. Sichtbarer Beweiß des menschlichen Verderbens! wir haben da die wenigste Vernunft, wo sie am nöthigsten ist, und leugnen am leichtesten, was wir am ersten glauben sollten.

Es ist endlich ganz gewiß, daß die heilige Schrift von Gott herrühre, und es mußte auch gewiß seyn, wenn sie zum Unterricht und zur Ueberzeugung der Menschen brauchbar seyn sollte. Gott konnte nach seiner Weisheit nicht unmittelbar einem jeden Menschen selbst durch eine Stimme vom Himmel, oder durch eine verborgene Eingebung die Wahrheiten bekannt machen, welches seiner Hoheit nicht anständig, und vielem Misbrauch unterworfen gewesen seyn würde.

de. Eine mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht war nicht zuverläßig genug, und mancherley Veränderungen unterworfen. Ein Buch schickte sich am besten zu unserer Unterweisung, welches gelesen, erkläret, auf die Nachwelt gebracht, und unverfälscht erhalten werden konnte. Und die Vervielfältigung der Abschriften war bequemer zu diesem Zweck, als die Erhaltung der Urschriften, welche vielen Zufällen unterworfen waren, und ohne ein Wunder nicht unverletzt erhalten werden konnten. Es mußte aber dieses Buch von Gott selbst versiegelt, und mit unstreitigen Merkmalen seines göttlichen Ursprungs versehen werden, wenn es ein göttliches Ansehen haben, und sowohl zum Grunde unsers Glaubens, als zur Richtschnur des Lebens dienen sollte. Denn dem Ansehn eines Menschen ist niemals viel zu trauen, und die größten Weisen haben so sehr geirret, daß sie es uns nicht verdenken können, an ihren Aussprüchen zu zweifeln.

Laßt es uns nun einmal versuchen, ohne Lästerung zu reden, ob wir es besser machen können, als Gott der Herr, und andere Mittel erdenken, als diejenigen, die er gebraucht hat, sein Wort in Ansehn zu setzen, und die Menschen glaubend zu machen, daß es von ihm seinen Ursprung habe. Gesetzt, Gott hätte einem jeden Menschen diese Ueberzeugung unmittelbar eingeben wollen, so würden die Wunder unendlich haben vervielfältiget werden müssen, welche man

doch

doch nicht zugestehen will. Es würden große Versündigungen veranlasset worden seyn, wenn die Menschen dieser unmittelbaren Ueberzeugung widerstanden hätten, welches immer möglich war. Oder Gott hätte sie durch seine Allmacht zum Glauben zwingen müssen, welches der menschlichen Natur zuwider, und Gott nicht anständig ist. Hätte Gott durch eine Stimme vom Himmel rufen wollen: dieß ist mein Wort! so hätte dieser Ruf an sehr vielen Orten geschehen, und mehrmalen wiederholet werden müssen, und wie groß wären auch diese Wunder? Eine bloße Nachricht aber von einer solchen Stimme wäre ebenfalls nur menschlich und nicht zuverläßig gewesen. Hätte Gott diesem Buche ein äußerliches Merkmal seiner Göttlichkeit beylegen wollen, etwa einen sichtbaren Glanz, wie dem Angesichte Mosis, so würde dieses Wunder beständig haben dauren müssen. Die Menschen würden desselben endlich gewohnt worden seyn, und es würde keinen Eindruck mehr gemacht haben.

Wie ist nun die göttliche Weisheit in dieser Sache zu Werke gegangen, und wodurch hat sie den göttlichen Ursprung der übernatürlichen Offenbarung erwiesen? Moses, der vornehmste Verfasser des alten Testaments, einige Propheten, die Apostel, welche das neue Testament geschrieben haben, Christus selbst, und die meisten Lehrer der ersten christlichen Kirche, haben Wunder gethan. Moses hat ganz Aegypten mit seinen Wundern erfüllet, und dem jüdischen Volk

eine

eine Menge derselben sehen lassen, als er die Religion desselben stiftete. Die Propheten sind ihm darinn nachgefolget zu solchen Zeiten, wenn die Religion in Verfall gerathen war, und wieder aufgerichtet werden mußte. Christus und die Apostel haben bey der Anrichtung der christlichen Religion sich mit vielen Zeichen sehen lassen. Sie haben Kranke mit einem Wort, und Auflegung der Hände gesund gemacht, Todte auferweckt, Teufel ausgetrieben, und mit wenig Brod und Fischen viel tausend Menschen gespeiset.

Wenn man solches erweisen will, so muß man die Verfasser der heiligen Schrift als gemeine Geschichtschreiber betrachten, und die Glaubwürdigkeit derselben nach Gründen der Vernunftlehre untersuchen. Ich habe solches bey Gelegenheit des Beweises der christlichen Religion aus dem Zeugniß der Märtyrer in dem ersten Theil meiner Ruhe auf dem Lande gethan, und finde nicht nöthig, solches hier zu wiederholen. Niemand hat die Sachen besser wissen können als sie, die solche aufgeschrieben, indem sie zu eben der Zeit und an eben dem Orte gelebt, wo sie geschehen, und die Wunder entweder selbst verrichtet, oder mit Augen gesehen, oder von Augenzeugen erfahren haben. Niemand hätte von dem Betruge weniger Vortheil und mehr Schaden und Beschwerde, als sie gehabt. Ja es war in den damaligen Zeiten gar nicht möglich, solche Sachen vorzugeben, wenn sie nicht wahr gewesen wären, indem jedermann gar leicht

den

den Betrug hätte entdecken und zu Schanden machen können.

Es ist nicht möglich, daß ein Mensch solche Wunder, als Moses, Christus und die Apostel gethan haben, aus eigener Kraft verrichten könne. Rufet einen Todten, der drey Tage im Grabe gelegen und schon riecht, mit aller Macht heraus; er wird euch keine Antwort geben. Leget die Hände auf einen Kranken, oder befehlet einem Gichtbrüchtigen, der acht und dreyßig Jahr auf dem Bette gelegen, daß er aufstehen, sein Bette nehmen und heim gehen solle; er wird fein liegen bleiben. Wenn ihr mit fünf Gersten-Brodten und zween Fischen zwanzig Leute gespeiset habt, so wird der Vorrath aufgezehret seyn, und die übrigen werden nichts bekommen. Es muß also eine höhere Macht diese Wunder verrichtet haben, auf Verlangen der Propheten und Apostel, welche dabey nur die Werkzeuge oder gelegentlichen Ursachen gewesen, und welches ist wohl dieselbe? Will man noch nicht zugeben, daß Gott der Urheber der Wunder sey, so müßte man gewisse Geister annehmen, die mächtiger als der Mensch sind, durch welche diese Thaten geschehen wären. Und diese sind entweder von moralisch guter oder böser Beschaffenheit gewesen. Gute Geister können diese Wunder nicht verrichtet haben: denn die Propheten und Apostel haben solche für göttlich ausgegeben, und sie würden also durch ihre Würkungen einen Betrug bestätiget haben, der sehr vielen Schaden gethan und vielen Leuten das

Leben gekostet hätte. Sind die Wunder nicht von Gott geschehen, so ist auch die ganze Lehre falsch, die darauf beruhet, und es wäre eine greuliche Bosheit eines heiligen Engels, wenn er die Welt damit hintergangen hätte. Daß aber ein böser Geist die Wunder verrichtet habe, widerlegt Christus sehr gründlich, Luc. 11, 25. wo er sagt: **Ist denn der Satanas mit ihm selbst uneins?** Die Lehren der heiligen Schrift zielen sichtbar darauf ab, die Tugend und Gottseligkeit zu befördern, und der Teufel müßte aufgehöret haben ein böser Geist zu seyn, wenn er die Prediger derselben selbst in Ansehen hätte setzen wollen.

Es bleibt also keine mögliche und begreifliche Ursache der Wunder übrig, als der allmächtige Gott selbst, der Herr der Natur, welcher die Gesetze derselben, die er selbst gegeben, auch wieder aufheben, und die Kräfte der Dinge erhöhen kann. Die Propheten und Apostel sind sich auch dessen bewußt gewesen, daß sie solche durch die Kraft Gottes verrichteten, und ihr Zeugniß verdienet auch hierinn, wie in allen andern Sachen, völligen Glauben. Sie haben Gott angerufen, wenn sie solche verrichten wollen, und auf ihr Gebet sind sie geschehen. Wer siehet hier nicht die Ursache derselben? Insbesondere ist die Kraft Gottes sichtbar bey der Auferstehung Christi, an welche niemand Hand angelegt, auch nicht anlegen können, als der allmächtige Gott, indem der verstorbene Christus durch sein Grab, und das

Siegel

Siegel und die Wächter desselben von allen Menschen abgesondert, und den Seinigen ganz entrissen worden. Dieß ist ohnstreitig das größte Wunder des Christenthums, daraus Ditton einen ganzen Beweiß der Wahrheit desselben hergeleitet hat, und das sowohl zur Ueberzeugung der ersten Lehre des Evangelii selbst, als auch der ganzen Christenheit das meiste beygetragen. Die Versuche eines Tolands, Tyndals, Wollstons, Morgars, Collins, Chubbs und anderer mehr, die Wunder zu einem Gaukelspiel und Betruge zu machen, sind so abgeschmackt, und wider alle Wahrscheinlichkeit, daß sie keine Widerlegung verdienen. Begebenheiten, welche so öffentlich geschehen, so oft wiederholt sind, so lange Zeit gedauret haben, von Freunden und Feinden so genau untersucht, und überall eingestanden worden sind, auch ihrer Natur nach so leicht einzusehen gewesen sind, kann man unmöglich für Betrug und Blendwerk ausgeben, ohne zu behaupten, daß so viel tausend Menschen, so viel Jahrhunderte hindurch alle mit sehenden Augen blind gewesen sind, welches das größte Wunder von der Welt seyn, und alle historische Gewißheit aufheben würde. Alle Wunder, welche jemals Schwärmer und Betrüger vorgegeben haben, sind von Wundern der Propheten und Apostel an Menge, Größe und Sicherheit der Nachrichten unendlich unterschieden, und diejenigen, denen sie zum Vortheil geschehen seyn sollen, fangen heutiges Tages selbst an sich derselben zu schämen und davon zu schweigen.

Was hatten aber diese Wunder zur damaligen Zeit, als sie geschahen, für eine Würkung? Stellet euch vor, daß ein Mann, welcher Todten aus den Gräbern rufen, Kranke mit einem Wort gesund machen, den Stürmen und Ungewittern gebieten, ganze Ströme in Blut verwandeln, und Feuer vom Himmel fallen lassen könnte, sich in unserer Gegend sehen und hören lasse, würde er nicht häufige Zuschauer und Zuhörer bekommen? Absonderlich, wenn er hohe Wissenschaft, Gutthätigkeit und Menschenliebe mit seiner Wunderkraft verbinden, und also den Sinnen, dem Verstande und dem Herzen zugleich was zu schaffen machen würde. Er dürfte nur ein oder zwey Wunder von dieser Art thun, und sich dabey in der Gestalt eines Weisen und eines Menschenfreundes zeigen, so würde der Ruf in seine Trompete stoßen, und ihr Schall würde das ganze Land durchdringen. Die nächsten Nachbarn würden am ersten herzueilen, sie würden ihn sehen und hören, und den Ruf bestätigt, ja übertroffen finden. Sie würden sich darauf in der ganzen Gegend zerstreuen, und einem jeden diese große Neuigkeit mit Verwunderung und Erstaunen erzählen. Der wunderbare, der weise, der gütige Mann würde bald der allgemeine Inhalt der Gespräche werden, und man würde alle andre Merkwürdigkeiten über ihn vergessen. Alsbald würden sich ganze Dörfer, Städte und Landschaften erheben, und als ein Strom hin zu ihm fließen. Man würde Arbeit und Geschäfte ruhen lassen, ja Essen und Trinken darüber

über vergessen. Wer eine Krankheit an sich hätte, oder wer einem kranken Vater, oder Kinde, oder Freunde gern geholfen wissen wollte, oder sonst in einem Anliegen, Trost und Hülfe brauchte, der würde sich zu ihm nahen, oder ihn zu sich einladen lassen. Er würde kommen und helfen. Da giengen die Blinden, die er sehend, die Lahmen, die er gesund, die Aussätzigen, die er rein gemacht, die Todten, die er auferweckt, vor den Augen aller Leute herum, und erzählten, was mit ihnen vorgegangen sey. Er selbst nähme zugleich durch seine nachdrückliche Beredsamkeit, durch sein freundliches und leutseliges Betragen, durch seine Rechtschaffenheit und bewährte Tugend die Gemüther aller dererjenigen ein, die ihn näher kennen lernten. Würde er nicht die Bewunderung, die Hochachtung, die Liebe und das gute Zutrauen aller Menschen an sich reißen? Würden ihm nicht alle Häuser offen stehen? Würde man sich nicht eine Ehre und Vergnügen daraus machen, mit ihm umzugehen? Würden nicht allen seinen Schritten ganze Heere Menschen folgen, und würde er sich für dem Gedränge retten können? Er würde zu reden anfangen, und ein jeder würde schweigen? Man würde ihm ganze Tage lang mit unermüdeter Aufmerksamkeit anhören: man würde geneigt seyn, ihm in allen Sachen Beyfall zu geben, und was er sagte, das würde alles wahr, schön und vortreflich seyn.

Sehet, das ist die Geschichte, die sich mit Christo und den Aposteln wirklich zugetragen hat,

und die wir glücklich errathen haben! Durch diese Wunder hat Gott Mosen in Ansehn gesetzt, als er ihn zur Erlösung seines Volks und Stiftung der jüdischen Religion sandte, dadurch ist Elias und andere Propheten berühmt geworden. Bey Christo aber und den Aposteln war es unumgänglich nöthig, daß sie durch dieses Mittel bekannt gemacht, und gleichsam auf den Lehrstuhl gesetzt wurden. Sie waren Leute von niedriger Geburt und geringen Stande, unberühmt, und verworfen von den Großen der Welt. Sie würden also bey aller ihrer Weisheit und Beredsamkeit keine Zuhörer gefunden, man würde sie verachtet und keiner Aufmerksamkeit gewürdiget haben, sie hätten also ihre Lehre nicht an den Mann bringen können, wenn sie Gott nicht durch irgend ein Mittel in Ansehen gesetzt und berühmt gemacht hätte. Ich kann mich nicht enthalten, die göttliche Weisheit zu bewundern, die diese Absicht durch die Wunderwerke so glücklich und geschickt erreicht hat. Es hat überhaupt sehr viel zu meiner Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums beygetragen, wenn ich bey genauerm Nachdenken gefunden habe, daß alle Umstände, Begebenheiten und Anordnungen Gottes, die dahin gehören, ihre heilsamen Absichten haben, und daß auch die kleinsten Theile dieses ganzen Systems so genau zusammen passen, daß endlich das schöne System herauskommt, welches ich mit so viel Verwunderung und Vergnügen betrachte.

Christus

Christus und die Apostel hatten also einen unglaublichen Zulauf von Zuhörern: die Wunder waren gleichsam die Glocken, dadurch sie zusammen gelautet wurden: die Gemächer waren so voll, wo er sich aufhielt, daß man sich seiner Person mit den Kranken nicht nahen konnte, sondern die Decken aufbrach, und sie von da herunter zu seinen Füssen mit sammt den Betten niederließ. Christus mußte sich selbst mannichmal unsichtbar machen, daß er aus dem Gedränge kam, und sich die Leute zum Theil verliefen. Wenn er denn nun eine Versammlung bey einander hatte, so satzte er sich nieder auf eine Anhöhe, oder in ein Schiff, oder auf den Lehrstuhl, und erklärte ihnen den Rath Gottes von ihrer Seligkeit. Und so machtens auch die Apostel und seine Nachfolger im Lehramte. Die christliche Lehre wurde also gehöret um der Wunder willen.

Sie wurde aber auch um eben derselben willen geglaubet. Es mag nun ein Vorurtheil gewesen seyn, oder die Leute mögen die Folge des Schlusses eingesehen haben: wer Wunder thut, der ist ein wahrer Prophet, so lehret die Geschichte, daß die Lehre der heiligen Schrift darum für wahr gehalten worden, weil die Prediger derselben Wunder gethan haben. Moses wurde von den Juden für einen Gesandten Gottes erkannt, weil er Wunder vor ihren Augen that. Als Elias Feuer vom Himmel fallen ließ, welches den Altar und das Opfer verzehrte, so rief das ganze Volk: der Herr ist Gott! der Herr ist

Gott, 1 Kön. 18, 39. Nicodemus sagt zu Christo, Joh. 3, 2. Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott kommen, denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sey denn Gott mit ihm. Am ersten Pfingsttage, als das große Wunder der Ausgießung des heiligen Geistes geschahe, wurden auf einmal bey drey tausend Seelen zum christlichen Glauben bekehret.

Allein die Folge ist ganz richtig: welcher Lehrer durch Wunderwerke von Gott selbst in Ansehn gesetzt, berühmt gemacht, und der Welt angepriesen wird, der verdienet Glauben, weil er die Wahrheit lehret. Denn wenn seine Lehre falsch wäre, so würde Gott selbst den Irrthum fordern, und die Menschen betrügen helfen, welches seiner Wahrheit, Heiligkeit und Güte zuwider ist. Die Wunder geschehen nicht durch eine Zulassung Gottes, sondern durch eine unmittelbare Würkung von ihm selbst, und es sind ihm also auch alle nothwendige Folgen derselben zuzuschreiben. Sie machten den größten Eindruck zur damaligen Zeit, als sie vor den Augen der Menschen geschahen. Aber sie gelten auch noch jetzt, weil wir davon so gewisse Nachrichten haben, als wenn wir sie selbst gesehen hätten. Das Zeugniß so vieler Leute kann noch weniger trügen, als unsere eigene Erfahrung und der Augenschein.

Man könnte dagegen einwenden, daß ja die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten der Juden die Wunder Christi und der Apostel auch erfahren,

ren, und dennoch seine Lehre nicht geglaubet hätten: der Beweiß müsse also sogar einleuchtend und gewiß nicht seyn, als er ausgegeben werde. Allein ich behaupte nicht, daß jemand durch die Wunder zum Glauben gezwungen werden könne. Der Mensch behält immer die Freyheit, Gründe anzunehmen oder zu verwerfen, und seine Vorurtheile, Leidenschaften und Laster hindern ihn oft, die deutlichsten Wahrheiten einzusehen, und die stärksten Beweise zu fassen. Jesus von Nazareth passete nicht in die Form der Obersten unter den Juden. Seine Armuth und Niedrigkeit kam nicht mit den Begriffen überein, die sie sich von dem weltlichen Reiche des Messias machten, und die ihrem Stolz und Geiz so annehmlich waren. Er verdarb es bey ihnen durch seine scharfe Strafpredigten, und darum verwarfen sie ihn und seine Lehre, der ein großer Theil des Landes beyfiel, und hörten nicht auf ihn zu verfolgen, bis sie ihn hingerichtet hatten. Unser Heiland sagt zwar, Matth. 1, 22. 23. **Es werden viel zu mir sagen an jenem Tage: haben wir nicht in deinem Namen geweissaget? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viel Thaten gethan? Dennoch wird er ihnen antworten: ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter.** Allein man kann hierauf antworten, entweder daß diese Lehrer eine Zeitlang glaubig gewesen, und damals diese Wunder verrichtet, hernach aber abgefallen und verdammt worden,

wie vom Judas Ischarioth unstreitig ist; oder daß die Wunder ein Kennzeichen nicht des frommen Lebens, sondern der wahren Lehre gewesen. Die Gabe Wunder zu thun war in der ersten christlichen Kirche den Lehrern gemein, unter welchen freylich wohl manche Heuchler waren, die verlohren giengen. Einen andern Einwurf könnte man aus Matth. 24, 24. hernehmen, wo der Apostel sagt: **Es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wunder thun.** Allein man kann durch Zeichen und Wunder entweder bloß wunderbare Dinge verstehen, welche diese Worte auch bisweilen bedeuten, oder man kann antworten, daß in der Grundsprache δώσουσι gesetzt werde, sie werden vorgeben, welches ganz was anders ist als ποιησουσι, sie werden wirklich verrichten. Es ist nicht erweislich, daß jemals ein falscher Lehrer wirklich solche Wunder gethan, als die Gesandten Gottes, ob sie solche gleich nachgeäft, und etwas ähnliches, wie die Zauberer in Aegypten hervorgebracht haben.

Das andre Siegel der Wahrheit der heiligen Schrift sind die Weissagungen, die darinn vorkommen, oder Vorherverkündigungen zukünftiger und zwar zufälliger Begebenheiten, die aus dem gegenwärtigen Zustande der Sachen nicht hergeleitet werden können. Wenn jemand vorher sagte, daß binnen einem Jahre auf einen gewissen Tag ein Ungewitter entstehen, der Donner in ein Haus einschlagen, diese und jene Leute

tödten,

tödten, und sogleich darauf die Sonne wiederum scheinen würde, wenn er mehr dergleichen Begebenheiten, ja eine ganze Geschichte mit einer gewissen Zuversicht verkündigen würde, und alle seine Verkündigungen träfen aufs genauste ein, würde man nicht von ihm glauben, daß er eine übernatürliche Erleuchtung haben, und mehr als ein gemeiner Mensch verstehen müßte? Würde er nicht dadurch ein besonderes Ansehen bekommen, und wenn seine Weissagungen vielmal durch die Erfahrung bestätigt wären, überall Glauben und einen allgemeinen Beyfall finden? Moses hat dem Volke Gottes seine Erlösung aus der Aegyptischen Dienstbarkeit, die Eroberung des gelobten Landes, und die Siege über ihre Feinde verheißen. Wir haben in der heiligen Schrift häufige Exempel von Weissagungen der Propheten, die der Erfolg wahr gemacht. Insbesondere haben sie die Begebenheiten Christi sehr umständlich viele hundert Jahr vorher verkündigt, und es ist alles an ihm erfüllet worden. Christus selbst hat der Stadt Jerusalem und dem jüdischen Reiche seinen Untergang gedrohet, und es waren auch unter den Apostеln Propheten, deren Weissagungen niemals trogen.

Wollte man behaupten, daß sie die Kenntniß dieser Dinge durch gewisse höhere Geister erlangt hätten, die eine vollkommnere Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, als der Mensch besitzen, so kann solches auf eben die Art, wie oben bey den Wunderwerken geschehen ist, widerlegt wer-

werden. Es bleibt uns also nichts übrig, daraus wir die Weissagungen erklären können, als die Allwissenheit Gottes, der von allen möglichen Dingen die vollkommenste Erkenntniß hat, und auch zukünftige und zufällige Begebenheiten in ihren Gründen vorher siehet. Die Propheten haben schon bey ihren Lebzeiten unter den Menschen Glauben gefunden, wenn ihre Vorherverkündigungen eingetroffen sind. Wenn sie aber lange nach ihrem Tode noch in Erfüllung gehen, so ist solches ein Beweis für die Nachwelt, daß sie die Wahrheit geredet und geschrieben haben. Man kann daraus eine besondere Vertraulichkeit des Umgangs mit Gott schließen, von dem sie diese verborgene Dinge erlernet haben, und die Erfüllung einer Weissagung ist eine Gewährleistung für die Wahrheit aller andern Sachen, die sie gelehret haben. Sollte Gott wohl die Lügen eines Menschen durch seine Wahrheit unterstützen, und demjenigen seine Geheimnisse offenbaren, der sie mißbrauchen würde die Welt zu betrügen? Einige Weissagungen der heiligen Schrift sind so deutlich, daß man nicht eigentlicher von der Sache reden kann. Andere sind etwas dunkel, damit die Erfüllung nicht durch die Weissagung verhindert würde, und der Erfolg muß sie also erst erklären. Die Weissagungen der Heiden und Fanatiker sind mit den Prophezeyungen der heiligen Schrift in keine Vergleichung zu stellen, die wie eine Kette durch das ganze Buch gehen, und ein eigenes System ausmachen. Die Orakel sind entweder Zweydeutigkeiten, oder Lügen,

oder ein heimlicher Betrug der Priester gewesen. Viele tausend Aussprüche der Götter sind vielleicht zur Lüge worden und vergessen, einige wenige aber, die von ohngefähr eingetroffen, uns aufbehalten worden. Die Wahrsagerkünste unter den Römern sind vernünftigen Heiden selbst lächerlich gewesen, und von ihnen verspottet worden.

Wenn ich nun, entzündet von Verlangen nach Wahrheit und Glückseligkeit, die heilige Schrift in die Hände nehme, wenn ich darinn allen Unterricht finde, den ich wünsche, und von dem Gott, der die Liebe und ein wahrer Menschenfreund ist, vermuthen und erwarten kann, wenn ich mir die großen Wunder vorstelle, die Gott zum Vortheil des Christenthums gethan hat, und in den Weissagungen einen sichtbaren Beweiß der übernatürlichen Offenbarung sehe, so glaube ich, so gewiß als ich lebe, und der Tag am Himmel ist, daß dieß Buch von Gott seinen Ursprung habe, und die lautere Wahrheit enthalte. Ich glaube, daß ich einen Erlöser habe, der mich von der Strafe frey gemacht, die ich mit meinen Sünden verdienet habe, und mir Gnade des Richters der Welt erworben hat. Ich glaube, daß ich unter der Aufsicht einer gerechten, weisen und gütigen Vorsehung stehe, die meine Wohlfahrt will, und durch alle meine Schicksale befördert. Ich glaube, daß ich unsterblich bin, und eine ewige und vollkommene Glückseligkeit nach meinem Tode erhalten werde. Ich versuche

die

die Mittel zu gebrauchen, die mir die christliche Religion zu meiner Besserung, Beruhigung und Glückseligkeit vorschlägt. Ich erfahre, daß sie bequem, kräftig und heilsam sind. Ich werde dadurch weise, tugendhaft und vergnügt. Ich empfinde bey mir selbst einen wunderbaren Trost im Leiden, eine unbezwingliche Herzhaftigkeit in Gefahren, die angenehmste Zufriedenheit mit Gott, und eine standhafte Hoffnung eines bessern Zustandes. Ich spüre täglich die unerschöpfliche Vorsorge Gottes bey allen Bedürfnissen dieses Lebens, seine warnende, züchtigende und verschonende Liebe bey allen meinen Fehlern, und den treuen Beystand seines guten Geistes bey meinen Pflichten. Ich bin wie ein Kranker, der seine zunehmende Besserung und Genesung mit Freuden gewahr wird. Die schmerzlichen Zufälle verliehren sich, die Kräfte werden stärker, ich bin geschickt zur Arbeit, mir schmeckt die Wahrheit und die Tugend, die Speise meiner Seelen. Solte ich wohl zweifeln, daß mein Arzt verständig und getreu, und seine Mittel kräftig und heilsam sind? Könnte ich solches leugnen, ohne eine schändliche Undankbarkeit zu begehen?

Ich kenne sehr viel Leute in der Welt, die reicher, vornehmer und mächtiger, als ich, sind, und mehr Gelegenheit haben sich Ergötzlichkeiten zu machen, als ich. Ich kenne sehr wenig, die zufriedner sind, und vergnügter leben, als ich, auch unter viel Mühseligkeiten und Beschwerden. Die Sorge, der Verdruß und Widerwille dringen

gen

gen hinein in die Paläste der Großen, sie hängen sich an ihre Titel, sie verdunkeln das Gold der Reichen, sie verstimmen den Klang der Sayten, sie machen die fürstliche Tafel unschmackhaft und bitter. Die Güter der Welt werden mit Hitze gesucht, mit Gleichgültigkeit besessen, und mit Herzeleid verlohren. Aber die Güter, die mir die Religion giebt, ekeln und fehlen mir niemals. Ich bemerke ihren Unterschied und Vorzug für jenen mit Zufriedenheit, und bitte Gott, daß er mir dieselben lassen und vermehren wolle. Ich werde schon erhöret, indem ich bete. Indem ich den hohen Werth der wahren Weisheit, die Schönheit der Tugend, den Trost der Erlösung und die Seligkeit des Himmels betrachte, indem ich glaube, daß ich alles von dem allgenugsammen Gott, der Quelle alles Guten, erlangen müsse, indem sich also meine Begierden darnach zu ihm erheben, und ich ihn anrufe, daß er mir den Glauben stärken, und mich in seiner Wahrheit heiligen wolle, so klärt sich gleichsam mein Gemüth auf, wie der Himmel an einem schönen Sommertage. Da fliehen die Wolken fremder und unheiliger Gedanken, die Stürme der Leidenschaften setzen sich und schweigen, mir gehet die Sonne der Wahrheit auf, und breitet ihr reines Licht durch meine ganze Seele aus. Ich begreife diese geistlichen und heiligen Dinge, die mir die heilige Schrift lehrt, und sehe ihre Natur und Beschaffenheit mit einer solchen Klarheit ein, die ich kaum in einer menschlichen Wissenschaft finde. Ihre Beweise sind für mich von solcher Kraft,

daß

daß mir deucht, ich müßte entweder aller Vernunft entsagen und nichts in der Welt glauben, oder ich müßte diese Sachen für wahr halten, die so starke Gründe für sich haben. Ich empfinde den hohen Werth der Güter, die mir angeboten werden: ich ergreife sie mit begierigem Verlangen: ich tröste mich, ich freue mich darüber. Ich bewundre und verehre die großen Thaten und Eigenschaften Gottes: Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes. Ich werde vor Gott gebeugt und gedemüthiget durch die Empfindung meiner Sünde und Unwürdigkeit: ich werde aber wieder aufgerichtet durch die unendliche Größe der Menschenliebe Gottes: ich fasse ein Vertrauen zu Gott, und sage zu ihm mit großer Freudigkeit: Abba lieber Vater. Ich finde auf dieser niedrigen Erde schon so viel große, schöne und vortrefliche Sachen, welche Werke, Wohlthaten und Geschenke des Herrn meines Gottes sind; wie viel größere Herrlichkeit wird mir der erhabene Schauplatz des Himmels zeigen und zu genießen geben. Ich strecke also meine Begierden nach der Ewigkeit aus, und

Dem, den ich liebe, und nicht seh,
Vor dem ich einst mit Freuden steh,
Dem sing ich hier, o wär ich da!
Halleluja! Halleluja!

Ich habe eine angenehme Laufbahn zu Ende gebracht, und erhole mich einen Augenblick von der

Anstren-

Anstrengung des Geistes und des Herzens, die ich dabey empfunden habe. Man muß niemals mit Kaltsinnigkeit an die Religion gedenken. Dieß ist ein Gegenstand, der den Geist erheben, das Herz erfreuen, und das ganze Gemüth in Bewegung bringen muß.

Ich bin aber meinen Lesern noch eine Nachricht von den Hindernissen schuldig, die ich zu überwinden gehabt habe, ehe ich zu dieser Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion gelanget bin. Es wäre wunderbar, wenn man von einer Sache von entfernten Ursprung, weiter Erstreckung und mannichfaltiger Absicht, als die hohen und wichtigen Wahrheiten des christlichen Glaubens sind, gleich bey dem ersten Anblick und dem Anfange der Untersuchung den deutlichsten Begrif und eine zusammenhangende Erkenntniß haben sollte. Die gründliche Wissenschaft fängt sich gemeiniglich mit Zweifeln an, welche, was die christliche Religion betrifft, nicht immer aus Bosheit, Hochmuth, und Feindschaft gegen die Wahrheit, sondern oft auch Schwachheit und Unwissenheit entstehen, welches man zu bekennen sich nicht schämen muß. Man muß die Zweifel nicht mit Vorsatz erwecken, und die Einwürfe wider den christlichen Glauben sorgfältiger, als die Beweise derselben, zusammen suchen, wie viele thun, die mehr Bücher wider die heilige Schrift, als für dieselbe lesen. Das ist schon ein Zeichen einer vorgefaßten Meinung und der Feindschaft wider dieselbe, die uns eingiebt,

Waffen zum Feldzuge wider sie zu suchen, und wie unglücklich ist derjenige, der sie findet? Aber es ist unausbleiblich und unvermeidlich, daß uns bey genauer und sorgfältiger Untersuchung wichtiger Wahrheiten Zweifel beyfallen, und gehoben werden müßen, ehe wir zur Gewißheit kommen wollen. Ein Mensch, der sich nicht an den Köhlerglauben begnügen läßt, sondern selbst mit seinen eigenen Augen sehen will, verbindet die Prüfung mit dem Glauben. Und da scheinet uns oft die Wahrheit ein Irrthum, der Irrthum aber eine Wahrheit zu seyn. Aber bey anhaltender und genauer Untersuchung gewinnet ein jedes wieder seine wahre Gestalt. Licht ist Licht, und Finsterniß ist Finsterniß. Wer mit einem unpartheyischen und wahrheitsliebenden Gemüthe an diese Untersuchung gehet, der ist allezeit bereit sich widerlegen zu lassen. Und wer eine Neigung zur christlichen Religion hat, der macht sich ein Vergnügen daraus, überwunden zu werden, nachdem er einen Einwurf vorgebracht hat. Er verlieret mit Freuden die Ehre Recht zu haben, und seine Meinung zu behaupten, weil er sein Glück und Ruhe wieder gewinnet. So wie der Haß der Wahrheit ihre Feinde verblendet, sie nicht zu erkennen, so öfnet im Gegentheil die Liebe zu denselben ihren Freunden die Augen, ihre gerechte Sache einzusehen. Nach diesem kleinen Streite wächst die Liebe selbst durch die Versöhnung. Die ganze Sache des Unglaubens wird uns verdächtig, wenn wir sie mehrmalen falsch befunden haben,

und

und wir zweifeln behutsamer, wenn wir gewahr werden, daß wir ohne Grund gezweifelt haben.

Es ist meine Absicht nicht, die Deisten auszuschelten und herunter zu machen, welches mehrmalen geschehen, und selten etwas damit ausgerichtet ist. Ich betrachte diejenigen nicht mit einem hochmüthigen, sondern menschenfreundlichen Mitleiden, die ein solches Kleinod, als der christliche Glaube ist, entbehren, welches sie so gut zu ihrem Glück gebrauchen könnten, wenn sie es annehmen wollten. Ich habe Freunde unter ihnen, die mehr Aufrichtigkeit und Menschenliebe besitzen, als mancher Rechtgläubiger, dessen Glaube todt ist, und der zwar den Schein des gottseligen Wesens hat, aber die Kraft desselben verleugnet. Vielleicht liest wohl mancher unter ihnen dieß Bekenntniß meines Glaubens, das ich vor dem Angesicht der ganzen Welt thue, und wird dadurch überzeugt, daß es nicht bloß mein Amt und Beruf, sondern die wahren Gesinnungen meines Herzens sind, die christliche Religion, davon wir so oft mit einander geredet haben, zu vertheidigen.

Ich finde keine Schwierigkeit die Geheimnisse der christlichen Religion zu glauben. Wenn sie richtig erkläret werden, und man nur bey den Worten der heiligen Schrift bleibt, ohne zu viel Schulgelehrsamkeit darunter zu mengen, so enthalten sie keinen Widerspruch. Ich begreife aber

leicht, daß es sehr viel Sachen geben müsse, deren Natur, Wesen und Eigenschaften ich völlig einzusehen nicht im Stande bin, und die nur höhern Geistern und dem allwissenden Gott bekannt sind. Es ist nicht widersprechend, daß in dem einigen göttlichen Wesen drey Personen von gleicher Vollkommenheit und Herrlichkeit sind. Aber worinn die Zeugung des Sohnes und das Ausgehen des heiligen Geistes eigentlich bestehe, und warum eben drey und nicht mehr Personen sind? das weiß ich nicht. Der Sohn Gottes ist mit einer menschlichen Natur vereinigt: er hat ihr den Besitz, Gebrauch und Genuß seiner göttlichen Eigenschaften, Ehre und Seligkeit überlassen: das ist möglich, ob ich gleich nicht begreife von was für einer Natur und Beschaffenheit diese Verbindung ist. Der heilige Geist würket auf die Gemüther der Menschen, wenn sie erleuchtet und wiedergebohren werden; aber wie das zugehe ist mir verborgen. Das heilige Abendmahl stärket meinen Glauben: ich erfahre es: aber ich unterstehe mich nicht die Art seiner Würkung zu erklären. Meine Seele, wenn sie vom Leibe geschieden ist, denket ohne äußerliche Sinne, und erinnert sich ihres Zustandes auf der Welt noch. Ich muß erwarten, durch was für Werkzeuge solches geschehen werde. Gott wird am jüngsten Tage die Todten auferwecken: er weiß am besten wie er die Theile der verweßten Leiber zusammen finden, und sie daraus wieder erbauen soll.

Man beschuldigte einen gewissen Minister bey dem Könige, daß er verschiedene Fehler in der Verwaltung seiner Geschäfte begangen habe. Der König, welcher so viel Hochachtung gegen ihm hatte, als er wirklich verdiente, antwortete: das ist ein so großer Mann, daß ich seine Fehler vergessen habe. So müßte man von der heiligen Schrift denken, wenn man billig seyn wolte, gesetzt auch, daß sie einige Fehler an sich hätte, oder es uns so vorkäme; und sich an die Worte des Horaz erinnern: quando plurima nitent, non ego paucis offendar maculis.

Ich sehe einen prächtigen Pallast vor mir, der einer ganzen Gegend zur Zierde dient. Alle Theile desselben haben ihr richtiges Verhältniß gegen einander, und machen ein Ganzes aus, das sehr angenehm in die Augen fällt. Die Materialien desselben sind kostbar, dauerhaft und schön. Die Zierathen sind weder gesparet noch verschwendet, sondern am rechten Orte angebracht, und machen einen vortreflichen Eindruck. Die innere Einrichtung ist bequem, der ganze Raum wohl abgetheilt, die Zimmer helle und geräumlich, und die ganze Absicht, warum das Haus da stehet, glücklich erreicht worden. Sehr viele und große Kenner loben und bewundern dasselbe, und bekennen, daß derjenige, der es gebauet hat, ein großer Meister seyn müsse. Allein es ist hier oder da eine Glasscheibe im Fenster zerbrochen: es ist in der Mauer ein Stein in die Quere gelegt, der wohl in der Länge liegen könn-

te: eine Thüre schließt nicht recht ein: es fehlt ein Schiefer auf dem Dache. Ich aber ergreife diese Kleinigkeiten, ich übersehe diese Pracht, den Nutzen und die großen Schönheiten des Gebäudes, ich bemerke diese geringen Fehler, und tadle dasselbe deswegen heftig und bitter. Werde ich nicht von allen verständigen Leuten ausgelacht, und für einen kleinen Geist, (esprit de bagatelles) gehalten werden?

Wenn man von der heiligen Schrift urtheilen will, so muß man sich zuerst von dem ganzen Inhalt derselben einen richtigen und vollständigen Begrif zu machen suchen. Man muß den Lehrbegrif derselben im Zusammenhange einsehen. Man wird die genaueste Uebereinstimmung desselben mit einer gesunden Weltweisheit gewahr werden, und einen großen Theil von den ausgemachten Wahrheiten, die ein jeder vernünftiger Mensch billigen und eingestehen muß, darinn finden. Man wird neue Entdeckungen antreffen, die von sehr hohen Werth sind, und zur Glückseligkeit des Menschen sehr viel beytragen. Ueberall wird man darinn den vollständigsten und wichtigsten Lehrbegrif von Gott, von dem Ursprunge und den Absichten der Welt, von der Natur und Bestimmung des Menschen finden, aus welchen auch unsere Weltweisen einen großen Theil ihrer Wissenschaft geschöpft haben, und ohne welche unsere ganze Gelehrsamkeit sehr mager und nüchtern seyn würde. Insbesondere wird man von der Sittenlehre derselben einge-

nom-

nommen werden, welche uns die reinste und erhabenste Tugend in der besten Gestalt zeiget, und mit den stärksten Bewegungsgründen anpreißt. Sie enthält die ältesten und ehrwürdigsten Denkmale der menschlichen Sachen auf der Welt, und breitet über die Geschichte ein sehr angenehmes Licht aus. Dieser dogmatische, moralische und historische Lehrbegrif der heiligen Schrift ist in vielen Geschichtbüchern, Liedern, Weissagungen, Briefen, und Lehrbüchern, daraus sie bestehet, zerstreuet, und man muß ihn zusammen suchen, oder sich der Bücher bedienen, darinn es schon geschehen ist, wenn man ihn im Ganzen und nach seinen Theilen übersehen will. Man wird dadurch überzeigt werden, daß die heilige Schrift das vortreflichste Buch von der Welt ist, welches dem menschlichen Geschlechte unglaubliche Dienste gethan, und ein schätzbares Geschenk der göttlichen Vorsehung, welche nicht nur für den Leib, sondern auch für das Gemüth des Menschen sorgen, und seinem unsterblichen Geiste eine Nahrung geben wollen. Man nehme die heilige Schrift weg aus der Welt, man gebe ihr die Kenntnisse und die Sitten wieder, die sie uns gelehret hat, man betrachte die Völker, welche sie nicht gehabt und bloß nach natürlichen Begriffen gelebt haben, so wird man sehen, wie schätzbar sie ist, und wie viel wir ihr zu danken haben.

Man muß also mit der heiligen Schrift als mit einem ehrlichen Mann umgehen, der uns

tausend Wahrheiten zu unserm Vortheil gesagt, und uns sehr viel nützliche Nachrichten gegeben hat, die wir noch allemal durch die Erfahrung bewährt gefunden haben, ja, der überall in Credit der Rechtschaffenheit stehet, und deswegen sehr großen Beyfall gefunden hat. Wenn dann der nun auch einmal etwas sagt, das uns unrichtig oder zweifelhaft zu seyn, und darinn er sich selbst, oder andern ausgemachten Wahrheiten zu widersprechen scheinet, werden wir ihn wohl so gleich der Falschheit und der Lügen beschuldigen, und seine ganze Redlichkeit vergessen? Wir würden sehr unbillig handeln, wenn wir solches thäten. Nein! wir schieben unser Urtheil auf, wir untersuchen die Sache genauer, wir finden ein und allemal, daß wir uns geirrt, daß wir ihn nicht recht verstanden, und die Sache von der unrechten Seite angesehen haben. Wir setzen also ein bescheidenes Mißtrauen in uns selbst, und ziehen lieber unsere Einsicht, als die Wahrheit eines ehrlichen Mannes, in Zweifel. Wer kann lauter mathematische Beweise und Auflösungen in Sachen des gemeinen Lebens haben, und wie oft müßen wir mit Wahrscheinlichkeiten zufrieden seyn, wenn nur die Hauptsachen ihre gute Richtigkeit haben.

Wenn ich nun mit der ehrerbietigen Hochachtung, die ich dem Urheber der heiligen Schrift und diesem Buche schuldig bin, und bescheidener Demuth an die Lesung derselben gegangen bin, so habe ich freylich wohl manche Schwierigkeiten dabey

dabey gefunden. Es sind mir scheinbare Widersprüche mit ihr selbst und andern Wahrheiten, kleine geographische, chronologische und historische Unrichtigkeiten, harte Aussprüche und übertriebene Lehren, wie sie es dem ersten Anblick nach scheinen, vorgekommen. Aber ich habe darum nicht so gleich die ganze Schrift verworfen. Ich habe versucht, diese Schwierigkeiten zu heben, und diese Knoten aufzulösen.

Ich habe selbst nachgedacht, und mich gelehrter und berühmter Ausleger bedienet. Ohnerachtet ich leicht merke, wenn eine Auslegung willkührlich, erzwungen und weit hergeholt ist, und ich solches schwerlich verdauen kann, so habe ich doch für die meisten schweren Stellen, die mir vorgekommen sind, eine glückliche Erklärung gefunden, die allen Irrthum und Widerspruch abgelehnt hat. Es würde für mein kleines Buch viel zu weitläuftig seyn, alle streitige Stellen der heiligen Schrift hier zu retten. Ich will aber doch einige Exempel anführen, wie ich mir an einem und dem andern Orte geholfen habe. Ich habe mich lange gemartert, den Kampf Jacobs mit Gott, 1 Mos. 32, 24. u. f. zu erklären. Ich konnte die Veranlassung, die Beschaffenheit und die Absicht desselben nicht begreifen. Wer hat den andern angegriffen? Jacob oder der Sohn Gottes? Und warum? Was für eine Feindseligkeit ist vorhergegangen, dadurch dieser Streit veranlasset worden? Jacob scheinet seinen Gegenpart anfangs nicht gekannt zu haben, und was mußte

er von ihm denken, da er ihn also des Nachts überfiel und niederzuwerfen versuchte? Wie konnte er im Ernst und auf eine feindselige Art mit ihm ringen, und sich doch zugleich auch einen Seegen von ihm erbitten? Die gewöhnliche Erklärung hebt diese Schwierigkeiten dadurch nicht, daß dieser Kampf zu einer Stärkung des Glaubens bey dem Jacob habe dienen sollen: die ganze Geschichte aber in einen Traum zu verwandeln, scheinet mir dem Wortverstande der Schrift allzusehr zuwider zu seyn, den ich nie ohne die höchste Noth verlasse, und es ist auch nicht begreiflich, wie sich Jacob im Traume eine Hüfte habe verrenken können. Die ganze Sache schien mir also ungeschickt und Gott unanständig zu seyn. Allein ich stellte mir darauf dieselbe also vor: der Sohn Gottes begegnet dem Jacob des Nachts auf dem Felde in angenommener menschlicher Gestalt, ohne daß dieser ihn kannte, so wie er zu den Jüngern kam, die nach Emmahus giengen. Jacob sahe ihn für einen Reisenden an, er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, erzählte ihm seine damaligen Leiden und Gefahren, darinn ihm der vermeinte Fremdling tröstete, ihn der göttlichen Vorsorge und seines Schutzes versicherte, und im Glauben treflich stärkte. Gegen Morgen stellete er sich an, als wenn er weiter gehen und den Jacob verlassen wollte. Aber dieser war so von seinem Gefährten eingenommen, und empfand die anziehende Kraft der Gottheit so gewaltig, daß er ihm um den Hals fiel, weinete und bat, daß er doch bey ihm bleiben möchte. Der

Sohn

Sohn Gottes, um sein Verlangen noch stärker zu entzünden, suchte sich aus seinen Umarmungen loszureissen, und daraus entstund ein freundschaftlicher Kampf, darzu sich auch die Unterredungen, die dabey gehalten sind, besser schicken, als zu einer Feindseligkeit. Daß der Sohn Gottes dem Jacob die Hüfte angerühret, die er darauf verrenket, war vielleicht eine Strafe seiner allzugroßen Sinnlichkeit und heftigen Begierde bey dieser Sache, und konnte ihm zum immerwährenden Andenken dieser außerordentlichen Begebenheit dienen, daß er den Sohn Gottes selbst in menschlicher Gestalt in seinen Armen gehabt, und ihn durch sein Gebet überwunden und den Segen gleichsam abgestritten hatte, welches ihn in seinem ganzen Leben zum Troste dienen könnte.

Die Beschreibung, welche uns Moses von der Fruchtbarkeit und Annehmlichkeit des Landes Canaan macht, kommt nicht überein mit der jetzigen Gestalt des Landes, und es scheinet beynahe nicht möglich zu seyn, daß es ein so großes Volk, als die Juden waren, habe ernähren können. Allein, wie sehr kann ein Land durch Erdbeben, Wasserfluthen und andere Zufälle entstellet werden, und wie ungestallt siehet es aus, wenn es eine Zeitlang von seinen Einwohnern verlassen wird? Wenn man die Menge der Einwohner der vereinigten Niederlande mit den wenigen Früchten vergleichet, die darinn wachsen, so sollte man auch kaum glauben, daß sie daselbst leben könnten. Die einzige Stadt London

den fasset mehr Einwohner in sich, als drey deutsche Herzogthümer, und sie finden doch daselbst ihren Unterhalt.

Das Verfahren der Juden mit den überwundenen Völkern des Landes Canaan auf göttlichen Befehl hat mir bisweilen sehr grausam, und dem Rechte der Natur zuwider geschienen. Wenn ich aber dagegen die abscheulichen und unnatürlichen Laster dieser Völker, die die menschliche Natur beschimpfen erwäge, so wundert es mich nicht mehr, daß sie Gott von der Erde vertilget, welches er auch durch die Pest, durch Blitz und Donner, und eine Sündfluth hätte thun können ohne Ungerechtigkeit.

2 Sam. 24, 9. wird gesagt, daß in Israel acht mal hundert tausend Mann starker Männer gefunden worden, die das Schwerdt ausgezogen, und in Juda fünfmal hundert tausend Mann, als das Volk auf Befehl Davids vom Joab gezählet worden. 2 Chron. 22, 5. aber werden von Israel eilfmal hundert tausend und von Juda vier hundert und siebenzig tausend Mann angegeben, welches also ein Widerspruch zu seyn scheinet. Allein es können unterschiedene Verzeichnisse der Kriegesvölker verfertiget worden seyn, in deren einem die Fremdlinge, die unter den Juden gewohnt, mitgezählt, in dem andern aber ausgelassen worden.

2 Sam. 24, 13. wird gesagt, daß dem David nach der Zählung des Volks sieben Jahre,

1 Chron. 22, 12. aber drey Jahre Theurung angekündiget worden. An dem ersten Orte scheinet die dreyjährige Theurung, welche schon vorhin um der Gibeoniter willen entstanden, mit eingeschlossen, und der Sinn des Propheten also dieser zu seyn: Willst du, daß die bisherige Theurung bis ins siebente Jahr verlängert werde?

Nach 1 Sam. 16, 10. 11. hat Isai acht Söhne, nach 1 Chron. 2, 13. 14. 15. aber nur sieben gehabt, und es muß also zu der Zeit, als das Geschlechtsregister aufgesetzt worden, aus dem der Verfasser des Buchs der Chronik seine Nachricht gezogen, einer von ihnen schon ohne Kinder verstorben gewesen, und also in keine Betrachtung mehr gekommen seyn.

Gal. 2, 16. 17. sagt Paulus: **Wir wissen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesum Christum**, und Jac. 2, 24. heißt es im Gegentheil: **So sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein.** Wie stark scheinet dieser Widerspruch zu seyn? Allein er wird hinwegfallen, wenn man gedenket, daß Paulus von der Rechtfertigung vor Gott, Jacobus aber von der Rechtfertigung vor Menschen rede. Wenn Gott dem Menschen die Sünde vergiebt, und ihn für gerecht in seinem Gericht erkläret, so siehet er bloß allein auf den Glauben und das Vertrauen auf Christum. Wenn aber ein

Mensch

Mensch den andern rechtfertigen oder ihn für gerecht und fromm halten soll, so muß er seine guten Werke sehen: **Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken**, sagt Jacobus 2, 18.

Wenn man sich in dogmatischen Sachen von dem Lehrbegriff der heiligen Schrift eine richtige Vorstellung aus solchen Stellen derselben gemacht hat, darinn derselbe vollständig und deutlich vorgetragen wird, so wird es sehr leicht seyn alle andere damit zu verbinden, und in ihre Fächer zu stellen. Dieß ist eine Billigkeit, die man einem jeden Schriftsteller wiederfahren lassen muß, daß man seine Meinung erst im Ganzen betrachte, und sich eine Analogie derselben formire. Darnach muß man seine einzelnen Sätze beurtheilen, und nicht glauben, daß ein vernünftiger Mensch mit sich selbst streite. Ich habe durch dieses Mittel manchen ehrlichen Mann von Beschuldigungen gerettet, und aus irrig und widersprechend scheinenden Sätzen eine richtige Meinung heraus gebracht. Die Deisten haben sowohl eine Verdammungssucht, als die Rechtgläubigen, und wer weiß, wie sie mit uns umgiengen, wenn sie so mächtig, als wir wären.

In historischen Sachen muß man die Sitten, Gewohnheiten und Meinungen der alten Völker verstehen, man muß der Zeiten und Oerter kundig seyn, wenn man von den Nachrichten der heiligen Schrift richtig urtheilen, und die Schwierigkeiten heben will. Und weil dieselben zum

Theil

Theil sehr dunkel und unbekannt sind, so ist leicht zu erachten, daß die Erklärungen und Auflösungen sehr schwer, ja bisweilen unmöglich seyn müssen. Wie unbegreiflich muß nicht eine Europäische Geschichte einem Amerikaner seyn, wenn er unsere Sitten, Lebensart und Gebräuche nicht weiß? Und eben so wunderbar müssen uns auch bisweilen die Geschichte alter Völker vorkommen. Es ist einem Menschen, dessen Profession die Theologie nicht ist, nicht zuzumuthen, die Auflösungen dieser Schwierigkeiten allezeit bey der Hand zu haben. Aber es ist sehr gut, eine vollständige Bibelerklärung, dergleichen die Auszüge aus den besten englischen Schriftauslegern, die neue Antideistische Bibel, Dodridgens, Cyprians, Rockens Bibeln zu haben sind, und sich derselben bedürfenden Falls zu bedienen. Ich habe einen Freund, der mit Fleiß alle diese schweren Stellen, sonderlich was die geographischen, historischen und chronologischen Schwierigkeiten betrift, sammlet, und wenn wir einander bisweilen sprechen, so giebt er mir damit die volle Ladung. Aber ich bleibe ihm selten etwas schuldig, und in meiner Bücherkammer soll mich nicht leicht jemand widerlegen. Denn da weiß ich, wo ich Vertheidigungswaffen finden soll, und die müssen aus Schriften hergeholt werden. Die Bibel ist nicht wie der Catechismus. Dieser ist nur für Einfältige und Ungelehrte, jene aber für die ganze Welt geschrieben. Hier finden die Ungelehrten genug zu lernen, die Gelehrten aber genug zu forschen und nachzudenken. Eine

durch-

durchgängige Leichtigkeit und Deutlichkeit würde bey diesen gar leicht Ueberdruß und Ekel nach sich ziehen, und das Buch selbst in Verachtung bringen.

Eine andere Schwierigkeit haben mir die Sünden der Heiligen gemacht, die in der heiligen Schriften erzählet werden. Ich hätte denken sollen, ein Buch, dessen Absicht sey die Menschen tugendhaft zu machen, müsse uns die Tugend in den erhabensten und vortreflichsten Mustern vorstellen, sonderlich an solchen Personen die dafür ausgegeben werden. Die Patriarchen, Abraham, Isaac und Jacob, werden uns als Glaubenshelden vorgestellet. Aber wie viel Fehler finden wir an ihnen? David war ein Mann nach dem Herzen Gottes: aber wer kann seine Wollust, Ehebruch, Mord und Grausamkeit vertheidigen. Die Haut schauert mir, wenn ich den Abfall des Salomo, des Weisesten unter allen Königen, in seinem Alter erwäge, da er am verständigsten hätte seyn sollen. Die Vielweiberey der Juden schien mir wider das Gesetz der Natur, und eine Ausgelassenheit der Wollust zu seyn. Leute, die doch so große Fehler begangen, haben gleichwohl mit Gott im Bunde gestanden, und sind besonderer Begnadigungen gewürdiget worden. David und Salomo sind Verfasser eines ansehnlichen Theils der heiligen Schrift, und wer kann sich enthalten, daß ihm ihre Versündigungen einfallen, indem er ihre Bücher ließt, und wie sehr wird der Nutzen derselben dadurch

durch verhindert? Ein Lehrer, der wider seine eigene Worte handelt, macht nie den Eindruck, als wer zugleich thut, was er lehret. Wie oft werden diese Versündigungen der Heiligen von lasterhaften Leuten zur Entschuldigung ihrer Laster gemißbraucht, und die Erzählung derselben scheinet also mehr Aergerniß, als Erbauung zu stiften.

Ich muß gestehen, daß mir dieser Einwurf viel zu schaffen gemacht habe, und daß ich deswegen oft bekümmert gewesen bin. Ich habe ihn sehr oft gelesen, und in Gesellschaften gehöret, ob ich gleich die Frechheit nicht billigen kann, damit er von vielen vorgebracht wird, und immer dafür halte, daß man mit Bescheidenheit wider die heilige Schrift Einwürfe machen müsse, die so viel Ehrerbietigkeit in allen Absichten verdienet. Ich will also anführen, was ich mir selbst und andern darauf geantwortet habe, und hoffe, daß ich meinen Lesern ein Genüge thun werde.

Man muß vor allen Dingen bemerken, daß das Christenthum eine Religion für die Sünder ist, die nicht durch eine völlige Erfüllung der Gebote Gottes vor Gott gerecht und selig werden können. Es zeiget uns, wie wir durch die wahre Buße und den Glauben an den Weltheiland, die Gnade Gottes wieder erlangen, und unsere verderbte Natur bessern und heiligen lassen sollen. Also würde es ganz vergeblich gewesen seyn, wenn uns in der heiligen Schrift lauter große Tugenden, die wir nicht leisten, und Exempel, denen wir

nicht nachfolgen könnten, vorgestellet würden. Es ist wahr, die strengste Sittenlehre ist die beste, und die erhabensten Exempel der Tugend, dergleichen uns Christus gegeben hat, haben den Nutzen uns die Vollkommenheit zu zeigen, darnach wir streben sollen. Aber wir müssen auch Sünder sehen, die sich zu Gott bekehret haben, denn das sind wir, und das müssen wir thun, wenn wir selig werden wollen. Es haben also die Exempel der Versündigungen heiliger Leute, wenn sie erzählet werden einen dreyfachen Nutzen: erstlich entdecken sie uns das allgemeine Verderben der menschlichen Natur, welches auch den Heiligsten anklebt, und davon also niemand auf der Welt frey ist. Die Majestät und Gerechtigkeit Gottes leidet es gar nicht, uns ohne Erkenntniß der Sünde zu begnadigen: wir müssen erst gestehen, daß wir unrecht gethan haben, und uns demüthigen vor unsern Richter. Denn sonst würden wir ein so großes Verbrechen, als die Sünde ist, gering achten und dadurch vergrößern. Welcher König pardoniret einem Rebellen, der von seinem Aufruhr nichts wissen will, sondern denselben vergißt, oder leugnet und entschuldiget, und sich anstellet, als wenn derselbe eine Sache von geringer Bedeutung wäre? **Kehre wieder du abtrünniges Israel, spricht der Herr, Jer. 3, 12. so will ich mein Antlitz nicht gegen dich verstellen: denn ich bin barmherzig und will nicht ewiglich zürnen.** Allein, (das behält er vor sich,) **erkenne deine Missethat, daß du wider den Herrn deinen Gott gesün-**

gesündiget hast. Und daran ist der Mensch so schwer zu bringen, daß er sich selbst der Unwissenheit, der Thorheit, der Undankbarkeit, der Untreue, des Ungehorsams und der Empörung wider Gott beschuldige. Allein diese Exempel lehren ihn, daß es möglich, und sehr zu fürchten ist, daß auch der Stärkste überwunden werde, und der Vorsichtigste falle, und daß er sich also zwar der Sünde, aber nicht des Bekenntisses derselben vor Gott zu schämen hat.

Zum andern dienen diese Exempel, die Möglichkeit der Begnadigung auch der größten Sünder zu beweisen, und das Vertrauen zur Barmherzigkeit Gottes zu vermehren. Wer einiges Gefühl von der Unbilligkeit, Abscheulichkeit und dem großen Verbrechen der Sünde hat, wer sich die hohe Majestät Gottes und seine eigene Missethaten vorstellet, dem könnte der traurige Gedanke einfallen: meine Sünden sind größer, als daß sie mir vergeben werden könnten, und er könnte darüber in Verzweiflung gerathen. Aber wenn er gewahr wird, daß Gott auch dem David die größten Verbrechen vergeben habe, und daß er durch die Buße ein Mann nach dem Herzen Gottes geworden ist, so bemerket er, daß die Gnade mächtiger, als die Sünde sey, und daß er auch noch Barmherzigkeit erlangen könne. Der Glaube an Christum ist die Seele des ganzen Christenthums. Dieß ist die eigentliche Annehmung des göttlichen Pardons und der Gnade für die Sünder, dadurch wir derselben theilhaf-

tig werden. Aber denselben müssen wir von den Sündern lernen, und nicht von den Gerechten. Denn diese brauchen ihn nicht, weil sie keine Strafe verdienet haben. Der verlohrne Sohn, Luc. 15, 11. u. f. ist das eigentliche Ebenbild des Menschen. Und das hat uns Gott an dem David, Manasse, Petrus, und andern mehr in wirklichen Exempeln zeigen wollen. Exempel überzeugen noch mehr als Versprechungen, und der Anblick des Vaters, der dem verlohrnen Sohn wieder annimmt, ihm um den Hals fällt und ihm küsset, ihm das beste Kleid anlegt, einen Ring an seinen Finger und Schue an seine Füße giebt, und ihn mit der besten Speise erquicket, ist die allerschönste Gnaden-Predigt.

Zum dritten sollen solche Exempel einen jeden verständigen Menschen behutsam machen, seinen Kräften nie zu viel zu trauen, sicher zu werden, und den Fleiß der Heiligung zu versäumen. Sie sind uns zur Warnung und nicht zur Nachfolge geschrieben. Wenn ein Mann, der von Gott so hoch begnadiget worden, als David, der sonst so viel gute Eigenschaften an sich gehabt, der so schön denken und schreiben können, doch so tief gefallen ist, und sich so sehr versündigt hat, wie vielmehr ist es möglich, daß ein anderer, der seine Gaben bey weiten nicht hat, und so weit in der Erkenntniß und Tugend gekommen ist, in Sünde gerathen könne. Die Sicherheit und das allzugroße Vertrauen auf uns selbst, thut biswei-

len

len unglaublichen Schaden, und dafür können uns die Sünden der Frommen warnen. Sonst möchte jemand glauben über alle Gefahr hinaus zu seyn, so bald er ein Christ ist, und aufhören zu wachen und zu beten. Die Weltweisen und Sittenlehrer versprechen uns allzuviel von unsern Kräften: sie kennen den Feind und das Verderben nicht genug, das wir in uns haben: sie ermahnen uns zu lauter hohen Tugenden, und vergessen die Fehler zu verhüten und zu bessern, die wir an uns haben. Das ist eine Sittenlehre für die Engel, und nicht für die Menschen, die wie die Kranken behandelt werden müssen, die zuerst genesen müssen, ehe sie arbeiten können.

Dieß sind die Absichten, warum Gott diese traurigen Exempel der Versündigungen der Heiligen in der Schrift aufzeichnen lassen. Uebrigens kann niemand die Erzählung derselben als eine Billigung und Genehmhaltung ansehen, indem zugleich gemeldet wird, wie hart die Sünde von Gott gestraft worden, und wie sehr Gott sein Misfallen daran zu erkennen gegeben. Wir haben in der heiligen Schrift die schärfsten Verbote der Unzucht, des Ehebruchs, der Falschheit, des Mordes, die durch diese Exempel nicht aufgehoben werden. David ist ein Mann nach dem Herzen Gottes gewesen, aber damals nicht, da er den Urias umbringen ließ, sondern vorher, da er heilig war, und hernach, da er sich zu Gott bekehrete. Obgleich die heilige Schrift der Bekehrung des Salomo nicht Meldung thut, so

kann man dieselbe doch deswegen nicht leugnen, weil sie davon schweigt, sondern sehr wahrscheinlich aus 2 Chron. 11, 17. schließen, wo gesagt wird, daß viele aus dem Saamen Israel in den Wegen Davids und Salomo gewandelt, und nach Jerusalem kommen wären, dem Herrn, ihrer Väter Gott, zu opfern, nachdem das Königreich Juda und Israel schon getrennt gewesen. Weil nun Salomo hier dem David, was die Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit betrift, an die Seite gesetzt wird, so muß er sich zum wenigsten gegen das Ende seines Lebens noch zu Gott bekehret haben. Denn diejenigen Könige der Juden werden in der heiligen Schrift für fromm gerechnet, welche fromm gestorben sind, wenn sie auch gleich eine Zeitlang gottlos gelebt haben.

Die Sünden des Davids und des Salomo benehmen dem Werth ihrer Schriften nichts. Denn sie entschuldigen und vertheidigen sie darinn nicht, sondern verdammen sie vielmehr selbst. Weil überhaupt alle Sittenlehrer Menschen sind, so können wir versichert seyn, daß keiner das alles thut, was er lehret, ohne daß wir sie darum verwerfen sollten. Es ist wahr, wenn ein Mensch, der im Ehebruch lebt, dahin tritt, und von der Keuschheit predigt, das kleidet ihn schlecht, und wird nicht sehr erbauen. Aber lasset einmal einen Freund auftreten, der sich zu der verbotenen Liebe hat verführen lassen, aber die traurigen Folgen derselben erfahren, und sich nun bekehret hat: lasset ihn das Elend erzählen, darinn er sich gestürzt

stürzt hat: lasset ihn die Scham und Reue, die er empfindet, mit den lebhaftesten Farben abschildern: höret die Verfluchung seiner Thorheiten, und die Betheurung der Besserung: gewiß, ihr werdet dadurch eben so sehr gerühret werden, als wenn euch der unschuldigste Mensch eine Predigt hielte. So muß man die Bußlieder des Davids betrachten, und dabey so menschenfreundlich als Christus denken: **Es wird Freude im Himmel seyn, über einen Sünder, der Buße thut, für neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.** Das Exempel eines bußfertigen Sünders, ist für uns beynahe noch brauchbarer, als eines heiligen Engels. Diesen können wir nur von ferne bewundern: jenem aber können wir nachfolgen und ähnlich werden. Es ist ein genommenes Aergerniß, wenn man in diesen Erzählungen der heiligen Schrift Gelegenheit zur Sünde findet. Ein wollüstiger Mensch beschmutzet alles, was er in die Hände nimmt, mit dem Kothe seiner unreinen Gedanken und Begierden, aber den Reinen ist alles rein. Dieser Weg die Schwierigkeit zu heben gefällt mir besser, als wenn man die Sünden der Heiligen zwar sinnreich, aber nicht hinlänglich entschuldigt, welches in vielen Fällen gar nicht möglich ist.

Von den Sündenfällen der Erzväter muß man eben so urtheilen. Was aber die Vielweiberey derselben betrift, so muß ich bekennen, daß dieses eine Schwierigkeit ist, die ich noch nicht

völlig habe heben können. Ich halte wirklich dafür, daß solche wider das Recht der Natur sey, indem die Absicht der Vermehrung des menschlichen Geschlechts durch die Verheyrathung mit einer Frau weit bequemer erreicht, die Einigkeit besser erhalten wird, und auch andere am Ehestande nicht verhindert werden, indem die Erfahrung lehret, daß die Anzahl der Manns- und Weibsperfonen auf der Welt beynahe gleich, ja mehr Manns- als Weibspersonen zu finden sind. Auch thut mir die Antwort kein Genüge, daß Gott diesen Fehler bloß geduldet und zugelassen habe, indem doch die Patriarchen mit Gott im Bunde geblieben, und an seiner gnädigen Vorsorge Theil gehabt, ob sie gleich ihre Weiber behalten haben. So lange aber ein Mensch in einer vorsetzlichen Sünde lebt, kann er sich der Vereinigung mit Gott nicht getrösten. Ich weiß nichts zu antworten, als daß auch die Gesetze der Natur bisweilen eine Ausnahme leiden, wie bey dem ersten Geschlecht der Menschen nothwendig geschehen seyn muß, indem von den Kindern Adams nothwendig Bruder und Schwester einander heyrathen müssen, welches doch auch für Unrecht gehalten wird. Wie nun die Umstände der damaligen Zeit beschaffen gewesen, und was Gott für Ursachen gehabt, die Vielweiberey dem jüdischen Volk zu erlauben, getraue ich mir nicht zu entscheiden, sondern nehme meine Vernunft gefangen.

Noch einen Einwurf kann ich nicht unberührt lassen, den mir die engen Grenzen des Christenthums

thums gemacht haben. Ich sollte meynen, wenn die heilige Schrift ein so nöthiges und vortrefliches Buch wäre, als ich dafür halte, so würde es dem ganzen menschlichen Geschlecht überall durch die göttliche Vorsehung bekannt gemacht und in die Hände gegeben worden seyn. Hat doch Gott die Nahrungsmittel des Leibes gleich ausgetheilet, warum sollte er nicht für die Seelen der Menschen eben sowohl gesorgt haben, wenn dieses Mittel so nothwendig zu ihrer Glückseligkeit wäre. Ist er also mit seinen geringen Gaben freygebig, mit den besten aber sparsam gewesen, oder sind diese Gaben etwa nicht von der Nothwendigkeit und dem Nutzen, wie man vorgiebt? Was für ein kleines Häuflein waren die Juden, welche die göttliche Offenbarung hatten, zu den Zeiten Mosis, gegen die übrigen Völker des Erdbodens. Wie geringe ist unter den Juden selbst bisweilen die Anzahl der Rechtgläubigen gewesen, welche das Gesetz Mosis beybehalten? Wie schwach ist bisweilen nicht die christliche Kirche gewesen, und auch noch heutiges Tages hat sie nicht die Hälfte des Erdkraises inne. Die Krankheit der Menschen ist ja allgemein. Warum wird ihnen nicht allen diese Arzeney gebraucht, wenn sie diesen Schaden heilen kann?

Bisweilen habe ich meinen Verstand zum Stillschweigen verwiesen, und anbefohlen zufrieden zu seyn, und Gott zu danken, daß er mir diese Wohlthat gegeben, ohne mich darum zu

bekümmern, warum er sie andern nicht gegeben habe? **Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen?** Röm. 8, 33. 34. Wir können Gott keiner offenbaren Ungerechtigkeit und Grausamkeit beschuldigen. Aber wir können seine Gerechtigkeit und Güte nicht immer beweisen. Denn sonst müßten wir den ganzen Zustand der Menschen, den Zusammenhang der göttlichen Regierung, und den ganzen Plan der Welt übersehen, welches wir uns nicht vermessen werden. Sind doch auch die äusserlichen Güter, die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens, Künste und Wissenschaften nicht gleich unter den Menschen ausgetheilt, und wer unterstehet sich dawider zu murren? Es ist allemal eine unbeantwortliche Frage: warum hat das Gott nicht gethan? Wenn er es selbst nicht offenbaret hat, denn wir wissen nicht, was er für Ursachen gehabt hat.

Allein, ich wollte doch gerne die allgemeine Menschenliebe und Gerechtigkeit Gottes retten, und den Werth der heiligen Schrift selbst bey Gültigkeit erhalten. Ich habe also den Ursachen dieses Particularismus sorgfältig nachgedacht, und die wahrscheinlichste Entdeckung derselben bey dem Apostel Paulus, Röm. 1, 18. u. f. gefunden. Alle diejenigen, welche der übernatürlichen Offenbarung nicht gewürdiget worden, **haben die Wahrheit der natürlichen Erkenntniß**

niß Gottes in Ungerechtigkeit aufgehalten. Sie haben gewußt, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepreiset als einen Gott, noch gedanket, sondern sind in ihren Dichten eitel worden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert, darum hat sie Gott dahin gegeben in ihres Herzens Lüste. Es ist also diese Entziehung eines höhern Lichts eine Strafe für sie gewesen, die sie durch Vernachlässigung des geringern sich zugezogen haben. Und damit kommt auch die Erfahrung überein, daß, so bald ein Volk das Wort Gottes verachtet und gemißbraucht, es ihm entzogen worden, und Aberglaube und Irrthum eingebrochen ist. Gott, der die Menschen von Ewigkeit her aufs genaueste gekannt, hat vorher gesehen, daß die göttliche Lehre unter einem großen Theil derselben wenig Beyfall finden würde, und darum hat er sie ihnen nicht einmal angeboten, größere Versündigungen zu verhüten. In der Christenheit selbst wird das Wort Gottes nicht an allen Orten mit gleicher Deutlichkeit, Reinigkeit und Nachdruck gelehret. Die Religionspartheyen des Christenthums haben nicht alle gleichviel Wahrheit, die Prediger haben nicht alle gleiche Gaben, und die Zuhörer nicht gleiche Gelegenheit der Erkenntniß und Ausübung göttlicher Wahrheiten. Diese Haushaltung Gottes erfordert einen unendlichen Verstand, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte, welche wir nicht ergründen können. Indessen bleibt es Gott immer möglich den Mangel der natürlichen Erkenntniß Gottes und einer

ein-

eingeschränkten Offenbarung durch ausserordentliche Erleuchtung zu ersetzen.

Nachdem ich nun die Gründe für und wider die christliche Religion überlegt habe, so mache ich den Schluß: **Das ist das ewige Leben, daß ich dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkenne,** Joh. 17, 3. Ich bete die göttliche Vorsehung an, die mir Gelegenheit gegeben hat, diesen theuren Schatz des Glaubens zu erlangen, und davon versichert zu werden. Ich bekenne die Wahrheit von ganzem Herzen, und werde mich bemühen, durch mein ganzes Leben meine Hochachtung dagegen und die Ueberzeugung davon an den Tag zu legen. Ich genieße meines Glücks, und erweitere mein Vergnügen dergestalt, daß dieses Leben nicht zureicht dasselbe zu erschöpfen, und ich mir eine Ewigkeit zu meiner Freude wünschen muß. Ich bitte Gott, daß der Erdkreiß voll Erkenntniß des Herrn werde, wie mit Wasser des Meers bedeckt, und daß er auch diese geringe Arbeit segnen wolle, seine Ehre, und die vollkommenste Glückseligkeit des Menschen, welche nur allein durch die christliche Religion erlangt wird, zu befördern.

Ein

Ein Versuch die Vegetation der Pflanzen zu erklären.

Der Acker- und Gartenbau ist die angenehmste unter allen Professionen, und versüsset die damit verbundenen Beschwerden durch ein tausendfaches Vergnügen. Der größte Theil der andern Künstler und Handwerker hat einen sehr engen Würkungskreis, und ist in seine Werkstatt, wie in ein Gefängniß, eingeschlossen. Aber der Ackermann und Gärtner arbeitet auf dem freyen Schauplatz der Natur: Der Himmel ist seine Decke und die Erde sein Fußboden: er athmet eine reine Luft, welche nicht von den widrigen Dämpfen der Stadt und des Hauses verfälscht ist. Er siehet tausend Sachen um sich, die ihn vergnügen, und wenn er einigen Geschmack an den Schönheiten der Natur hat, so kann er niemals leer seyn von wahren Freuden. Wenn das Licht des Tages am frühen Morgen den Vorhang der Nacht aufziehet und den Schauplatz der Natur wieder eröfnet, so eilet er heraus aufs Feld. Die Morgenröthe verkündigt ihm die Ankunft der Sonne, des Fürsten des Lichts, und plötzlich springt derselbe in seinem Gesichtskreis, und lacht ihn an mit freudigen Strahlen, und sagt gleichsam, hier bin ich dich zu erleuchten und zu erwärmen. Das frische Gras hebet

sein

sein Haupt auf, und seine Spitzen funkeln von den Tropfen des Thaues, als von Diamanten Schmaragden und Saphiren. Das ist eine nützliche Zierde, welche die eitle Pracht der Menschen unendlich übertrift: Ihm wallen die Düfte von allen Seiten entgegen, welche die Blumen und Kräuter aushauchen, und stärken sein Haupt mit ihren balsamischen Gerüchen. Um ihn her schallet das ganze Orchester der Luft, und die Vögel des Himmels singen ihm zur Arbeit ungekünstelte und doch harmonische Lieder. Aus ihnen singt die Freude, die Liebe und Zufriedenheit. Ihr Lied ist ein wahrer Lobgesang ihres Schöpfers. Denn sie empfinden seine Wohlthaten, das angenehme Licht und die Wärme der Sonne, den Geschmack ihres Futters, die süssen Triebe der Natur und die Munterkeit ihres Lebens. Und diese Empfindungen beleben ihre Stimme, und geben ihnen die Lieder ein, die sie singen. Ist es wohl möglich bey dem Anblicke und der Empfindung so vieler schönen und nützlichen Sachen ohne Freude, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott zu bleiben? Vor den Ackermann und Gärtner liegt das Buch der Natur immer aufgeschlagen: er siehet, wenn er Augen hat, die Beweise der Weisheit, Macht und Güte Gottes mit einer ungemeinen Klarheit. Kann er sich halten ihn zu lieben, zu bewundern und hoch zu achten? Aber, was heißt Gott lieben anders, als sich freuen im Herrn, und fröhlich seyn im lebendigen Gott? Die Betrachtung, Bewunderung und Verehrung der großen Eigenschaften,

Absich-

Absichten und Werke Gottes beschäftigt unser Gemüth auf die angenehmste Art: sie erfüllet uns mit großen und rührenden Gedanken: sie ist eben sowohl eine Pflicht, als eine Ergötzlichkeit für einen vernünftigen Menschen, und es ist also wahr, was David sagt: Das ist ein köstlich Ding dem Herrn zu danken, und zu lobsingen deinem Namen, du Höchster! Ps. 92, 2.

Es ist bey dem Acker- und Gartenbau eine unendliche Mannichfaltigkeit von Sachen, Beschäftigungen und Gegenständen, welche uns unterhalten und vergnügen können. Es sind sehr mancherley Gewächse, Früchte, Kräuter, und Bäume, welche wir aus der Erde erzeugen, und diese zeigen sich in sehr unterschiedenen Gestalten. Hier bückt sich der Ackermann auf das Land, und forschet mit neugierigem Auge, ob nicht bald der ausgestreuete Saame hervorbrechen werde, und siehe! es durchbohrt schon hie eine Spitze und da eine Spitze das Land, und verspricht eine fröhliche und allgemeine Auferstehung aller Körner, die in den Furchen begraben sind. Dort zieht sich schon die Saat von allen Seiten zusammen, Pflanze an Pflanze, und webet über den Acker eine grüne Tapete, die kostbarer als ein seidenes Stück ist. Hier blüht die Wicke, die Erbse, die Bohne, der Flachs, und stickt weise, rothe und blaue Blumen auf das grüne Gewand, dort aber wallt schon das ofne Meer der Aehren mit weitschweifigen Wogen daher und überströmet das Feld mit seinen gesegneten Fluthen. Und nun zieht

der

der Acker das weiße Todtenkleid an, die Früchte der Erden werden reif und sterben, damit wir leben mögen: Der gebogne Halm winkt dem Schnitter, und ruft ihm zu: Schlage an mit deiner Sichel und erndte, denn die Zeit der Erndte ist kommen, und die Erndte der Erden ist dürre worden, Offenb. 14, 15. Dann ergießt sich der ganze Strom der Menschen aus den Dörfern aufs Feld. Der Arbeiter wafnet sich mit der scharfen Sichel, den Hunger und Mangel zu verjagen: ihm fließt der ehrliche Schweiß über die braunen Wangen, und ein Herz voller Freude belebt die geschäftigen Hände. Der Ackermann aber empfängt nun den Lohn seiner Arbeit. Mit zufriedenem Gesichte führet er den hohen Erndtewagen daher, und die Pferde wiehern für Freuden, daß sie nun dem Herrn das Brod und sich selbst das Futter herbey führen sollen. Der Knecht ergreift mit raschen Händen die Gabel und sticht die schwankende Garbe an: aus allen Kräften hebt er sie in die Höhe, und daraus erbaut der Ackermann das Fuder hoch in die Luft, und schnürt es mit dem Seile fest zusammen. Dann führt er die Ausbeute des Ackers fröhlich davon, die Peitsche knallet, die Räder knarren, und der Wagen seufzet unter der angenehmen Last, bis er in die Scheure, wie ein Schiff in den Hafen, einläuft. Da versammlet sich alles Geflügel vom ganzen Hofe mit lautem Geschrey. Die Gluckhenne ruft ihre Küchlein zusammen, eines trägt hier, das andre da, eine Aehre davon, unterdessen daß das ganze Hausgesinde unter fröhlichen

chen Scherzen den Wagen von seiner Bürde entladet, und die Garben an ihren Ort bringt. Wenn alle davon sind, so fällt wohl der Hausvater, wenn er ein Christ ist, nachdem er den hohen Haufen der Früchte in seiner Scheure bestiegen hat, in der Einsamkeit auf denselben auf seine Knie nieder, und betet stille: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! Des Morgens darauf schallt schon der Dreschflegel auf der Denne lieblicher, als der Klang der Pauken, und klopft das neue Brod aus den Garben, welches mit Danksagung genossen wird. Aber der Ackermann ist nicht zufrieden einen Schatz in der Scheure zu haben: sogleich lehnt er der Erde wieder ein Capital auf Wucher durch die Aussaat, und dann hatt er zwey Erndten eine im Besitz und die andre in Hofnung.

Eben so viel Mannichfaltigkeit und Abwechselung ist auch bey der Viehzucht, welche dem Ackerbau dient, und von demselben unterhalten wird. Bald besucht der Hauswirth die raschen Pferde, diese edelsten unter allen Thieren, welche gleichsam die andere Hand des Menschen sind, und schon springt ihm in der Stallthüre ein munteres Füllen entgegen, und leckt ihm die Hände. Die Rinder begrüßen ihn auf der Weide mit freudigen Brüllen, und die Lämmer hüpfen um ihn her in jugendlicher Unschuld. Wenn er des Morgens aufstehet, so sammlet sich um ihn her ein Schwarm von Geflügel, und fodert mit mancherley Stimmen sein Futter; und ließt die

Körner mit hurtiger Begierde auf, die er ihm hinstreuet.

Eine wohleingerichtete Landwirthschaft reicht das ganze Jahr hindurch gesunde, ungekünstelte und wohlschmeckende Speisen dar. Der Gärtner erzeugt alle Monate neue Früchte der Erden, er knüpft einen Kranz von mancherley Blumen, die vom ersten Frühlinge bis zum letzten Herbst hinreichen. Wie angenehm ist es hier eine zu sehen, welche aus der Erden hervorkommt, dort eine andre, welche jetzt aufgehet, und hier eine dritte, welche in voller Blüte steht. Alle Spiele, welche bloß allein vom Glück und einem ohngefähren Zufall abhangen, sind einfältig und dumm! ein vernünftiger Mensch findet dabey keinen Zeitvertreib, und nichts zu denken, und nur allein die niederträchtige Gewinnsucht kann sich daran vergnügen. Die Spiele, welche bloß allein mit dem Verstande gespielt werden, ermüden allzusehr, und sind mehr eine Arbeit, als Ergötzlichkeit. Aber diejenigen werden für die angenehmsten gehalten, welche zum Theil aufs Glück ankommen, zum Theil auf den Verstand, der das Glück regieret. Diese sind mit einer angenehmen Beschäftigung des Geistes verbunden, welchen das Glück bald zu Hülfe kommt, bald Hindernisse entgegen setzt, die mit Vergnügen überwunden werden. Von dieser letzten Art ist der Acker- und Gartenbau. Der Ackermann bestrebt sich sein Feld und Garten so zu bauen, daß er Früchte trägt. Allein der Himmel muß Regen

und

und Sonnenschein darzu geben, wenn seine Arbeit von statten gehen soll. Das ist der Seegen, ohne welchem alle Mühe und Arbeit nichts ausrichtet. Denselben erwartet der Ackermann mit Verlangen, und empfängt ihn mit Freuden. Er ist seines Handwerks nie so gewiß, als ein Schuster oder Schneider, der die Sache in Händen hat. Der gute Fortgang seiner Bemühungen hangt beständig vom Glück ab. Dieß erhält ihm zwar in einiger Furcht, aber es vermehrt auch seine Freude, und bewahret ihn vor Kaltsinnigkeit und Gleichgültigkeit, welche gar leicht bey uns einschleicht, so bald wir unserer Sachen allzugewiß sind. Wie vergnügt ist er, wenn ein fruchtbarer Regen nach anhaltender Dürre das Feld erquickt, oder die Sonne aus düsternen Wolken hervorkommt, und er nun wieder die Früchte einsammlen kann, die er in Gefahr stund bey anhaltendem Regenwetter zu verlieren.

Ich kann nicht umhin, eine Stelle aus dem Cicero anzuführen, die dem Ackerbau verkleinerlich zu seyn scheinet, und denen Lobsprüchen widerspricht, die er demselben an andern Orten giebt: Daß die Menschen, sagt er, vom Ackerbau so sehr eingenommen sind, kommt mehr von der Annehmlichkeit und der Hofnung her, die man dabey hat, als von seinem Nutzen und Vortheil: man wendet jährlich eine gewisse Arbeit und gewisse Kosten auf einen ungewissen Zufall und Ausgang: ferner sind die Früchte nicht eher im Preiße, als wenn sie schlecht gerathen: wenn

sie aber reichlich einkommen, so gelten sie wenig: man siehet also, daß der Fruchtpreis schlecht ist, wenn die Erndte gut ist, und wenn der Fruchtpreis im Gegentheil gut ist, so ist die Erndte schlecht gewesen. Die ganze Landwirthschaft aber kommt nicht auf den Verstand, noch auf die Arbeit, sondern auf sehr ungewisse Dinge, nehmlich auf die Winde und das Wetter an. (*

Dieses ist ein Exempel einer sehr feinen Sophisterey, darinn die Redner bisweilen große Meister sind. So muß man reden, wenn man den Ackerbau verächtlich machen will. Man könnte ihm ein anderes Dilemma entgegen setzen, welches eben so deutlich in die Augen fällt, und gerade das Gegentheil beweiset. Wenn die Erndte schlecht ist, so sind die Früchte theuer, und wenn die Früchte wohlfeil sind, so hat man daran einen Ueberfluß, also hat man niemals Schaden bey der Landwirthschaft. Der römische Redner

*) Ipsa ratio arandi spe magis et jucunditate, quam fructu atque emolumento tenetur. Etenim ad incertum casum et euentum certus quotannis labor et certus sumtus impenditur. Annonae porro pretium, nisi in calamitate, fructum non habet; si autem vbertas in percipiendis fructibus fuit, consequitur vilitas in vendendis, vt aut male vendendum intelligas, si processit, aut male perceptos fructus, si recte licet vendere. Totae autem res rusticae ejusmodi sunt, vt eas non ratio neque labor, sed res incertissimae, venti tempestatesque moderentur. In Verr. Libr. III. c. 98.

ner hält das Geld, welches man aus den Früchten löset, für den einzigen Nutzen des Ackerbaues, und rechnet nicht, daß man sich selbst, sein Hausgesinde und seine Arbeiter davon ernähret, welches allemal viel ist, wenn man auch nichts verkaufen könnte. Es ist wahr, der Ackerbau ist ein ungewisses Handwerk in besondern Fällen, aber nicht im Ganzen betrachtet. Ich habe immer gefunden, daß der beste Ackermann auch die besten Früchte geerndtet hat, ein Jahr ins andere gerechnet, wenn auch gleich manchmal ein Unglück mit untergelaufen ist. Bey dem Mißwachs erndtet der schlechte Ackermann gar nichts, der gute etwas, und der beste mittelmäßig, und ehe dieser letzte umkommt, müssen die ersten schon alle Hunger gestorben seyn. Die Arbeit wird allemal bezahlt, doch nicht einmal so gut, als das andere, wie bey allen Professionen. Der Himmel thut allemal mehr wohl, als er straft, und es sind mehr gute Jahre, als schlechte. Was der eine Acker schuldig bleibt, das bezahlt der andere wieder für ihn. Denn es ist mit den Aeckern wie mit den Menschen: sie haben nicht alle gleiche Gaben, sie tragen nicht gleich viel zum gemeinen Nutzen bey, sondern ein jeder das Seinige nach seiner Fähigkeit, und diese Mannichfaltigkeit der Theile ist zur Annehmlichkeit und Vollkommenheit des Ganzen unentbehrlich.

Es bleibt also dabey, der Ackerbau ist eine sehr angenehme Profession: aber das Vergnü-

gen, welches daraus geschöpft wird, ist unterschieden, nach der Beschaffenheit der Personen, die ihn treiben. Ein recht plumper Bauer, der weiter keine Gemüthskräfte hat, als fünf Sinne, und dessen ganze Passion der Hunger und der Durst ist, freuet sich, wenn er starkes Bier brauen, gutes Brod backen, einen steifen Mehlbrey kochen, und fette Schweine schlachten kann, und das ist die ganze Freude, die er davon trägt. Der feinere Landmann, der eine denkende Seele und muntern Kopf hat, schöpft nicht nur mit allen seinen Sinnen daraus Vergnügen, sondern macht auch mit seinem Verstande Betrachtungen, die zur Besserung des Geistes und des Herzens gereichen, und ihn auf eine angenehme und nützliche Art beschäftigen. Der Philosoph aber hat noch nicht genug an dem allen. Seine Sinne sind sehr bald gesättiget, und mit seinem Verstande begreift er sehr geschwind die äusserliche Gestalt und die nächste Ursache der Dinge, die den Ackerbau betreffen, und wenn wir die vor uns liegenden Annehmlichkeiten einer Sache empfunden haben, so ist das Vergnügen erschöpft, es verliert den Reiz der Neuigkeit: wir graben tiefer, und suchen neue Schätze, wenn die alten verzehrt sind. Die Jahrszeiten singen über dieses alle einerley Lied, wie die Juno gesagt: Alle Frühlinge blühen die Blumen, alle Sommer reifet die Frucht, alle Herbste sammeln wir sie ein, und es schneyet alle Winter. Wer einen gesehen hat, der hat sie gewisser Massen alle gesehen, und ob gleich einige Umstände verschieden sind,

so

so sind sie doch in der Hauptsache beynahe einerley.

Wenn wir also die Empfindungen, die sich uns von selbst anbieten, alle gehabt, die Bilder, die zuerst in die Augen fallen, gesammlet, und die gewöhnlichen Betrachtungen gemacht haben, so ist die Mahlzeit gleichsam verzehret, und wir werdens überdrüssig, wenn ein Gerichte zu ofte aufgetragen wird. Ein Verstand, der nach Wissenschaft, und ein Herz, das nach Vergnügen geizig ist, und das die Stunde für verlohren hält, die es mit Kaltsinnigkeit und Gedankenlos zugebracht hat, gehet ins Unendliche fort mit Betrachtungen und Begierden. Die äusserlichen Empfindungen und körperlichen Haushaltungsgeschäfte ermüden ihn überdieses, und beschweren ihn mit Banden, die er zu zerreissen sucht. Ich werde schwindlich, und der Kopf thut mir weh, wenn ich einen ganzen Tag nichts, als den Pflug, den Wagen, die Pferde, die Kühe, das Heu und den Mist gedacht habe: ich seufze wie unter einer Last: ich nehme meine Zuflucht zu den Büchern und Betrachtungen: ich tauche wie Jonathan meinem Stab in dem Honig der Wissenschaften, und koste davon, alsdenn werden meine Augen wieder wacker.

Wo nun die Sinne aufhören, da fängt der Verstand wieder an: jene empfinden die äusserliche Gestalt, die nächsten Ursachen und ersten Würkungen der Dinge. Dieser aber dringt in das Wesen und die Natur derselben ein, er zer-

gliedert den Körper, den wir von aussen betrachtet haben, und löset seine Theile auf, wie die Tiegel des Chymisten. Er wagt sich in ein neues Feld, welches ins Unendliche fort gehet. Der Empfindungskreis eines Ackermanns, der nicht weit aus seiner Flur kommt, ist sehr enge, aber der Verstand setzt seinen Gesichtspunkt bis an die Sterne hinauf, und bis in dem Mittelpunkt der Erde hinunter. Dieß ist der Gegenstand der Allwissenheit Gottes und das Revier der Engel, welche ohne Augen sehen, und ohne äusserliche Sinne empfinden. Darum ist uns der Verstand gegeben, daß wir durch denselben eine gewisse Stufe der Erkenntniß ersteigen sollen, die wir mit den bloßen Sinnen nicht erreichen, und durch Schlüsse heraus bringen, was wir nicht hören, sehen, riechen, schmecken, fühlen können.

Ich bin viele Jahre mit dem Acker- und Gartenbau umgegangen, und habe mich nicht geschämt, ob ich gleich ein Geistlicher bin, ein Ackermann und Gärtner zu seyn, eine edle und angenehme Profession, davon die ganze Welt lebet, und welche alle Menschen ernähret. Es ist mir zwar das Rühmen nichts nütze: aber ich habe unfruchtbare Ländereyen fruchtbar gemacht, und im Fortgange der Zeit dreymal so viel Früchte, als im Anfange meiner Haushaltung geerndtet. Ich war erstlich ein Schüler meiner Zuhörer, welche Ackerleute sind, aber bald darauf ward ich ihr Lehrmeister, und sie lernten von mir verschiedene Vortheile, derer sie sich hernach mit gutem

gutem Glück bedient haben. Wie oft habe ich die Sonne auf dem Felde sehen auf- und untergehen! wie manchen Stein habe ich vom Acker weggetragen! Wie manchen Knecht habe ich selber zugezogen und unterwiesen! Ich glaube, daß ich weder mein Amt, noch die Wissenschaften versäumt habe. Der Apostel Paulus war ein Teppichmacher, und doch dabey ein großer Lehrer, und ich will so gut den Pflug stellen, als eine Parentation halten, und sowohl einen Knaben die Grammatik, als einen Jungen das Eggen lernen. Der größte Theil meiner Einkünfte kam von den Ackerbau her. Meine Länderey war wüste, und warf die Kosten der Bestellung nicht mehr ab. Ich wollte gerne als ein ehrlicher Mann leben, und mit meines gleichen durch die Welt kommen. Ich schämte mich, daß mein Land Dornen und Disteln trug, und der Fluch zehnfach auf demselben zu liegen schien, wenn meine Nachbarn Früchte hatten. Es hieß bey mir:

Grandia saepe quibus mandavimus hordea sulcis,
Infelix lolium et steriles dominantur avenae.

VIRGIL.

Ich fühlte den Mangel in meiner Haushaltung, und wollte doch auch gern etwas von den Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten dieses Lebens haben.

Was war also zu thun? Ich mußte ein Ackermann werden. Ohnerachtet ich nicht wußte, was

die Brache, noch was die Ruhe, noch was die Saatfurche war, so begriff ich doch sehr geschwind das Handwerk. Ich ließ mich von verständigen Leuten unterrichten, ich that die Augen auf, und gab auf alles Achtung, ich stellete Versuche an, ich las Bücher, ich wandte Kosten an, ich kaufte alle Besserung zusammen, ich hielt mehr Vieh als andere, die noch einmal so viel, als ich erndteten, damit der Mist seine gehörige Güte erhielt, und trotzte damit der Armuth meiner Scheure: ich verfütterte größtentheils das Stroh und Heu, das ich erndtete, und streuete dem Vieh Laub aus dem Walde unter: ich fegte alle Winkel auf dem Hofe aus, wo ich eine Hand voll Erde fand, die da Frucht tragen konnte, ich düngte die nassen, kalten und leimichten Ländereyen mit dem Mergel, welcher erstaunliche Würkung that, ich pflügte das Land, so oft als das Unkraut hervorbrach, und ließ nicht eine Hand voll Rasen übrig, ich pflügte alle drey Jahr einen Zoll tiefer in der Brache, und gab so lange zu, bis ich einen halben Schuh mürbes und arthaftes Land auf meinem Acker bekam, darinn das Getreide eine tiefe Wurzel schlagen, und also auch einen hohen und starken Halm treiben konnte. Damals wurde der köstliche Esparzette in unsern Gegenden bekannt, welchen die Vorsehung, die ihre Gaben nicht auf einmal verschwendet, für diese dürftige Zeiten aufgehoben zu haben schien: wir besäeten damit unsere entfernten thonichten und steinichten Ländereyen: wir erstaunten, da wir sahen, daß unsere Wiesen auf dem

dem Bergen, die, so wir in den Thälern hatten, übertrafen, und die Worte Davids giengen in die Erfüllung, da er zu Gott sagt: du lässest Gras wachsen hoch auf dürren Bergen. Ein Acker, den man für fünf Thaler hätte kaufen können, kam dahin, wenn man ihn mit Esparzette besäete, daß er fünf Thaler Pacht gab, und die schlechtesten Aecker wurden also die besten, und das Fett, damit man die andern schmelzte.

Es ist wahr, diese Beschäftigungen wurden mir anfangs etwas sauer, weil ich derselben nicht gewohnt war, und mir meine Amtsverrichtungen bey dem Antritt meines Predigtamtes auch mehr Mühe kostete, als im Fortgange derselben, wenn ich alles so gut machen wollte, als mir möglich war, welches mein Hauptwerk war. Ich brach mir ab von der Ruhe: ich aß mein Brod im Schweiß meines Angesichts: ich verschluckte viel Verdruß von dem Gesinde. Aber ich war dabey gesund: das Essen schmeckte mir unvergleichlich: ich lebte vergnügt, und weil ich mich nicht darum bekümmerte meinen Acker wohl zu bauen, so hatte ich nicht nöthig dafür zu sorgen, wo ich Brod, Kleidung und andere Nothwendigkeiten des Lebens hernehmen wollte. Die Vorsehung führte mir einen ehrlichen und fleißigen Knecht zu, der in meine Form passete, und nach meinen Begriffen arbeitete. Die Maschine meines Haushalts war nun gestellt, und brauchte nur einige Aufsicht sie im Gange zu erhalten. Ich hatte nicht nöthig mehr Zeit auf dem Felde zu seyn,

als zwey Stunden nach Tische, die ich zur Bewegung des Leibes brauche, und im Sommer etwa eine Stunde des Abends, und auch diese brauchte ich nicht immer auf den Ackerbau zu wenden.

Ich mußte also mehr zu thun haben, wenn ich meiner natürlichen Lebhaftigkeit ein Genüge thun, und selbst in meinen Ergötzungsstunden alle Kaltsinnigkeit und Trägheit vermeiden wollte. Ich fieng an ein Gärtner zu werden. Ich besserte meinen Baumgarten, und legte einen neuen Küchengarten an: ich sammlete Blumen und die Liebe zu denselben, davon ich vorher nichts gewußt hatte, überfiel mich, wie ein Fieber mit solcher Gewalt, daß ich nicht eher ruhen konnte, bis ich einen großen Vorrath derselben von mancherley Arten aus vielen Gegenden zusammen gebracht hatte. Und nun fieng ich an zu philosophiren, nachdem ich vor die Nothwendigkeit und Annehmlichkeit des Lebens gesorgt hatte. Ich hatte eine kleine Anlage darzu von hohen Schulen mitgebracht, die ich bisher durch das Lesen und Nachdenken, welches ich nie ganz bey Seite gesetzt, wo nicht vermehret, doch erhalten und als eine theure Beylage bewahret hatte. Weil ich nun, wenn ich zwischen meinen Kornfeldern spatzieren gieng, nicht mehr nöthig hatte zu denken, wie ich sie in Besserung bringen, und vom Unkraut reinigen wollte, so sann ich den verborgenen Ursachen, den Absichten, und der inneren Beschaffenheit der Gewächse weiter nach. Meine Kenntnisse sind also in eben der Ordnung, wie

bey

bey dem menschlichen Geschlecht überhaupt, auf einander folget. Voran gieng das Handwerk, davon ich leben mußte, der Ackerbau: dem folgten die schönen Künste des Gartens, und die Beflissenheit der Blumen: den Beschluß machte die Philosophie, die ich um Verzeihung bitte, daß ich ihr meine Aufwartung so spät gemacht habe. Aber es ist ihr nicht besser ergangen, so lange die Welt stehet, daß die Menschen nicht eher an sie gedacht haben, als bis sie satt und vergnügt gewesen sind. Die Triptolem, die Ceres und der Bacchus, die den Pflug, den Acker und Wiesenbau erfunden haben, sind zuerst unter den Menschen bekannt gewesen: denen sind die Dichter Homer, Pindar und Anacreon gefolget. Darauf sind endlich Socrates, Plato und Aristoteles berühmt worden. Dieser Gedanke ist etwas demüthigend für den Stolz der Philosophen. Aber man kann die Sache nehmen, wie man will. Man kann sagen, daß die Philosophie den übrigen Wissenschaften die Krone aufgesetzt, oder daß sie ihnen den Schweif nachgetragen habe. Ich spotte mich selber: denn ich wollte wohl selbst auch einen kleinen Anspruch auf die Weltweisheit machen: und also wird es auch keinen meiner Leser verdrüßen.

Dieß ist die Veranlassung dieser meiner Abhandlung von der Vegetation der Pflanzen. Es war natürlich, nachdem ich auf meinen Acker die Früchte wachsen sahe, daß ich fragte, wie gehet es zu, daß sie wachsen. Die Sachen sind möglich,

lich, wie und warum sind sie möglich? Kann wohl ein aufmerksamer und neugieriger Mensch das große und prächtige Schauspiel der Natur aufführen sehen, ohne zu versuchen, ob er nicht etwas hinter dem Vorhang gucken und die Maschinen erblicken könne, dadurch das Werk betrieben wird. Ein Kind findet ein sonderbares Vergnügen daran, wenn man ihm das Gehäuse einer Taschenuhr aufmacht, und ihm die Räder, die Feder und Kette zeigt, dadurch der Zeiger umgedrehet, und die ganze Maschine bewegt wird. Kann sich nun ein denkender Geist der Neugierigkeit erwähren, die bekleidete Natur zu entblößen, die Schaalen aufzubrechen und den Kern mit geistischer Wollust zu kosten, die Decke aufzuheben, und das darunter liegende Kunststück in der Nähe zu betrachten? Dieses Vergnügen preißt der große Haller seinem Geßner an:

Bald öfnest du die Wunder-Uhr,
Das Meisterstücke der Natur,
Bewegt von selbst gespannten Federn,
Du siehst des Herzens Unruh gehn,
Du lernst sein Eilen und Bestehn,
Und die Vernutzung an den Rädern.

Es ist wahr, es sind noch unaussprechliche Geheimnisse in dieser Sache, und der geschickteste Naturforscher kann sich nicht rühmen dieselben völlig durchdrungen und ergründet zu haben. Nach allen Erfahrungen, die man angestellet, und nach allen Hypothesen, die man angenommen, bleiben noch immer viel Fragen übrig, darauf man

ant-

antworten muß: das weiß ich nicht! Ich weiß selbst noch nicht, wie mir die Ausführung meiner Materie gerathen wird, und ob ich nicht im Fortgange der Untersuchung mehr Schwierigkeiten entdecken, als auflösen werde. Die Theorie von der Vegetation der Pflanzen thut sehr wenig bey der Ausübung des Acker- und Gartenbaues, und es kann jemand ein guter Ackermann und Gärtner seyn, ohne zu wissen, wie sich die kleine Pflanze im Saamenkorn auswickele, aus was für Theilen sie zusammen gesetzt sey, und durch was für Werkzeuge die Absonderung und Zubereitung des Saftes geschehe? Es ist mit der Vernunft, wie mit der Offenbarung. Diejenigen Sachen, welche zur Ausübung der Religion nöthig sind, sind deutlicher bekannt gemacht, als welche mehr zur Speculation und Betrachtung gehören. Also wissen wir sehr gut, daß der Saame vollkommen und gesund, der Acker mürbe, rein vom Unkraut, gedünget, gut gepflüget und bestellet seyn müsse, wenn er Früchte tragen solle. Denn das sind die Mittel, die wir von unserer Seite zum Wachsthum des Getreides gebrauchen müssen. Aber wie aus dem Saamenkorn ein Halm werde, und derselbe neue Saamenkörner gebähre, das ist uns nicht so wohl bekannt, weil es ohne unsere Mühe und Arbeit geschiehet.

Indessen

est quoddam prodire tenus, si non datur ultra.

Wenn eine Sache nicht zur völligen Gewißheit zu bringen ist, so ist ein hoher Grad der

Wahr-

Wahrscheinlichkeit zu loben, und wer eine Frage nicht völlig auflößt, der hat schon genug gethan, wenn er sie einigermaßen erläutert und deutlich macht.

Wenn man in der Naturlehre, sagt Reaumur, sonst nichts haben will, als was gewiß ist, so muß man mit wenigen zufrieden seyn 1). Diese Wissenschaft ist in den neuern Zeiten mit vielen Entdeckungen bereichert worden, die dieser Sache ein großes Licht gegeben. Es haben sich die großen Gelehrten, Marcellus, Malpighi 2), Nehemias, Greve 3), Mariotte 4), Robert Boyle 5), Woodward 6), Perrault 7) und Christian Wolf 8) mit der Untersuchung des Pflanzenreichs beschäftigt, und ich werde mich ihrer

1) Memoires de Soc. de Sc. A. 1723. En physique, quand on ne veut que du certain, il faut se contenter de peu.

2) Anatomia plantarum T. I. Op. Lugd. Batav. 1687.

3) The Anatomie of plants, whit an idea of a philosophical History of Plants Lond. 1682.

4) Essay de la Vegetation des plantes Paris.

5) In Chymista Seeptico.

6) Philosophical Transact. n. 253. Miscellanea curiosa Lond. 1705.

7) De la Circulation de la seve des plantes Tom. I. Op.

8) Vernünftige Gedanken von den Würkungen der Natur.

ihrer Anmerkungen bedienen, so viel ich derselben haben und gebrauchen kann. Ich habe selber über meine Materie nachgedacht, und verachte niemahls, was andere vor mir gedacht haben.

Wer eine wirkliche Sache oder Begebenheit zu erklären über sich nimmt, der muß einen zureichenden Grund anzeigen, dadurch dieselbe völlig bestimmt wird, und daraus begreiflich ist, warum dieselbe so und nicht anders ist. Z. E. Wer da machen will, daß ich verstehen soll, wie sich der Zeiger auf der Uhr von einer Stunde zur andern fort bewegt, der muß mir die Feder, die Kette, den Perpendickel, die Räder, und das ganze Triebwerk vorlegen, und zeigen, wie dadurch der Zeiger umgedrehet wird. Wer aber einen solchen zureichenden Grund nicht angeben kann, daraus die Sache völlig begreiflich ist, der muß zum wenigsten darthun, daß die Sache auf die Art wahrscheinlich ist, wie er sie vorträgt, und leichter, als aus einem andern Grunde, verstanden werden kann. Eine Sache ist wahrscheinlich, wenn derer Fälle mehr sind, darinn sie geschehen kann, als derer, darinn sie nicht geschehen kann. Wenn man also bestimmen will, ob A wahrscheinlicher als B ist, so muß man die Zahl der Fälle, darinn sie sich befinden können, dividiren. Alsdenn verhält sich die Wahrscheinlichkeit, wie die Quotienten. Z. E. Man kann mit zwey Würfel die Zahlen werfen, 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. das sind alle mögliche Fälle, welche eilf Würfe ausmachen. Nun sind drey Fälle,

darinn man 8 werfen kann, wenn man nämlich 4 und 4, 5 und 3, 6 und 2, wirft. Im Gegentheil sind nur zwey Fälle, darinn man viere werfen kann, nämlich 2 und 2, 3 und 1, also verhält sich die Wahrscheinlichkeit, daß man viere wirft, zu der Wahrscheinlichkeit, daß man achte wirft, wie $\frac{2}{11}$ zu $\frac{3}{11}$ oder wie 2 zu 3. Es ist also zur Erklärung einer Begebenheit in der Naturlehre oder Geschichte nicht hinlänglich eine entfernte Möglichkeit derselben zu zeigen, sondern es muß entweder der zureichende Grund, oder ein hoher Grad der Wahrscheinlichkeit dargethan werden. Wenn jemand gefragt wird: woher entstehen die Parhelia oder Nebensonnen? Und er wollte antworten: wenn alle Menschen, die die Sonne sehen, betrunken sind, oder einen Fehler an den Augen haben, und doppelt sehen: würde er nicht ausgelacht werden? Die Sache ist möglich, an sich aber weder gewiß, noch wahrscheinlich.

Man hat eine gedoppelte Art den Ursprung der Pflanzen sowohl, als der Thier und aller organischen Körper zu erklären. Democritus, Epicurus, Lucretius *) und la Mettrie **) behaupten ein ohngefährer Zufall habe sie hervorgebracht: die Materie habe sich so lange ohne Gesetze und Ordnung durch einander bewegt, und so viel Zusammen-

*) De rerum natura V. 853.
**) Systeme d'Epicure.

sammensetzungen gemacht, bis Pflanzen und Thiere entstanden wären: sie habe vielleicht zuerst allerley ungestalte Mißgeburten hervorgebracht, welche nicht hätten bestehen und sich fortpflanzen können, bis endlich nach vielen ungestalten Fehlgeburten, aus einem solchen ungefährlichen Zusammenfluß einer gährenden Materie eine ordentliche Bildung von organischen Körpern beyderley Geschlechts entstanden, die sich erhalten und fortpflanzen können. Aristoteles, Plato, Newton und die christlichen Philosophen, nehmen eine vernünftige Ursache der Welt, und aller ihrer Theile an, welche ihre Einrichtung vorher bedacht, und nach einen überlegten Rathschluß ausgeführt habe, und die sie Gott nennen. Ehe wir diesen Streit entscheiden werden, müssen wir die Begriffe eines Zufalls und einer vernünftigen Ursache aus einander setzen, und hernach die Anwendung derselben auf unser Vorhaben machen.

Wenn ihr mit drey Würfeln drey Augen werft, so nennet ihr solches einen Zufall, welcher also eine Begebenheit ist, die aus einer Ursache entstehet, deren Verhältniß gegen die Würkung ihr nicht einsehet. Ihr könnet also aus dem Zufall überhaupt keine zureichende und gewisse Erklärung einer Sache geben, weil die Erkenntniß, welche ihr von der Ursache habt, die Würkung gar nicht bestimmet, und keinen Grund derselben an die Hand giebt. Wenn ihr die Würfel auf den Tisch werfet, so könnet ihr niemanden daraus beweisen, ob ihr vier oder sechs,

oder zwölf Augen werfet? Der Wurf, den ihr thut, hat zwar seinen Grund in der Lage der Würfel in der Directionslinie und in der Kraft der Hand, damit ihr werft, und in dem Ort, darauf sie fallen. Weil ihr aber alle diese Umstände nicht einsehet, kennet ihr sie zu keiner Erklärung gebrauchen. Wenn ihr sehet, daß der Wind einen Haufen Staub in der Luft im Wirbel umherführt, so könnt ihr nicht wissen, was derselbe für eine Gestalt im Niederfallen annehmen werde. Also kann man die Vegetation der Pflanzen aus dem Zufall gar nicht zureichend erklären. Das ist kein hinlänglicher Grund, daraus sie völlig begreiflich wäre. Man spielt mit Worten, dabey man nichts denkt, und verkauft denenjenigen Wind, die man unterweisen will. Allein es finden bey dem Zufall die Gesetze der Wahrscheinlichkeit statt, daraus ihr begreifen könnt, daß eine Begebenheit eher, als die andere geschehen könne. Es wirft jemand zwey Würfel auf den Tisch, und deckt sie zu: ihr sollt errathen, wie viel Augen er geworfen habe. Es ist ein Zufall, wenn er die Würfel wohl umgerüttelt hat. Ihr könnt nicht beweisen, daß er 2 oder 3 oder 4 u. s. w. geworfen: aber es ist wahrscheinlich, daß er 6, 7, 8, geworfen habe. Denn unter eilf Würfen, die er thun kann, ist nur einer, da er 2, 3, 11, 12, zwey aber, da er 4, 5, 9, 10, und drey da er 6, 7 oder 8, werfen kann. Ihr könnet also muthmaßen, daß er eine von diesen drey letzten Zahlen geworfen habe. Denn derer Fälle sind mehr, da sich die Sache zutragen kann,

als

als da sie sich nicht zutragen kann. Je mehr aber der Fälle sind, darinn sich die Sache befinden kann, und je weniger derer sind, darinn sie geschiehet, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, und dieselbe ist so viel schwerer zu beweisen, je weniger man die Anzahl der möglicher Fälle, und das Verhältniß dererjenigen, darinn sie geschiehet, gegen diejenigen, darinn sie nicht geschiehet, ausmachen und bestimmen kann.

Wenn ihr nun die Vegetation der Pflanzen aus dem Zufall erklären wollet, so müsset ihr beweisen, daß unter allen möglichen Zusammensetzungen derer Theile, daraus sie bestehet, diejenige die wahrscheinlichste ist, da sie eine Pflanze geworden ist. Und das wird euch ganz unmöglich seyn, und wir können euch sehr leicht das Gegentheil beweisen. Stellet euch einen hohen Eichbaum vor, der seine Zweige über einen halben Morgen Landes ausbreitet, und mit seinen Wurzeln eben so weit unter der Erde hinkriecht. Wer kann die Menge seiner Theile zählen, daraus er bestehet? Wer kann alle Arten der Zusammensetzung derselben begreifen? Und unter denselben ist eine einzige Art, ein einziger Fall unter Millionen möglichen, da er der Eichbaum geworden ist, der da stehet. Ist es wahrscheinlich, daß solches durch einen Zufall geschehen sey?

Die vier und zwanzig Buchstaben des Alphabets können über tausend Quinquillionen mal

versetzt werden. Wenn ich nun vier und zwanzig Würfel mit eben so viel Seiten machen, und auf jeden das Alphabet stehen lasse, so kann ich mit denselben tausend Quinquillionen besondere Würfe thun. Unter denselben ist ein einziger, da ich die Buchstaben nach der Reihe werfe, wie sie im A B C-Buche stehen? Ist das wahrscheinlich? Possen! Wer wird mir auf einen solchen Wurf einen Pfennig gegen tausend Thaler setzen? Was sind aber vier und zwanzig Buchstaben gegen die Millionen Theile solches Baumes, und wie viel Millionen Zusammensetzungen derselben sind nicht möglich, ehe eine Eiche daraus wird.

Ja! wird der Vertheidiger des Zufalls einwerfen: die Materie hat sich von Ewigkeit her also durch einander bewegt, und hat also Zeit gehabt, solche seltene Zusammensetzungen zu machen, als die ersten Gewächse gewesen sind, von denen alle folgende herstammen. Allein die Wahrscheinlichkeit wird dadurch im geringsten nicht größer. Wenn jemand darauf pariert und Geld setzt, mit zwey Würfeln zwey Augen zu werfen, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß er trift $\frac{1}{11}$, die Wahrscheinlichkeit aber, daß er fehlt $\frac{10}{11}$. Rechnet auf einen Wurf eine Minute, so ist zwar in zwey Minuten die Wahrscheinlichkeit, daß er trift $\frac{2}{11}$, aber auf die Wahrscheinlichkeit, daß er fehlt $\frac{20}{11}$

und

und sofort ins Unendliche. Denn die Zahl der Fälle, da er fehlt, nimmt sowohl zu, als die Zahl der Fälle, da er trift, und das Verhältniß ist also immer eben dasselbe.

Aber ich will beweisen, wenn mir meine Leser eine kleine Ausschweifung zu gute halten wollen, daß eine solche Bewegung der Materie, und eine jede Folge der Zeit ohne Anfang, an sich unmöglich und widersprechend sey. Nehmet zwey Körper A und B an, die sich um einen Mittelpunct in gleicher Entfernung bewegen, A einmal und B zweymal in einem Jahr. Setzet, daß dieser Umlauf von Ewigkeit her geschehen sey, so habt ihr hier zwey Bewegungen, welche beyde ewig und unendlich seyn sollen, und gleichwohl ist die eine noch einmal so groß, als die andere. Denn wenn die Räume gleich sind, so verhält sich die Bewegung, wie die Geschwindigkeiten. Wer siehet hier nicht den Widerspruch in den Begriffen, eine ewige Bewegung, die halb so groß ist, als eine andere von gleicher Art.

Ein anderer Beweiß: wenn die Welt von Ewigkeit her ist, so ist sie entweder vor zwey Jahren schon ewig gewesen, oder sie ist es diesen Augenblick erst. Ist sie vor zwey Jahren schon ewig gewesen, so kann zu dem Ewigen und Unendlichen nichts hinzugethan werden, und wir müssen diese zwey Jahre ausstreichen aus der Dauer der Welt, sie sind nichts, wir sind auch nicht zwey Jahr älter geworden, unser Schuldner ist uns auch nicht um zwey Jahr Interesse

von unserm Capital schuldig geworden. Ist aber die Welt heute erst ewig, so ist eine Dauer oder Folge der Sachen, die vor zwey Jahren endlich war, unendlich geworden, durch den Zusatz eines Endlichen, oder eine bestimmte Zeit ist eine Ewigkeit geworden, nachdem man zwey Jahr hinzugethan hat. Welche Widersprüche! Es erhellet also daraus, daß man sich eine Folge der Dinge ausser einander gar nicht denken könne ohne einem Anfang, oder daß eine jede Zahl eine Einheit haben müsse, die ihren Anfang bestimmt. Eine ewige Welt ist eine Chimäre, welche aus verwirrten Begriffen erzeuget ist.

Alle diese Einwürfe treffen die Ewigkeit Gottes nicht, weil in demselben keine Folge der Sachen ausser einander ist, die einen Anfang haben müßte. Auch kann man nicht einwenden, daß also auch keine Ewigkeit a parte post, wie man sie nennt, statt finden, und die Seelen der Menschen nicht unsterblich seyn könnten. Denn diese ist wirklich keine Ewigkeit, sondern wird nur uneigentlich so genennt. Wenn man sich das Leben einer Seele als eine Linie vorstellt, und jeden Augenblick als einen Punct derselben, auf dem sie gleichsam immer weiter fortrückt, so kann man doch von einem jeden Augenblick ihrer Würklichkeit, und wenn man ihn auch viele Millionen Jahre hinaussetzt, bis zu dem ersten zurück gehen: man hat also immer einen endlichen Abschnitt einer Linie, zwischen zweyen Puncten.

Noch

Noch eins für die Herrn, welche den ungefähren Zufall vertheidigen, welches heutiges Tages die Modephilosophie unter galanten Leuten zu werden anfängt. Warum bringt derselbe nicht noch heutiges Tages neue Arten von Thieren und Pflanzen hervor? Warum bekommen wir nicht endlich Centauren, Sphyngen, Pegassen? Warum fangen die Dornen nicht an Weintrauben zu tragen? Warum werden aus den Tannzapfen keine Birnen? Die beyden grossen Vertheidiger des Zufalls Lucretius *) und la Mettrie **) antworten. Die Natur sey veraltet: sie habe aufgehöret zu gebähren. Sie sey wie ein altes Huhn, das keine Eyer mehr lege, oder wie eine alte Frau, die keine Kinder mehr erzeuget. Welch eine Vergleichung zwischen einer Welt und Natur, welche das erste selbstständige und nothwendige Wesen seyn soll und einem abge-

*) De rerum nat. L. II. 1150.
Jamque adeo affecta est aetas, effectaque tellus,
Vix animalia parva creat, quae cuncta creavit
Saecla, deditque terrarum ingentia corpora partu.
V. 824.
Sed quia finem aliquem pariendi debet habere,
Destitit ut mulier spatio defessa vetusto.

**) Systeme d'Epicure §. 10. Mais la terre n'est plus le berceau de l'humanite! On ne la voit point produire, d'hommes; ne lui reprochons point, sa sterilité actuelle; elle a fait sa portée de ce cote la Une veille poule ne pond plus: une veille femme ne fait plus d'enfens.

gelebten Huhn oder Weibe? Wo sind denn die Kräfte und Theile der Natur hingekommen, die ihr entgangen seyn sollen? Die Erfahrung lehret ja, daß sie sich noch in eben der Stärke und Würkung, als vor vielen tausend Jahren äussert. Wenn sie ewig wäre, so müßte sie nach dieser Meinung längst schon veraltet, und in ein wüstes Chaos oder trägen Klumpen verfallen seyn. Denn die Ewigkeit ist das höchste Alter, welches sie erreichen können.

Und wenn es auch der Materie einmal gelungen wäre, durch eine wüste Gährung und ohngefährlichen Zusammenfluß ihrer Theile die Saamen oder Pflanzen hervorzubringen, woher haben denn die Gesetze der Bewegung den Ursprung, nach welchen die Vegetation geschiehet, ohne welche sie alsbald wieder untergehen würden?

Es ist nicht Philosophie, es sind Träume und Schwärmerey, wenn jemand also denket:

Il raisonnant raisonne irraisonnablement.

Ich bin müde eine Meinung zu widerlegen, die so wenig Grund hat, und der gesunden Vernunft so gar feind ist, und meine Leser werden auch, wie ich glaube, nichts mehr davon wissen wollen.

Laßt uns nun über die Beschaffenheit einer vernünftigen Ursache einige Betrachtungen anstellen, so werden wir sehen, daß dieselbe zur Erklärung

klärung der Vegetation der Pflanzen nicht nur unentbehrlich, sondern auch vollkommen hinlänglich sey. Wir wollen dieselbe dem Zufalle gegenüber stellen, damit der Unterschied beyder Sachen desto deutlicher in die Augen falle. Wenn ihr drey Würfel in der Hand herumschüttelt, und darauf drey Augen werfet, so ist solches ein Zufall; wenn ihr aber die Würfel vorher betrachtet, und sie also auf den Tisch setzet, daß drey Augen oben stehen, so that solches eine vernünftige Ursache. Die Erfahrung lehret, daß in der Welt vernünftige Ursachen wirklich vorhanden, und folglich auch möglich sind, und ich sehe nicht ein, warum man sie nicht zur Erklärung einer Sache annehmen will, die ohne dieselbe nicht begreiflich ist. Man muß sich vorgenommen haben, etwas Sonderliches und Ausserordentliches zu sagen, und eine possirliche Kappe aufzusetzen, wenn andere Menschen einen Huth tragen, sonst weiß ich nicht, wie man auf diesen Einfall gerathen können, den Zufall zu vertheidigen. Die Sinne empfinden allein die Individua, oder diejenigen Dinge, welche ihrer Wirklichkeit nach völlig bestimmt sind. Der Verstand aber stellet sich die Arten und Gattungen der Dinge vor. Er ist wie der Argus, der hundert Augen hat, und ein ganzes Feld mit einem Blick übersiehet. Uns Menschen tragen die Sinne von allen Seiten her die Begriffe der Sachen zu, die um uns sind. Diese sind gleichsam die Baumaterialien des Verstandes, die er bearbeitet. Er suchet aus, er nimmt an, er wirft zurücke, er

schaffet

schaffet daraus das Gebäude der Wissenschaft und Erkenntniß. Ein reiner und vollkommener Verstand aber findet in sich selbst die Begriffe der Sachen, welche unter sich durch die Wahrheit, Ordnung und Uebereinstimmung mit einander verbunden sind. Er siehet ein Geschlecht in allen Gattungen, und eine Gattung in allen besondern Stücken: er ordnet sie unter und neben einander, und bringt sie in ihre Classen.

Die Vernunft erkennet den Zusammenhang, die Ursachen und Würkungen und die Verhältnisse, die daher entstehen. Die Sinne sehen nur die Glieder einer Kette neben einander liegen, aber die Vernunft entdecket, wie sie unter einander verbunden sind, und zusammen hangen. Sie begreift die Möglichkeit der Sache aus ihren Gründen, und siehet die Würkung schon in der Ursache, so wie die Ursache in den Würkungen. Sie wickelt den Faden auf, der durch das Labyrinth aller Wesen gehet, und findet, wie sie zusammen passen und sich in einander auflösen.

Die Weisheit setzt eine Neigung eines denkenden Wesens zu einer Sache voraus, die es für gut erkennet, und daher erwählet. Dieß ist die Absicht, die der Verstand aussucht, indem er die Vollkommenheiten der Sachen absondert, und sie mit einander vergleichet. Denn nimmt sie die Vernunft zu Hülfe, welche die Mittel erfindet, dadurch sie wirklich wird, und also die Ursache und Würkung zusammen ordnet. Je

mehr

mehr der Absichten, und je grösser sie sind, je kürzer, bequemer, fruchtbarer und sicherer die Mittel sind, die dazu gebraucht werden, desto grösser ist auch die Weisheit, die daran gewandt wird.

So muß die Ursache beschaffen seyn, daraus man die Vegetation der Pflanzen erklären soll, und aus einer solchen kann man sie völlig begreifen. Wenn zu dem Verstande, der Vernunft und Weisheit die nöthige Macht kommt, so ist die Frage aufgelößt: wie das Pflanzenreich entstanden sey, und man kann ausrufen: εὑρηκα! εὑρηκα!

Man erstaunet, wenn man die Mannichfaltigkeit und Menge der Gewächse der Erden in allen Theilen der Welt betrachtet, welche alle an Größe, Gestalt, Eigenschaften und Kräften unterschieden sind. Ich habe mich oft auf einen kräuterreichen Ort auf dem Felde niedergesetzt, und so weit ich um mich herreichen können, ohne aufzustehen, vier und zwanzig besondere Arten von Kräutern zusammen gebracht, und mich an ihrer Betrachtung vergnüget. Die Kräuterbücher, und die bothanischen Werke eines Geßners, Hallers, Linnäus eröffnen uns ein unabsehliches Feld, und manche haben von den eingebohrnen Kräutern einer Provinz große Folianten geschrieben, darinn wenig mehr als ihre Namen und eine kurze Beschreibung derselben enthalten ist. Dieses unermeßliche Reich ist kein wüstes Chaos, sondern die ordentlichste Verfassung, die man erdenken

denken kann, und wird in seine Provinzen sehr richtig eingetheilet. Die Pflanzen haben ihre Geschlechter, Arten, Gattungen und einzelnen Stücke. Niemand hat sie mit größerer Sorgfalt aus einander gesucht, und mit grösserer Richtigkeit in ihre Classen gebracht, als der vortrefliche Linnäus, dieser Geheimschreiber der Natur, der über ihre Schätze im Kräuterreich eine ordentliche und genaue Rechnung führet. Die Classification der Pflanzen wird auf unterschiedene Art gemacht. Der Botanicus theilt sie ein nach der äusserlichen Gestalt, sonderlich der Blätter und Geschlechter, der Medicus nach ihren Kräften und Würkung, der Geographus nach den Gegenden der Welt, wo sie wachsen. Ein jedes Individuum hat in seinen Theilen eine gewisse Ordnung und Uebereinstimmung, bey aller Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit.

Alle Blätter und Früchte eines Baums sind einander ähnlich, ob gleich keine der andern vollkommen gleich ist. Dieß Geschlechtsregister der Pflanzen vollständig zu entwerfen, wird gewiß mehr Verstand erfodert, als den Stammbaum des ganzen menschlichen Geschlechts in Ordnung zu bringen. Unser ganzer Geist verliert sich, wenn wir uns einen Verstand vorstellen, der dieß unzählbare Heer der Gewächse, Bäume, Stauden, Kräuter, Blumen, erfunden, entworfen, abgerissen, ihm seine Natur und Kräfte beygelegt, in seine Classen gebracht, seine Nahrung und Ort auf der Erde angewiesen, und

sie

sie alle mit einem Blick übersiehet. Das Pflanzen- und Thierreich ist nicht von der Beständigkeit, als das Weltgebäude und seine Fixsterne und Planeten. Es ist eine beständige Ebbe und Fluth von werdenden und aufhörenden Gewächsen, eine immerwährende Abwechselung von Geburt, Leben und Tod. Es wird ein erstaunlicher Zusammenfluß von Ursachen erfodert, die Gewächse hervorzubringen, zu erhalten und wieder umzubringen, und das ganze Triebwerk der Natur muß in Bewegung gesetzt werden, dieses große Werk zu heben und auszuführen. Wenn wir auch voraus setzen, daß die Saamen schon vorhanden gewesen sind, so kostet es doch ungemein viel, dieselben auszubilden, die Pflanze zu vergrößern, zu erhalten, und fortzupflanzen. Der Schooß der Erden mußte zur fruchtbaren Mutter erschaffen werden, darinn die Gewächse Raum hätten und ernähret werden könnten, und diese Fruchtbarkeit mußte so groß seyn, daß sie durch viel tausend Erndten nicht erschöpfet würde. Das Wasser, welches die gemeinste Nahrung der Pflanzen ist, mußte alle Theile in sich enthalten, daraus sie werden konnten, oder zum wenigsten die Elemente, durch deren unterschiedene Mischung sie entstehen könnten. Dieses mußte Theils in den Bächen fließen, und die Gewächse im Vorbeygehen anfeuchten, Theils in den Wolken und Nebeln umher geführet und da ausgegossen werden, wo es nöthig war. Darzu mußte der Wind und die Luft gebraucht werden, und die ganze Atmosphäre ihre Beziehung auf

das

das Pflanzenreich haben. Die Sonne mußte alle Elemente in Bewegung bringen, und durch ihre Wärme den Saamen ausbrüten, und die Früchte zeitig machen. Die Früchte müssen einander und manche sich selbst zur Nahrung dienen, und der Untergang der einen mußte der Ursprung der andern werden. Die Gesetze der anziehenden Kraft und des Gleichgewichts mußten fest gesetzt werden, den Umlauf und die Absonderung des Safts zu bewürken. Es mußte eine gute Haushaltung mit den Gewächsen gehalten, und sowohl der Ueberfluß, als der Mangel verhütet werden. Die Zusammensetzung, die Gefäße und Theile der Pflanzen mußten so eingerichtet werden, daß der Saft darinn zertheilet, abgesondert und so zubereitet werden konnte, daß sie ihre gebührende Gestalt, Größe und Kräfte bekämen. Es mußte genau bestimmt werden, welche Pflanzen freywillig und von sich selbst wachsen, und welche von den Menschen gepfleget und erzogen werden sollten. Das Werk gehet also durch so viele Hände und Werkstäte, daß es Mühe kostet, die lange Reihe von Ursachen und Würkungen zu übersehen, dadurch es hervorgebracht wird. Das prächtigste Dessert auf der Tafel eines Fürsten kostet bey weiten so viel Kunst nicht, als eine Salatpflanze, die im Garten wächst.

Wenn ihr gewahr werdet, daß eine Sache einen Nutzen hat, oder daß sie die Vollkommenheit, das Leben und die Glückseligkeit einer Person

son oder Sache befördert, so nennet ihr sie ein Mittel derselben, und dasjenige, was dadurch hervorgebracht wird, seine Absicht. Diese setzt ein denkendes Wesen voraus, welches sich die Absicht vorgestellet, und die Mittel erfunden hat, welche die Ursache sind, dadurch sie wirklich werden. Es kann eine Sache einen zufälligen Nutzen haben, der entweder gar nicht von einer vernünftigen Ursache herrühret, oder den die vernünftige Ursache, die ihn hervorgebracht, nicht im Sinne gehabt hat. Indessen hält man doch gemeiniglich dafür, daß etwas eine Absicht sey, wenn man augenscheinlich siehet, daß es nothwendig und allein aus seiner Ursache erfolgen müsse. Sonderlich urtheilt man mit großer Gewißheit also, wenn man eine lange Reihe von Ursachen und Würkungen gewahr wird, welche wie die Glieder einer Kette zusammen hangen, und endlich einen gewissen Entzweck hervorbringen. Z. E. Ihr sehet, daß ein Rad in einer Uhr durch eine Feder oder Gewicht umgedrehet wird, dieses fasset mit seinen Zänen in die Kämme eines andern, und drehet es herum, das andere ein drittes, das dritte ein viertes, und durch dieses wird endlich der Zeiger auf dem Zifferblatt in abgemessenen Zeiten von einer Stunde zur andern fortbewegt, so zweifelt ihr nicht im geringsten, daß dieses die Absicht der ganzen Maschine sey. Dieses sind Grundsätze der natürlichen Philosophie, deren Richtigkeit in tausend Fällen erwiesen werden kann.

Das Pflanzenreich hat eine augenscheinliche Beziehung auf das Thierreich, und gereicht zur Hervorbringung und Erhaltung desselben. Die leblosen Geschöpfe werden von den lebendigen gebraucht und genossen, und endigen sich bey denselben, indem sie von ihnen verzehret und vernichtet werden. Alle Thiere haben ihre Nahrung von den Pflanzen, dadurch das Leben des Leibes erhalten, die ihm abgehenden Theile ersetzet und das Wachsthum desselben befördert wird: einige empfangen dadurch noch ihre Arzeney und Wohnung. Die Vortheile, die das Vieh davon hat, kommen wieder mittelbarer Weise dem Menschen zu Gute, der sie zu seiner Speise, Kleidung, Arbeit, Bequemlichkeit und Vergnügen gebraucht, und dieser hat also wiederum den allgemeinsten und höchsten Besitz und Genuß davon. Er bereitet seine Speise und Trank von dem Getreide, dem Obste, den Blättern, Wurzeln und dem Saft der Gewächse: er macht sich Kleider von dem Flachs und der Baumwolle: Er baut sich Häuser und Vorrathsbehältnisse vom Holz und Stroh: er verfertiget eine Menge von Hausgeräthe aus den unterschiedenen Materien des Pflanzenreichs: er ziehet Arzeneyen für seine Krankheiten aus demselben, und eine jede Krankheit hat ihre Arzeneyen: er erwärmet sich durch das Holz, welches das Feuer empfängt und ernähret, dadurch er sich zugleich eine Menge nützlicher Sachen bereitet: sogar empfängt er von dem Oele die große Wohlthat des Lichts, welches die Nacht in den Tag verwandelt. Ein

jedes

jedes Gewächse der Erden hat gerade die Beschaffenheit, Theile und Kräfte, welche die Würkung erfodert, die es thun soll, und ist zugleich in der Menge da, als nöthig ist. Z. E. Das Getreide enthält solche Theile, die zur Nahrung des Menschen bequem sind, und in Saft und Blut verwandelt werden können.

Der Flachs hat eine zähe und starke Schale, welche gesponnen und gewebet werden kann. Wenn ein Gewächs zu mehreren Absichten bestimmet ist, so hat es auch die Eigenschaften, welche dazu erfodert werden. Z. E. Das Holz wird zum Bauen, Brennen und allerley Geräthschaften daraus zu verfertigen, gebraucht. Daher führet es ein gewisses Harz und Schwefel bey sich, der sich bey der Annäherung eines Feuers entzündet: es hat eine hinlängliche Härte und Festigkeit, eine Säule oder Balken abzugeben, und doch ist es dabey weich, daß es mit dem Beile, dem Meißel und dem Hobel bearbeitet werden kann.

Es giebt Weltweise, welche die Absichten und Endursachen aus der Naturlehre ganz verweisen, oder für sehr trüglich und unfruchtbar ausgeben *). Sie vergleichen sie mit einer Gott geweyheten Jungfrau, welche nicht gebieret. Allein es ist in dem Pflanzenreiche eine lange Reihe von Ursachen und Würkungen anzutreffen,

*) Carteſius, Baco, Buffon, Maupertuis und der Verfasser der Melanges de Litterature.

welche einen Nutzen für Menschen und Thiere hervorbringen, und sich darinn endigen. Es sind nicht wenige und einzelne Fälle, die uns einmal nützlich wären, es sind große und sehr ordentlich gestellte Maschinen, welche unsere Erhaltung hervor bringen. Wer kann dieselben begreifen, ohne anzunehmen, daß ihre Würkung die Absicht einer vernünftigen Ursache gewesen, welche die Mittel darzu angeordnet. Wenn man die Absicht als den Sohn, und das Mittel als den Vater betrachtet, so kann man einen Stammbaum derselben formiren, der nicht nur hoch hinauf steigt, sondern auch sich in viele Zweige ausbreitet. Eine jede Absicht wird wiederum ein Mittel einer neuen Absicht, und ein Mittel erreicht mehrere Absichten zugleich. Sie sind dergestalt unter und neben einander geordnet, daß ich alle meine Vernunft zusammen nehmen muß, dieselben nur einigermaßen zu begreifen. Man kann nichts davon trennen, ohne etwas nothwendiges davon wegzunehmen: man kann nichts hinzufügen, ohne etwas überflüßiges hinzu zu thun. Wer hier keine Absichten siehet, der muß auch eine Taschenuhr oder einen Weberstuhl ohne Absichten erklären können.

Ich will die Sache mit noch einem Gleichniß erklären. Ich habe die große Wasserkunst bey Cassel, nahe an dem Lustschlosse, der Weise Stein, gesehen, welche man den Winterkasten nennet. Ich bin mit stummen Erstaunen eine Zeitlang vor dem Werke stehen geblieben, welches

ches einen hohen Berg hinangebauet ist, und durch seine Kunst und Pracht einen gewaltigen Eindruck macht. Ich habe es hierauf Stückweise und in der Nähe betrachtet. Welch eine Menge von Bassins, Caskaden, Fontainen, Grotten, Ballustraden, Gallerien, Treppen, Säulen, und Statuen! Mit welcher vortreflichen Ordnung sind sie zusammengefüget, und wie schön ist das Ganze, welches sie ausmachen! Ein ganzer Berg ist mit kupfernen und bleyernen Röhren, wie ein menschlicher Leib mit Adern durchflochten. Durch dieselben wird das Wasser, welches oben auf dem Berge in einem grossen Teiche gesammlet ist, zu den Caskaden und Springbrunnen umher geleitet, vom neuen aufgefangen und fortgeführet. Wer bewundert nicht den großen Geist des Fürsten, der ein solches Werk in den Sinn gefasset, und den Verstand des Künstlers, der es entworfen, und ausgeführet hat?

Ich trete unter einem hohen Eichbaum, den ich mit einigen Klaftern kaum umspannen kann, zur Zeit des Frühlings, da alles in der Natur wieder lebendig wird, und die Maschinen des Pflanzenreichs, welche des Winters über stille gestanden haben, gleichsam wieder angelassen werden. Ich stelle mir denselben als eine große Wasserkunst vor, die jetzt im vollen Gange ist. Ich sehe hinter der groben Rinde die unzählige Menge der Saft- und Luftröhren, die entweder gerade herauf steigen, oder unter vielerley

Winkeln hin und her laufen. Ich sehe die Säulen, dadurch sie getragen, und die Bande, dadurch sie verknüpft werden. Ich sehe die Absonderungsgefäße, darinn alle Materien, die die Erde, das Wasser und die Luft hergeben, zubereitet, gebildet und in Ordnung gebracht werden. Ich höre, das Knarren der Hebzeuge der Natur, das Brausen der Säfte in den Röhren, indem sie steigen und fallen, und das sanfte Geräusche, indem sie in ihre Gefäße ausgegossen werden. Ich sehe die ganze unaussprechliche Arbeit, die darinn vorgehet, so viel und mancherley Theile zu verbinden, zu trennen, anzusetzen, auszustoßen, und endlich das große Werk zu Stande zu bringen, das ich hier vor Augen sehe. Ich sehe die werdenden Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte, eine neue Schöpfung: der ganze Baum dehnet sich aus: die Rinde wird ihm zu enge und berstet: die Arbeit gehet den ganzen Sommer in ihm fort, und wenn es Herbst wird, so ist er selbst ansehnlich vergrößert, er streuet eine Menge Blätter um sich heraus, den Wald zu düngen, oder er mästet das Vieh mit seinen Früchten, welches unter ihm seine Weide sucht.

Was soll ich hiervon denken? hat eine wüste Gährung die hydraulische Maschine hervorgebracht? Keinesweges! Es ist eben der große Urheber der Welt, durch welchen der Himmel und die Erde entstanden sind, der auch das ganze Pflanzenreich erschaffen hat. Mit eben dem unendlichen Verstande, dadurch er das große Weltgebäude

gebäude in Ordnung gebracht, den himmlischen Körpern ihre Größe und Eigenschaft gegeben, und ihnen ihren Ort und ihre Bahn in dem grossen Weltraum angewiesen hat, der hat auch die Gestalten, Größe und Kräfte dieser Pflanzen entworfen, ihre Arten und Geschlechter in Ordnung gebracht, und die Mittel ihrer Erzeugung und Erhaltung angelegt. Er war Willens die Erde mit Menschen und Vieh zu bevölkern, seine grossen Eigenschaften dadurch zu verherrlichen, und sich an ihrem Leben und Glückseligkeit zu vergnügen. Er sahe alle ihre Bedürfnisse vorher, und wuste was nöthig war zur Erhaltung, Bequemlichkeit und Vergnügen ihres Lebens, nach dem Entwurf, den er sich von ihrer Natur gemacht hatte. Gott ist die Liebe: er ist allen gütig, und hat Wohlgefallen an seinen Werken. Er wollte, daß alle seine Geschöpfe so glücklich werden sollten, als möglich war, von Menschen an, bis auf den kleinsten Wurm, der im Staube kriecht. Weil nun das Pflanzenreich um der lebendigen Geschöpfe willen nöthig war, so machte er darzu Anstalt, bey der Schöpfung der Welt, die er uns in seiner Offenbarung durch Mosen beschreibet. Er legte der Sonne den Grad der Wärme und die Größe bey, und stellete sie in das Verhältniß gegen die Erde, daß sie die nöthige Würkung thun konnte. Er schuf die Elemente der Pflanzen, daraus sie zusammen gesetzt werden sollten, und streuete sie in der Luft, dem Wasser und der Erde aus. Die Erde war noch ein wüster Klumpen, vermischt aus Land und Wasser, und

die Baumaterialien lagen noch durcheinander auf einem Haufen, wie auf der Baustelle eines Hauses. Nun fieng er sie an auszuarbeiten, und in Ordnung zu bringen. Er richtete die Atmosphäre ein, er gab die Gesetze der Bewegung, und beförderte dadurch das Aufsteigen der Dünste, und das Entstehen der Nebel und Wolken. Er erschütterte die Erde durch gewaltige Erdbeben, und eröfnete dadurch die Abgründe des Meeres, in welchen sich das Wasser sammlete, und von dem Lande absonderte. Er ordnete den großen Kreislauf des Wassers an, welches in der Gestalt der Dünste und kleinen Bläslein von Meer und der Erde durch eine Art der Solution aufsteigt, sich in Nebel und Wolken sammlet, die von dem Winde getragen, und dahin geführt werden, wo sie nöthig sind. Die Bläslein reiben sich aneinander bey der Bewegung der Luft, sie zerbrechen, sie fließen in Tropfen zusammen und werden Regen. Dieser fliesset unter der Erde zusammen in den Quellen, diese machen die Flüsse, und diese ergießen sich ins Meer, aus welchem wiederum die Nebel und Wolken mit Zurücklassung des schweren Seesalzes aufsteigen. Gott machte die Erde locker und trocken durch den Wind, er bereitete sie also, wie ein Ackermann seinen Acker, den er zubesäen Willens ist, darauf sprach er, 1 Mos. 1, 11. Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besaame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage, und habe seinen Saamen bey sich auf Erden. Dieß ist vielleicht

der

der Zeitpunkt, da Gott die Saamen aller Pflanzen erschaffen und gebildet, und zugleich in das frische Saatfeld ausgestreuet.

Nachdem darauf der Himmelslauf eingerichtet worden, so brach die Sonne durch den Dunstkreis, und es fieng ihr gesegneter Einfluß auf der Erde an, dadurch der Saame lebendig gemacht und die Pflanzen zum Aufgehen und Wachsthum gebracht wurden. Wie leicht, wie vernünftig und gründlich ist nicht diese Erklärung. Indessen muß man nicht glauben, daß der Schöpfer der Welt noch immerfort unmittelbar die Gewächse der Erden hervorbringe und erhalte. Wir bemerken fast durchgängig, daß die Veränderungen der Welt durch natürliche Mittel hervor gebracht worden, und aus der Menge derjenigen, die uns bekannt sind, können wir nicht unwahrscheinlich schlüßen, daß auch diejenigen vorhanden seyn müssen, die uns unbekannt sind. Es hat ein gewisser Philosoph aus der großen Schwierichkeit, die Fortpflanzung der Gewächse natürlich zu erklären, die Unmöglichkeit derselben geschlossen, und daraus die Nothwendigkeit eines mittelbaren Einflusses Gottes herleiten, und daher einen Beweis seines Daseyns führen wollen. Dieß kommt mir nicht anders vor, als wenn jemand behaupten wollte: weil wir nicht erklären können, wie der Magnet das Eisen an sich ziehet, so müsse Gott unmittelbar Eisen zu ihm treiben oder ziehen, und daher vorhanden seyn. Das heißt aus gutem Herzen zuviel geglaubt und geschlossen.

Gesetzt auch, wir könnten aus natürlichen Ursachen die Vegetation der Pflanzen nicht völlig erklären, so folgt daraus noch nicht, daß sie durch ein Wunderwerk geschehe. Wir müssen überhaupt nicht glauben, daß wir Menschen allein den Schöpfer aus seinen Werken erkennen und verherrlichen sollen. Es giebt noch unzählige Arten anderer Geister, die das einsehen, was wir nicht verstehen, und Gott darüber preisen. Eine Welt, welche so eingerichtet ist, daß alle ihre Veränderungen aus der ersten Anlage nach den vorgeschriebenen Gesetzen sehr richtig erfolgen, ist überhaupt viel vollkommener, als die durch beständige Wunder unterstützet und erhalten werden muß, es müßte denn seyn, daß Gott aus besondern Absichten den Lauf der Natur zu ändern für gut befinden sollte.

Was einige alte Weltweisen von gewissen plastischen Naturen geträumet haben, welche die organischen Körper bilden sollen, ist eine Zuflucht der Unwissenheit und eine Erdichtung, welche keinen Grund hat. Nachdem wir also den Ursprung der Pflanzen aus dem Verstande der Weisheit und Allmacht Gottes hergeleitet haben, so wollen wir versuchen, ob wir eine mechanische Ursache ihres Wachsthums und Fortpflanzung, welche man die Vegetation nennet, finden können. Wir wollen die Natur mit philosophischen Augen gleichsam zu belauschen suchen, und sehen, ob wir zu ihren Geheimnissen eindringen, und ihre verborgene Geschäfte gewahr werden können,

welche

welche das Auge der meisten Menschen fliehen. Diese Betrachtungen dienen eben sowohl zur Verherrlichung der göttlichen Weisheit, Macht und Güte, als die erste Schöpfung der Pflanzen, indem die Vegetation derselben in ihrer ersten Anlage, und den Gesetzen der Bewegung gegründet ist, die von Gott eingerichtet worden. Wer eine Uhr gemacht und aufgezogen hat, der ist der Urheber aller ihrer Bewegungen. Dieß ist der zweyte Theil meiner Abhandlung, darinn mich die Naturlehre und Erfahrung leiten müssen. Ich setze also voraus, daß Gott die ersten Saamen aller Pflanzen geschaffen, und einen jeden so eingerichtet, daß die Gewächse davon entstehen müssen, darzu er bestimmet war. Denn die Natur und Beschaffenheit einer jeden Pflanze ist in ihrem Saamen gegründet, und aus einem Apfelkern wird nie ein Kirschbaum wachsen. Hierinn steckt ein unbegreiflicher Verstand und unerforschliche Weisheit, und der geschickteste Naturkündiger wird nicht vollkommen erklären können, was für Theile zu einer jeden Art der Pflanzen genommen, und wie sie gemischt und zusammengesetzt sind. Hier stehet unser Verstand stille, und muß seine Unwissenheit bekennen. Ich setzte ferner voraus, daß Gott der Luft, dem Wasser und der Erde diejenigen Theile beygelegt, die zu dem Saamen hinzukommen müssen, wenn die Pflanzen wachsen und vergrössert werden sollen. Ich setzte endlich voraus, daß er die Kräfte der Natur erschaffen, und die Gesetze angeordnet, nach welchen sie wirken sollen. Und nun ist die Frage:

wie

wie aus diesem Saamen und den Bestandtheilen der Pflanze, durch die Kräfte und nach den Gesetzen der Natur, die Pflanze entstehe, wachse, und zur Vollkommenheit gelange. Ich will es versuchen dieselbe zu beantworten. Dreyerley werde ich dabey untersuchen müssen: 1) den Ursprung oder das Entstehen der Pflanzen aus ihrem Saamen, 2) den Wachsthum, und 3) die Fortpflanzung derselben.

Von dem Ursprunge der Pflanzen aus dem Saamen. Ein jedes Saamenkorn bestehet aus drey Haupttheilen: der Schale, dem Keim, und der ersten Nahrung desselben, deren jede wir besonders betrachten müssen. Die Schale ist auf sehr unterschiedene Art eingerichtet. Bey einigen Saamenkörnern bestehet sie nur aus einigen Häuten, die über einander liegen, davon die auswendigen stark und hart, die inwendigen aber dünne und zart sind, als der Rocken, der Weizen, die Hülsenfrüchte und andere mehr. Diese sind zum Theil mit einer Art von Flügeln versehen, durch deren Hülfe sie in der Luft fortgeführet und an einen Ort in der Erde untergebracht werden, als der Saame der Ringelblume und der Tanne. Andere Saamen haben über diesen Häuten noch eine dicke und feste Schale, als die Nuß, und das Steinobst. Andere Saamen sind über ihren Häuten noch mit einer fleischigten Substanz umgeben, welche zwar auch eine Bedeckung derselben ist, aber nicht eigentlich zu der Schale gerechnet werden kann, als das Obst, der Kürbiß,

die

die Melonen, der Cartoffelsaame. Die Absicht der Schale ist die übrigen zärtern Theile des Saamens vor Verletzung und allzu starker Ausdünstung zu beschützen, und bis zur Zeit des Aufgehens zu verwahren.

Der Keim hat zwo Spitzen, davon die eine die Saat oder die eigentliche Pflanze, die andere aber die Wurzel wird. Der Keim wächst allezeit oberwärts, die Wurzel aber unterwärts, auch wenn der Saame verkehrt fortgepflanzt wird. Dodart *) meynet, die Wurzel ziehe sich von der Feuchtigkeit zusammen, und bewege sich also nach der Erde zu, wo diese anzutreffen ist, der Keim aber von der Trockenheit, die er über der Erde findet. Die Wurzel müßte also einer leinenen Schnur, der Keim aber einen ledernen Riemen ähnlich seyn. Wenn man eine Bohne aufquillet, und den Keim derselben durch ein gutes Vergrösserungsglaß betrachtet, so siehet man in demselben schon die kleine Pflanze mit ihren Wurzeln und Herzblättern, und es ist sehr wahrscheinlich, daß solches in andern Pflanzen eben also seyn müsse. Malpighi, Leeuwenhook, Grew, und andere sind davon Zeugen, und Backer hat in dem Saamen des Englischen Zittergrases eine vollkommene Pflanze mit Wurzeln, Zweigen, Aesten, verschiedenen großen Blättern und Laube gesehen, davon er die Nachricht der königlichen Gesellschaft zu London überreicht.

Dieß

*) Hist. de l'Acad. des Sciences.

Dieß ist ein sehr feines und zartes Stück Arbeit, von einer Meisterhand verfertiget, welches die große Kunst der Menschen übertrift, wir sehen davon das wenigste, weil es sehr verwickelt ist, aber was wir sehen, läßt uns etwas viel größeres vermuthen. Es ist nicht nur ein Abriß, sondern die wirkliche Grundlage und der Inbegriff der Pflanze selbst, die hernach ausgebildet und vergrößert wird. Ein Saamenkorn muß mehrere Keime haben, weil viel Sprossen aus demselben aufschießen, und man kann nicht bestimmen, wie viel derselben möglich sind. Es ist wunderbar, wie viel Stengel ein Haferkorn austreibt, wenn es in einen fruchtbaren Boden kommt, wo es seine ganze Gestalt ausbreiten kann.

Die erste Nahrung der Pflanzen macht den größten Theil des Saamens oder den Kern aus. Sie bestehet aus einem Mehl, welches entweder fein und rein ist, als bey dem Rocken, dem Weizen, der Gerste, oder mit öhlichten Theilen vermischt, als bey der Nuß, dem Rübesaamen, dem Lein oder mit gröbern irdischen Theilen vermengt, als bey der Eichel. Der Chymicus ziehet daraus unzählige Arten von Salzen, Oelen, Geisten und andern Materien, die darinn verborgen sind. Dieß ist die gemeinste Nahrung der lebendigen Creaturen, welche sich von den Pflanzen ernähren, und zugleich die Nahrung der Pflanzen selbst, wie ich hernach bemerken werde.

Ehe

Ehe ich die Auswickelung des Saamens durch die Vegetation erklären kann, muß ich einen Lehrsatz aus der Naturlehre festsetzen, darauf ich den größten Theil meiner Theorie bauen werde. Man kann durch tausend Erfahrungen beweisen, daß diejenigen Körper, welche einander in vielen Puncten berühren, zusammen hängen, und daß alsdenn eine größere Kraft erfodert werde, sie zu trennen, als wenn sie einander nicht berühren. Feste Körper hängen mit festen zusammen, z. E. zwey halbe Kugeln von Bley, wenn sie glatt geschabet, und an einander gerieben werden. Zwey polirte Marmortafeln, wenn sie warm gemacht, und alsdenn in Talg getunket, und hernach in einander gerieben werden, können durch ein Gewicht von etlichen hundert Pfunden kaum von einander gerissen werden. Auch hangen feste Körper mit flüssigen zusammen, Milch, Wasser, Wein u. d. gl. hängen sich an Metall, Holz, Stein u. d. gl. merklich an. Ein Tropfen Wasser, wenn er nicht größer als eine Erbse ist, bleibt an dem Glase hängen, da er doch vermöge seiner Schwere wieder abfallen müßte. Wenn eine flüßige Materie in nicht großer Menge aus einem Gefäß gegossen wird, so lauft sie an denselben in einer schiefen Linie herunter, da sie doch, weil sie schwer ist, nach einer Perpendicularlinie niederfallen müßte. Was hält sie an dem Glase, und verhindert die Schwere in ihrer Würkung? Woher kommt dieses Zusammenhängen der Körper? Der Herr von Leibnitz leitet solches von einer denkenden

Kraft

Kraft und Bemühung der kleinsten Theilchen her, sich nach allen Seiten zu entgegen gesetzten Richtungen zu bewegen. Newton aber nimmt eine anziehende Kraft an, vermöge welcher der Körper A eine Bemühung anwendet, sich gegen den Körper B zu bewegen, so, daß der Körper B solches verursachet. Diese verrichtet ihre Würkungen auch in der Ferne, ohne daß sich die Körper berühren, z. E. in den Planeten. Sie ist aber bey einer unmittelbaren Berührung am stärksten. Muschenbrock, welcher viele Versuche dieser Sache wegen angestellet, führet folgende Erfahrung an, die anziehende Kraft zu beweisen: Er nahm zwey gläserne wohl polirte Platten, und legte sie so auf einander, daß sie einander berührten, und diese hiengen sehr stark zusammen. Er legte hier und dar einen Faden Seide, so wie ihn der Seidenwurm spinnet, darzwischen, alsdenn hiengen sie noch, wiewohl etwas schwächer, zusammen, ob sie gleich um die Decke eines solchen Fadens von einander entfernt war. Endlich legte er noch einige Seidenfaden, die noch einmal so dicke, als die vorigen waren, dazwischen, und man verspürte noch einiges, wiewohl schwereres Zusammenhängen unter den Platten.

Aus dieser anziehenden Kraft läßt sichs erklären, wie es zugehe, daß die Haarröhrchen Wasser und andere flüßige Materien in sich ziehen. Es sind dieselben feste gläserne Röhren, die etwa ein Haarbreit oder etwas drüber im Lichten weit sind. Wenn man dieselben in das Was-

ser

ser setzet, so steigt es darinn in die Höhe, indem das Glas in der Höhe das Wasser von allen Seiten her an sich ziehet, und dadurch in die Höhe hebt, so weit bis die Schwere des Wassers das weitere Aufsteigen verhindert. Man bemerkt aus der Erfahrung, daß die Kraft, damit das Glas das Wasser an sich ziehet, nicht größer, als die Schwere eines Tropfens von der Größe einer Erbse, sey. Denn eine größere Quantität reißt sich loß und fällt herunter. Also kann in einem Haarröhrchen wohl nicht mehr als ein Tropfen aufsteigen. Wenn also die Haarröhrchen von unterschiedener Weite sind, so müßten sich nach diesen Grundsätzen die Höhen des Wassers, verkehrt, wie die Quadrate ihrer Diameter verhalten, weil ihre Grundflächen Cirkel sind. Es müßte also das Wasser viermal so hoch in einem Haarröhrchen steigen, welches halb so weit ist, als ein anderes. Allein die Theile des Wassers hangen doch unter einander selbst zum wenigsten einigermassen zusammen, und verhindern also, weil sie durch das Aufsteigen immer mehr getheilet werden, die Höhe, die das Wasser sonst erreichen würde. Und dieses kommt auch mit der Erfahrung überein, indem Muschenbrock heraus gebracht hat, daß sich die Höhen der flüssigen Materien in den Haarröhrchen verkehrt, wie ihre Diameter verhalten *). Solchergestalt steigt eine

*) Der Herr Professor Kästner, welcher die Gütigkeit gehabt hat, diese Abhandlung der Königlichen Deutschen Gesellschaft vorzulegen, und sie

eine jede flüssige Materie jederzeit desto höher, je enger das Haarröhrchen ist, und wenn A noch

einmal

als ein Naturforscher zu beurtheilen, hat mir mit einer edlen Freygebigkeit der Einsichten, die keine andere Absicht, als die Freundschaft gegen mich hat, Anmerkungen und Beobachtungen mitgetheilet, die mich nöthigen diesen Grundsatz näher zu bestimmen, und dadurch zu berichtigen. 1) Unterschiedene flüßige Materien stehen in den Haarröhrchen auf unterschiedenen Höhen. Muschenbrock de Tub. Cap. III. fand, daß in einerley Röhren das Wasser 10 Linien, der Spiritus Vini 4 Linien hoch stieg. Dieser Unterschied entstehet theils aus der unterschiedenen Dichtigkeit der Haarröhrchen, theils aus der Beschaffenheit der flüßigen Materie, die in denselben aufsteigen soll. Man kann auch Haarröhrchen aus Metall verfertigen, welches, weil es dichter ist, und mehr Berührungspuncte hat, auch einen größern Theil der flüßigen Materie an sich ziehet und in die Höhe hebt. Die flüßigen Materien selbst haben unterschiedene Grade der Flüßigkeit, je nach dem ihre Theile weniger oder mehr zusammen hängen. Milch wird also nie so hoch steigen als Wasser, weil sie etwas zähes und schleimichtes hat, und also eine größere Kraft erfodert wird, ihre Theile bey dem Aufsteigen von einander abzusondern. Folglich muß der Satz so eingeschränkt werden: die Höhen der flüßigen Materien in den Haarröhrchen verhalten sich verkehrt, wie die Diameter, wenn sowohl die Dichtigkeit der Haarröhrchen, als die Flüßigkeit der Materie, die darinn hinaufsteigt, gleich ist. Daraus folget, daß, wenn der Nahrungssaft der Pflanzen sehr fein und flüssig, die Haarröhrchen aber, darinn er sich beweget, sehr dichte sind, er eine merkliche Höhe erreichen

einmal so weit ist als B, so stehet es in B noch einmal so hoch als in A. Auch vermehrt die Höhe des Haarröhrchens in etwas die anziehende Kraft desselben, davon Muschenbrock eine Tabelle gegeben hat.

Doch wiederum zur Sache. Der größte Theil der Naturlehrer behauptet, daß das Wasser die vornehmste, und beynahe einige Nahrung der Pflanzen sey, die Erde aber sehr wenig dar-

reichen könne. 2) Wenn man dem Haarröhrchen Zeit lässet, so steigt das Wasser langsam immer höher. In einem Röhrchen, das so weit war als ein Haar dicke ist, stieg (Muschenbrock am angef. Orte Cap. I. Exp. 18.) in einer Stunde das Wasser 11 Zoll hoch, und in 15 Stunden 13 Zoll hoch. Die Ursache des Aufsteigens der flüßigen Materie ist die anziehende Kraft des Haarröhrchens. Derselben widerstehet theils die Kraft, damit die Theile der flüßigen Materie selbst unter einander zusammenhangen, theils die Schwere derselben. Dieser Widerstand muß in jedem Berührungspuncte überwunden werden, die Würkung geschiehet nach und nach, und es wird also mehr Zeit erfodert, wenn die flüßige Materie 13 Zoll, als wenn sie 11 Zoll hoch steigen soll. Das Verhältniß der Höhe gegen die Zeit müßte durch mehr Experimente genauer bestimmt werden. Wenn man also den Satz ganz allgemein ausdrücken will, so sind die Höhen der flüßigen Materien in den Haarröhrchen, in einem verkehrten Verhältnisse ihrer Diameter, und dem zusammengesetzten aus der Dichtigkeit der Haarröhrchen, der Flüßigkeit der aufsteigenden Materie, und der Zeit, die sie zur Bewegung hat.

zu beytrage. Sie berufen sich auf die bekannten Versuche des Helmonts und Boyle. Jener ließ 200 Pfund Erde in dem Ofen austrocknen. In diese pflanzte er eine Weide, die 5 Pfund wog, und begoß sie mit Regenwasser, das Gefäß aber verwahrte er dergestalt, daß keine Erde weder darzu noch davon kommen konnte. Nach 5 Jahren nahm er den Baum heraus, welcher ohne die Blätter, die jedesmal im Herbst abgefallen waren, 169 Pfund wog. Als er die Erde wieder in dem Ofen trocknen ließ, befand sichs, daß diese 200 Pfund kaum zwey Unzen von ihrem Gewicht verlohren hatten. Aehnliche Versuche hat Boyle mit Melonen angestellet, die ein gleiches zu beweisen scheinen. Man kann über dieses Pflanzen in ganz reinem Wasser aufziehen, die ohne Erde blühen und wachsen.

Ich zweifle aber, daß dieser Satz allgemein sey, und die Erde der bloße Uterus der Pflanzen sey, der zur Nahrung derselben nichts beyträgt, denn es werden alle Pflanzen, wenn sie verwesen, in Erde aufgelößt und verwandelt, und müssen also auch nothwendig aus Erde zusammen gesetzt seyn. Warum dünget man den Acker mit verfaulten Mist, welcher in Erde verwandelt ist, wenn der Regen die Pflanzen allein ernähret, und die Erde nichts dazu beyträgt? Und wo kommt die verweßte Misterde vom Acker hin, wenn sie nicht durch die Pflanzen verzehret wird? Ein Acker, auf welchen so viel hundert Jahre nach einander Mist gefahren worden, müßte endlich

endlich über die Erdfläche sehr erhaben seyn, wenn nicht die jährlichen Erndten wieder hinwegnähmen, was darauf geführet würde.

Der Herr du Hamel *) behauptet, daß die Erde, wenn sie in sehr zarte Theilchen getheilet ist, den vornehmsten Theil der Nahrung der Pflanzen ausmache. Dieselbe kann mit vielen andern Theilen vermischt seyn: das Salz kann sie verdünnen, das Wasser kann die Theile derselben auflösen: die Luft und das Feuer können ihr die erforderliche Bewegung und Würksamkeit geben: aber die Erde scheint immer der wesentliche Theil der Pflanze zu seyn: denn wenn man dieselbe hinwegnehmen wollte, so würde auch nicht einmal Skelet derselben übrig bleiben. Alle andere Elemente schaden der Pflanze, wenn sie in allzu großer Menge vorhanden sind. Allzu viel Salz kann den Boden unfruchtbar machen: das Wasser kann sie ersaufen, die Wärme kann sie versengen. Nur die Erde thut ihr niemals einigen Schaden.

Die angeführten Versuche des Helmonts und Boyle widerlegen diese Meinung nicht. Das Wasser selbst führet eine feine und zarte Erde bey sich, welche sichtbar wird, wenn es faulet, da es trübe wird, und eine Menge grüner Fasern zeiget. Diese können entweder den Wachsthum

*) Traité de la Culture de terres, suivant les principes de Mrs. Tull. Anglois.

der Weide des Helmonts verursacht, oder den Abgang der Erde in dem Gefäse, darinn sie gepflanzt gewesen ersetzt haben, so daß sie ihr Gewicht behalten. Eine Pflanze, die allein im Wasser oder in einem unfruchtbaren Sande wächst, muß sich freylich bloß allein von der Erde nähren, die im Wasser enthalten ist, aber daraus folgt nicht, daß wenn sie in eine mürbe, fruchtbare und gedüngete Erde gepflanzet wird, sie nichts davon an sich nehme. Woodward nahm Gläser von einerley Figur und Größe, und er füllete sie mit Wasser. In einige setzte er Pflanzen, und vermachte sie mit Pergament, so gut er konnte, daß das Wasser nicht verrauchen möchte. Die andern Gläser, darinn er keine Pflanze hineingesetzt hatte, vermachte er ebenfalls, und ließ keine größere Oefnung darinn, als in den übrigen war. So fand er, daß das Wasser in den Gläsern, darinn keine Pflanze stund, weit trüber war als dasjenige, darinn er eine Pflanze gesetzt hatte. Diese müssen also die irdischen Theile aus demselben weggenommen und aufgezehret haben.

Es ist also ein allgemeiner Nahrungssaft der Pflanzen in der Natur, welcher aus einer Mixtur von Wasser, der feinsten Erde, Salz und andern Bestandtheilen der Pflanzen bestehet. Das Wasser selbst ist schon eine Composition desselben, wie wohl etwas schwach, und noch nicht überflüßig mit andern nöthigen und bequemen Ingredienzien vermischt. Wenn es aber auf die Erde ausgegossen wird, so nimmt es dieselben

an

an sich, indem es sie auflößt und sich damit vermischt: es wird ein stärkerer Nahrungssaft, so wie eine magenstärkende Mixtur kräftiger wird, wenn man noch mehr Stomachica damit vermischt. Das Wasser ist eigentlich nur das Vehiculum der Nahrung, welches aber nie so rein ist, daß nicht schon nahrhafte Theile damit verbunden seyn sollten. Indessen muß der Nahrungssaft doch eine so feine Flüssigkeit haben, daß er in die zarten Röhrchen der Pflanzen eindringen und sich bewegen kann. Einige Arten der Erde haben mehr, andere weniger von diesen vegetabilischen Theilen bey sich, und werden daher in fruchtbare und unfruchtbare eingetheilet. Der grobe Triebsand sowohl, als der feine Pflugsand haben beynahe nichts von Nahrung für die Pflanzen, und wenn es darauf wächst, muß es seine Nahrung bloß allein von dem Wasser haben. Die thonichten und leimichten Erden führen mehr davon bey sich, am fruchtbarsten ist die schwarze Gartenerde, deren Theile ihrer Natur nach nicht stark zusammenhängen: und es giebt mancherley Mischungen von Sand- Leimen- Thon- und Gartenerde, die ihre Stufen der Fruchtbarkeit haben. Dieselbe wird vermehret, theils durch das Pflügen, dadurch die Erde zertheilet, aufgelöset, und die Zwischenräumchen derselben eröffnet werden, daß die Wurzeln hindurchdringen; theils durch das Düngen mit mancherley Materien. Wenn der Mist im Acker verweßt ist, so wird er zu einer feinen Erde, welche, weil sie den Pflanzen homogen, und aus denselben geworden ist,

auch leicht wieder eine Pflanze werden, und in ihren Ursprung zurück gehen kann. Er führet diese saure und alkalische Salze bey sich, die mit dem Nahrungssaft vermischet werden, und durch ihre Gährung unter einander die Wärme vermehren. Er verhindert das allzustarke Zusammenhängen der Erde, und macht sie locker. Eben dieses thut auch der Mergel, der ein natürlicher Kalk ist, der durch die Feuchtigkeit gelöscht und aufgelöset wird. Die Düngesalze, welche man auf den Acker streut, sind gleichsam nur einige Tropfen unter ein groß Glas Mixtur geschüttet, und sie müssen sehr kräftig seyn, wenn sie einige Würkung thun sollen. Dieser Nahrungssaft ist die gemeine Speise aller Pflanzen, und sie rauben einander denselben, wenn sie so nahe an einander stehen. Ihr Unterschied rühret von der unterschiedenen Verdauung desselben her, die in der Pflanze selbst geschiehet. Herr du Hamel hat eine schon völlig gebildete Citrone auf einem Ast eines Pommeranzenbaums eingepfropfet. Diese Citrone ist daselbst vollends groß und reif geworden, man hat aber nicht das geringste von der Natur eines Pommeranzenbaums an ihr verspüret. Der Saft desselben mußte also auf einmal seine Eigenschaft verlieren, indem er in die Citrone gieng. Doch gebraucht immer eine Pflanze mehr Nahrungssaft als die andere, und nimmt ihn derjenigen, die auf sie folget, zum voraus hinweg. Wenn man in unsern Gegenden Rokken nach der Gerste säet, so geräth er schlecht, weil die Gerste das Land schon ausgesogen hat, wel-

welches aber die Bohnen nicht thun. Manche Früchte dringen mit ihren Wurzeln leichter in hartes Erdreich ein, als andere. Dieses thut der Hafer, welcher im Lande, welches nur einmal gepflügt ist, leichter fortkommt, als der Weizen, der eine mürbe und drey bis viermal gepflügte Saatfurche erfodert. Alle diese Umstände muß uns die Erfahrung lehren.

Nun setzet, daß ein Saamenkorn in der Erde liege, welche mit diesem Nahrungssaft angefüllet ist. Das Saamenkorn hat eine anziehende Kraft, und der flüßige Nahrungssaft hängt mit demselben zusammen, so bald er ihn berühret. Die Wärme hat eine Kraft die Körper auszudähnen, und sie eröfnet also die Zwischenräumlein der Häute, damit das Körnlein umgeben ist, so daß der Nahrungssaft in dieselbe eindringt. Man bemerkt zwischen den Häuten und der mehlichten Substanz, oder der ersten Nahrung der Pflanze ein zartes Gewebe von Röhrchen, welche sich in der Schale endigen, und nach den Keim zusammen laufen. Auch diese werden durch die Wärme ausgedehnt und eröfnet, und weil sie Haarröhrchen sind, so ziehen sie den Nahrungssaft durch die Schale in sich, und führen ihn zu dem Keim hin. Die mehlichte Substanz des Saamens muß ebenfalls ihre Röhrlein haben, durch welche ihr der Nahrungssaft zugeführet wird, die aber so subtil sind, daß sie die genausten Beobachter nicht entdecken können. Denn die Erfahrung lehret, daß das ganze

Saamenkorn, nachdem es einige Tage bey gelinder Wärme in feuchter Erde gelegen, aufquelle, und mit dem Nahrungssaft erfüllet und durchdrungen sey.

Ich habe einige Gerstenkörner in ein Gefäs mit fruchtbarer Erde gepflanzt, stark begossen, und in eine gelinde Wärme gesetzt. Ich habe eins nach dem andern verschiedene Tage nach einander herausgenommen, um die damit vorgehenden Veränderungen und die Folge des Wachsthums zu bemerken. Nach vier und zwanzig Stunden war das Korn schon stark gequollen und aufgelaufen, die äusserste Schale ließ sich davon bequem ablösen, und die darunter liegenden Häute und Fäsern bemerken: die mehlichte Substanz ließ sich zusammendrücken, und an dem Orte, wo der Keim ist, zeigte sich eine kleine Erhöhung. Dieß war ein Zeichen, daß die Oefnungen der Haut sowohl, als die zarten Röhrlein, die in das Mehl und den Keim gehen, schon eröfnet, und den Nahrungssaft in sich gezogen hatten. Am andern Tage sahe man den Keim schon völlig, die eine Spitze, welche die Wurzel werden sollte, brach durch die Schale an dem einen Ende des Korns heraus, das andere aber, welches die Pflanze werden sollte, beugte sich unter der Schale hin nach dem andern Ende, und das Korn wurde noch weicher. Hier war also der Zufluß des Nahrungssafts schon stärker, und schwellete alle Theile des Korns auf. Am dritten und vierten Tage war die Wurzel schon einige Linien lang,

und

und die Pflanze war unter der Schale hingekrochen bis zum andern Ende des Saamenkorns, und kam hervor, als eine stumpfe Nadel. Das Mehl wurde in Milch verwandelt, doch so, daß in der Mitte noch ein zäher Theil übrig blieb, der sich nach und nach auflöste. Der Keim bestehet aus Haarröhrchen, welche den Nahrungssaft in sich ziehen. Derselbe ist aus flüssigen und festen Theilen zusammengesetzt, die flüßigen dünsten aus durch die zarten Oefnungen der Häute, die festen aber bleiben zurücke, weil sie stärker mit den festen, die sie berühren, zusammenhängen. Also wächst der Keim und wird vergrössert. Die mehlichte Substanz des Saamens bestehet aus sauren, alkalischen, salzichten, ölichten und andern Theilen, die man durch die Chymie herausziehet. Diese sind in kleinen Bläslein enthalten, denen der Saft durch die Röhrchen zugeführt wird, damit sie zusammenhängen. Alsdenn entstehet eine Fermentation oder Gährung unter ihnen, dadurch sie aufgelöset, vermischet und chylificirt werden. Also entstehet die erste Nahrung der Pflanzen, die ihr von ihrer Mutter mitgegeben wird, und die mit der Milch eine Aehnlichkeit hat, oder das Mehlichte des Saamens durchwässert ist, und eine Art von dünnem Brey ausmacht. Die zuführenden Gefäse des Keims reichen in dieselben, ziehen sie an sich, und vergrößern dadurch die Wurzeln und Pflanzen. Die Pflanzen und die Thiere haben also in ihrer Kindheit beynahe einerley Nahrung, und werden mit Milch gesäuget oder mit Brey

gefut-

gefüttert, welche ihnen so lange nöthig und bequem ist, bis sie die grössere Nahrung der Erden gebrauchen können. Diese innerliche Gährung und die feuchte Wärme dehnet das Korn dergestalt aus, daß nicht nur die Häute desselben bersten, sondern auch harte Schalen, z. E. einer Nuß oder Pfirsichkern zerspringen, um so vielmehr, wenn sie erweichet sind, und sich ihre Theile leichter von einander absondern. Doch habe ich bemerkt, daß das dünne, hornichte und durchsichtige Häutlein, damit die mehlichte Substanz, und hernach die Milch zunächst, umgeben ist, niemals zerreißt, damit dieselbe nicht verschüttet wird, und sie findet keinen andern Ausgang als in dem Keim, der daran geheftet ist, und durch seine Röhrlein dieselben in sich säuget, nicht anders, als die Röhrlein des Gekröses den Nahrungssaft aus den Gedärmen der Thiere.

Man kann den Wachsthum der Pflanze sehr beschleunigen, wenn man das Gefäß, darinnen sie stehet, beständig in dem Grade der Wärme erhält, die der Wärme der Erde in heißen Sommertagen gleich ist, und sie immerfort mit Fließwasser begießt, daß sie nie ganz trocken wird. Dadurch wird zwar der Wachsthum etwas übertrieben, die Saat bekommt nicht das lebhafte und dunkele Grün, als wenn sie sich Zeit zum Wachsthume nimmt, sondern wird blaßgrün und weißlich. Allein das Gewebe des Blatts wird feiner und zärter, man kann die Röhrlein und Gefäße auch schon mit bloßen Augen ziemlich

lich deutlich sehen, und genauer beobachten. Ich habe bemerkt, daß ein zartes Tröpflein auf der Spitze der Saat gehangen an einem Orte ohnweit des Ofens, wo von aussen keine Feuchtigkeit darauf fallen können, daraus erhellet, daß der Thau ein wirklicher Schweiß der Pflanzen sey, der aus ihnen selbst hervordringt, und nicht allein von aussen auf sie fällt.

Am fünften und sechsten Tage nach der Aussaat zeigte mein kleines Feld schon eine fröliche Saat, und die Spitzen derselben stachen durch die Erde hindurch. Wenn ich ein Körnlein ausgrub, so fand ich, daß der Keim in der Mitte an das Saamenkorn angeheftet war, und an diesem Ort befand sich ein Knoten, bey dem sich die Wurzel und die Saat von einander scheiden, und jene unterwärts, diese aber aufwärts gieng. Derselbe war viel härter als die Wurzel und die Saat, und schien ein Geflechte von Röhrchen und Gefäßen zu seyn, welches die Basis der Pflanze und Wurzeln ausmachte. Aus derselben waren schon drey, vier bis fünf Wurzeln herausgedrungen, als dünne weiße Fäden. Der Stamm der Wurzel muß also aus vielen Röhrlein bestehen, welche sich, nachdem der Zufluß des Saftes groß oder geringe ist, mehr oder weniger verlängern und ausdehnen. Die Saatspitze aber war nur eine einige, und beugte sich von dem Korn ab nach der Höhe zu, so daß sie zu der Erde heraus kam. Man konnte aber nichts mehr an derselben unterscheiden, als daß

sie

sie ein zusammengewickeltes Blatt sey, in welchem Sachen enthalten waren, die noch nicht reif genug zum Sehen waren, die mehlichte Substanz war noch mehr aufgelöst, und fieng an wässericht zu werden: man merkte auch einen Abgang derselben, indem die Hülse welk wurde und zusammen fiel.

Am sechsten, siebenten und folgenden Tagen trieben die Hauptwurzeln Nebenzweige aus, und sie müssen also Seitenröhren und Oefnungen haben, die sich verlängern und zu Wurzeln werden können. Das Blatt wickelte sich aus einander, und kam aus demselben ein neues Blatt hervor. Es schob fast eines Fingers lang in die Höhe, und wenn ich mit einem zarten Messer die Blätter entfaltete, so fand ich unten schon den Stengel, der kaum so dicke als ein Haar war, und die Pflanze stieg in demselben in die Höhe. Die Milch wurde allmählich aufgelöst, und verschwand nach einiger Zeit ganz und gar. Diese Entstehungsart ist einerley bey allen Pflanzen, nur mit einigem Unterschiede des aufgehenden Saamens. Einige lassen ihre Schalen (exuvias) in der Erde zurück, andere heben sie auf der Spitze des Keims auf in die Höhe, z. E. der Kohlsaame. Die Hülsenfrüchte, z. E. Erbsen, Bohnen und andere mehr, spalten sich in dem Aufgehen in zwey Hälften, welche die erste Nahrung des Keims enthalten, an welchen sie befestiget sind, und was bey der Gerste und dem Weizen die Saatspitze ist, das ist bey ihnen das Herzblatt.

Die

Die Welsche Bohne hebt diese beyden Hälften des Saamenkorns in die Höhe, sie trägt sie noch eine lange Zeit nach dem Aufgehen an sich, und ziehet den Nahrungssaft sehr langsam heraus. Sie ziehet zugleich durch die Wurzel den Saft aus der Erde, und aus ihrem Saamen; so wie manche Kinder zugleich essen und an der Mutter Brust saugen. Bey den Hülsenfrüchten und Obstkernen wird die erste Nahrung nie so flüßig, als bey dem Rocken, Gersten u. d. g. Bey der Gurke, dem Kürbiß, u. a. m. werden die beyden Hälften des Kerns, nachdem sie dem Herzblatt und der Wurzel die erste Nahrung gegeben haben, selbst ein Theil der Pflanze, sie wachsen mit, und nehmen eine grüne Farbe an, sie müssen also ihre zuführende Gefäße aus der Wurzel haben, und werden nun wieder von ihr ernähret, nachdem sie solche zuerst ernähret hatten. Der Saame des Buchbaums bestehet aus zwey Blättern, welche wunderbar zusammengefaltet, und in eine dreyeckichte Schale eingeschlossen sind, an denselben ist der Keim befestigt, sie schwellen im Anfange auf, und treiben die Wurzel hervor. Darauf entfalten sie sich, sie breiten sich aus, und werden zwey große zierliche Blätter. Man wird fast bey jeder Art des Saamens, so wie bey jeder Pflanze etwas besonders bemerken: doch kommen sie alle damit überein, daß sie aus den Schalen der ersten Nahrung, und dem Keim bestehen, welcher die Wurzel und die Saat oder das Herzblatt in sich fasset.

Von

Von dem Wachsthum der Pflanzen.

Ein also aus dem Saamen entstandenes Gewächse bestehet überhaupt aus drey Theilen, den Häuten, Röhrchen und Bläschen, welche letzte die Naturlehrer vtriculos nennen. Alle drey kann man sowohl mit bloßen Augen sehen, als auch durch Vergrösserungsgläser genauer bemerken, und ein jeder Theil muß besonders betrachtet werden.

Die Häute kann man mit einem zarten Messer abschälen, und es liegen ihrer mehrere übereinander, davon die äusserlichen hart und dicke, die innerlichen aber weich und dünne sind. In dieselben ist die Pflanze von dem Gipfel bis auf die Wurzel eingewickelt, und sie dienen das zarte und feine Gewebe der Röhrlein und Bläslein zu verwahren, und die allzustarke Ausdünstung des Safts zu verhindern. Sie haben sehr feine und unsichtbare Oefnungen oder Schweißlöcher (poros), sonderlich in den Wurzeln und Blättern, wo die stärkste Ab- und Zuführung des Safts und der Luft geschiehet, und sind also der Haut des menschlichen Leibes ähnlich. Um den Stamm und die Zweige der Bäume und anderer Stauden Gewächse, wird die Schale und Rinde so fest und dicke, daß endlich die Oefnungen derselben ganz verstopft werden, und keine Transpiration oder Absorbtion des Safts und der Luft weiter durch dieselben geschiehet. Denn indem sich der Baum vergrößert und dicker wird, so bersten

die

die äusserlichen Häute nach und nach, sie werden zerrissen, sie verlieren den Zufluß des Safts, und sterben ab. Gleichwohl aber bleiben sie aufeinander liegen, und so entstehet die starke und rauhe Rinde, die man an den bejahrten Bäumen findet. Allein durch die Häute der Blätter und Wurzeln gehet die Ab- und Zuführung des Saftes immer fort, und die Natur wird nicht irre in ihren Geschäften.

Die Röhrlein sind tubi capillares oder Haarröhrchen, und müssen sehr fein und zart seyn, weil der Saft durch die anziehende Kraft in denselben hinaufsteigen muß, und wir keinen andern Grund seiner Bewegung angeben können. Sie sind zweyerley, Saft- und Luftröhrlein, die Saftröhren kann man als die Adern der Pflanzen betrachten, und sie müssen oben und unten offen seyn, weil sonst der Saft nicht in dieselben eindringen könnte. Wenn man eine frische und saftreiche Pflanze quer durchschneidet, so quillt der Saft aus den Röhren häufig heraus. Man kann lange Fäden derselben, sonderlich aus dem blauen Kohl, absondern, welche man aber als einen fasciculum oder ein Bindel solcher Saftröhren ansehen muß, weil die Röhrlein an sich selbst so zart sind, daß man sie mit den besten Vergrößerungsgläsern nicht entdecken kann. Der Saft muß in denselben, sowohl aus den Wurzeln in die Höhe, als auch aus den Blättern nieder in die Pflanze steigen, wenn sie Thau und Regen in sich saugen soll. Man kann sie auch

eintheilen in abführende, durch welche die Transpiration geschiehet, und in zuführende, welche den Saft durch die Blätter und Wurzeln in die Pflanze leiten. Die Luftröhren kann man mit Augen sehen, wenn man ein Scheiblein von Weinbeerholz durch das Vergrösserungsglas betrachtet, und auch durch einen Versuch entdecken. Wenn man ein Stück Holz ins Wasser legt, und unter die Luftpumpe bringt, so setzen sich um das Holz allenthalben Bläslein an, wenn die Luft ausgepumpet wird, und diese sind die Luft, welche aus den Röhrchen hervor dringt, wenn die äusserliche Luft hinweg genommen wird. Diese Röhren stehen nicht alle perpendikular, sondern sie liegen unter mancherley Winkeln, und in diesem letzten Fall können sie eine größere Menge des Saftes in sich ziehen.

Die Bläslein, oder utriculi, sind von zweyfacher Art. Einige sind bloße Behältnisse des Safts, andere sollte man lieber Glandeln oder Drüßen nennen, weil sie eben das Geschäfte haben, als die Drüßen in den Leibern der Thiere. Diese sondern aus dem Geblüte diejenigen Theile ab, die an einen jeden Ort gehören, z. E. die Speicheldrüßen ziehen aus dem Geblüte den Speichel, der den Mund anfeuchtet, und zur Verdauung dienet, die Leber dienet zur Absonderung der Galle; die Nieren dienen den Urin vom Geblüte abzusondern. So, wie alles, was zum menschlichen Leibe gehöret, im Blute liegt, so sind auch alle Theile der Pflanze im Safte enthal-

halten. Die Blüthen, die Blätter, die Früchte werden daraus bereitet. Die Bläslein haben das große Geschäfte der Haushaltung mit dem allgemeinen Nahrungsmittel. Sie theilen dasselbe aus, und geben ihm die Gestalt und Eigenschaft, welche die Absicht eines jeden Theils erfodert. Wenn man die Häutlein mit einem subtilen Messer absondert, so siehet man sie, wie ordentlich neben einander gelegte Reihen Küglein, und in den Blättern kann man sie sehr deutlich sehen. Wenn man sie aber weiter vergrössert, so findet man in denselben eine Menge so kleiner Theilchen, die man nicht genauer unterscheiden kann. Sie müssen ihre zuführenden Gänge haben, welche in die Bläslein gehen, und aus dem Nahrungssafte die Theile in sich ziehen, die an diesen Ort gehören. So wenig man die Secretion der unterschiedenen Materien des menschlichen Leibes durch die Drüßen bisher hinlänglich erklären können, eben so wenig kann man auch das Geschäfte der Bläslein in den Pflanzen völlig begreiflich machen. Die Werkzeuge sind so fein und zart, daß man sie mit den besten Vergrösserungsgläsern nicht entdecken kann. Vielleicht macht die Figur der zuführenden Gefäße, daß sich eben diese und keine andere Materie durch dieselben absondert. Vielleicht sind die zuführenden Gefäße der Bläschen in den Materien, welche sie absondern sollen, homogen, und ziehen sie deswegen leichter als andere an sich. An ein mit Talg bestrichenes Messer hängt sich kein Wasser, wohl aber Oel und andere Fettigkeiten,

welche dem Talg ähnlich sind. Wenn also die zuführenden Gefäße der Bläschen, welche die Theile, die zur Blüthe eines Baums gehören, absondern sollen, etwas ähnliches mit der Blüthe haben, so werden sie sich sehr leicht damit verbinden. Die Bläslein müssen ebenfalls ihre abführenden Gefäße haben, dadurch der in ihnen gesammlete Saft wiederum heraus gehet. Wenn man ein dünnes Scheibchen von der Citronenschale abschneidet, und es durch ein Vergrösserungsglas betrachtet, so erblickt man lauter kleine Höhlen, darinnen sich der Saft befindet, welchen man Oleum de Cedro nennet, und dem der schöne Geruch der Citronenschale zuzuschreiben ist. Die Farben der Blumen entstehen aus kleinen Bläslein, die mit einem gefärbten Saft angefüllet sind, und die unter der zarten und durchsichtigen Haut liegen.

Diese Bestandtheile der Pflanze sind in dem Keim des Saamenkorns im Kleinen schon vorhanden, und sie müssen in einer jeden Pflanze von der Natur und Beschaffenheit seyn, wie es der Charakter derselben erfodert. Es kommt vornehmlich auf die Bläslein an. Diese müssen in dem Timian und in der Petonie so gebauet und eingerichtet seyn, daß sie eben die Theile, die diese Pflanze erfodert, und keine andern, aus dem gemeinen Nahrungssaft absondern. Der Grund davon ist in dem Verstande des Schöpfers zu suchen, der die unzähligen Arten der Gewächse der Erde vorher entworfen, und bey der Schöpfung

pfung eines jeden Saamenkorns ihm den Bau und die Einrichtung gegeben, die zu der Pflanze nöthig war, die daraus entstehen sollte. Diese Einrichtung ist ganz willkührlich, indem noch tausend andere Pflanzen möglich, die von denen unterschieden sind, die auf Erden wirklich sind.

Wir müssen hier abermals zwey Theile eines Gewächses von einander absondern, die ihrer Natur nach unterschieden sind: die Wurzel, das ist der Theil, der sich in der Erde befindet: und der Stamm oder die Pflanze, im engern und genauern Verstande, das ist der Theil, der über der Erde ist. Bey den schwimmenden Kräutern hängt die Wurzel in dem Wasser, die Blätter aber liegen auf demselben ausgebreitet. Der Cereus serpens scheinet eine Art der Wurzel in die Luft zu schlagen, und aus derselben die umher flügenden vegetabilischen Theile an sich zu ziehen, welches Ausnahmen sind, dergleichen man in dem Pflanzenreiche oftmals findet.

Die Wurzel verdienet eine besondere Betrachtung. Sie scheinet anfangs nur eine einfache Röhre zu seyn, die den Saft aus der Erde in sich ziehet. Aber sie ist von besonderer Erfindung und Structur. Denn sie muß zum ersten eine Menge Nebenröhren haben, die nach allen Seiten zu, aus der Hauptröhre heraus gehen, und von eben der Structur, als die Hauptröhre, sind. Denn sie verlängern sich, und werden ebenfalls Wurzeln, die den Saft in sich ziehen. Die Wurzeln sind in eine sehr

poröse und durchlöcherte Haut eingewickelt, mit welcher die Feuchtigkeit zusammen hängt, indem sie dieselbe berührt. Unter dieser äussern Haut findet man eine bläsigte Substanz, welche Grew in seiner Anatomie der Pflanzen Parenchyma nennet. Man bemerket in derselben die Bläslein oder utriculos sehr deutlich, und hier ist es vielleicht, wo die erste Scheidung des Nahrungssafts aus der Erde und dem Wasser geschiehet. Denn daß derselbe nicht bloßes Wasser sey, erhellet daraus, weil der Geruch und Geschmack des Safts einer jeden Pflanze vom Wasser unterschieden ist. Es muß also gleich bey dem Eintritt des Safts in die Pflanze eine Art der Secretion oder Absonderung desselben vorgehen.

Man kann das in der Erde befindliche Wasser, mit salzigten, ölichten, irdischen, und andern vegetabilischen Theilen vermischt, den ersten allgemeinen und gröbern Nahrungssaft nennen. Aus demselben wachsen alle Pflanzen der Erde, und es sind ihre Theile, daraus sie bestehen, darinn enthalten, eine unaussprechliche Mannichfaltigkeit! Dieß ist gleichsam die Speise und der Trank, den die Pflanze in den Mund nimmt. Denn man findet überhaupt eine große Aehnlichkeit zwischen den Pflanzen- und Thierreiche, und unser Leib ist nichts anders, als eine lebendige Pflanze. Die Speise und der Trank des Menschen wird in dem Munde zermalmet, mit dem Speichel vermischt, und durch den Schlund in den Magen gebracht. Hier werden sie aufgelöset, und verdauet,

dauet, indem sie in einem Ort eingeschlossen sind, der mit einer warmen Feuchtigkeit und einiger Luft angefüllet, und der Pazinianischen Maschine ähnlich ist, welche auch die härtesten Knochen auflöst und in Brey verwandelt. Die Speisen erheben sich aus dem Magen in den Zwölffingerdarm, wo sie mit dem pankreatischen Safte und der Galle vermischt werden, welche die fetten und wässerichten Theile mit einander verbindet. Und durch diese Vereinigung wird aus den Speisen eine Milch, welche der Chylus genannt wird. Dieß ist der gröbere Nahrungssaft, der dem vegetabilischen Wasser gleich ist. An den Gedärmen, in welche der Chylus weiter eindringt, ist das Gekröse (mesenterium) angeheftet. In demselben sind die Milchadern zerstreuet, welche in die Gedärme hinein gehen, und, weil sie Haarröhrchen sind, den Chylus in sich ziehen, und noch mehr rectificiren, darzu die wurmförmige Bewegung der Eingeweide vieles beyträgt. Dadurch die Absonderung befördert, die gröbern und irdischen Theile aber, die die Natur zur Nahrung des menschlichen Leibes nicht brauchen kann, fortgestoßen, und endlich ausgeworfen werden. Das Gekröse ist voller Drüßen, und diesen wird der Nahrungssaft durch die Milchadern zugeführt, und mit ihrem Fließwasser (Lympha) vermischt. Endlich laufen sie alle zusammen in den Sammelkasten, (cisternam Lacteam) wo der Nahrungssaft nochmehr durch die Lympha verdünnet, und durch die Milchbrustader (ductum thoracicum) in das Blut geführet, welches daraus entste-

het und dadurch erhalten wird. Das Blut ist ein durch die Milchadern rectificirter Chylus, und enthält die Materie, oder den Urstoff des ganzen Leibes, daraus alle Theile desselben gemacht werden. Durch die Drüßen, welche an den Adern liegen, wird aus dem Blut heraus gezogen und abgesondert, was an einen jeden Ort gehört, und zur Erhaltung und Wachsthum eines jeden Theils nöthig ist, und so wird der Nahrungssaft durch die Glandeln immermehr rectificirt, bis er die gehörige Gestalt und Eigenschaft erhält.

Durch das Parenchyma, oder die unter der porösen Haut der Wurzel liegende bläsigte Materie, wird die Speise der Pflanzen, das ist, das mit vegetabilischen Theilen vermischte Wasser zuerst chylificirt oder in den Nahrungssaft verwandelt, der einer jeden Pflanze eigen ist, und den man das Blut derselben nennen könnte. Die zuführenden Gänge der Bläslein endigen sich in der porösen Haut der Wurzel, und weil sie der Materie homogen sind, die zur Pflanze gehöret, so vereinigen sie sich damit, und ziehen sie in sich. In dem vegetabilischen Wasser liegen die Theile des Apfelbaums, des Kohls, des Weizens, der Gurke. Aber die Wurzel des Apfelbaums ziehet nicht die Theile des Kohls in sich, sondern des Apfelbaums, weil sie demselben homogen oder ähnlich sind. Und das läßt sich nicht anders, als aus einer weisen Einrichtung des Saamenkorns, darinn die Wurzel schon liegt, von dem Schöpfer erklären. Die Elemente der Pflanzen, welche

im

im Wasser enthalten sind, können sehr einfach seyn: aber durch ihre unterschiedene Mischung und Verbindung erhalten sie ihre nähere Bestimmung und Gestalt.

An den abführenden Gefäßen der Bläslein, durch welche die darinn gesammelten Säfte wiederum heraus gehen, sind die Röhrlein angeheftet, in welche der Saft eindringt, und durch die anziehende Kraft in die Höhe steigt, und weiter fort geleitet wird. Also kommt er in den Stamm oder die Pflanze selbst über der Erde, und befördert ihren Wachsthum. Aber die Wurzeln wachsen auch selbst, und werden vergrößert, welches nach den angenommenen Grundsätzen also zugehet: der in den Röhrlein circulirende Saft bestehet aus Materien von unterschiedener Dichtigkeit und Schwere. Die leichtern und flüchtigern dünsten aus, durch die Schweißlöcher der Haut. Die schwören und dichten aber hängen alsdenn stärker unter einander selbst, und mit den Theilen der Pflanze, zusammen, sie häufen sich an, und vergrößern sie. Die Röhrlein und Bläslein erstarren, sie werden zähe und steif, und daher entstehet ein fester Körper, welchen man das Holz nennet, und den man in vielen Wurzeln findet, sonderlich in der Mitte derselben. Es gehen zwar durch das Holz noch Saftröhren nach der Mitte der Wurzeln, wo man eine Reihe Bläslein findet, die der Kern derselben sind. Seiner Natur nach aber ist es ein harter und fester Körper, der sich nicht zusammendrücken läßt.

Wenn das Holz völlig gebildet und verhärtet ist, so bleiben zwischen demselben und der äusserſten Schale, die Röhrlein und Bläslein, die den Nahrungssaft aus der Erde immerfort an sich ziehen, absondern und fortleiten bis zur Pflanze in die Höhe, welches man ganz eigentlich siehet, wenn man die Rinde von dem mittlern holzigten Theile der Wurzeln abschälet, da alsdenn die Saftröhrlein und Bläslein zerrissen und zerbrochen werden, und der Saft umherfließet. Einige Wurzeln, die den Menschen und Thieren zur Speise dienen, bestehen aus einer fleischigten Substanz, welche mehr Bläslein und Röhrlein hat, die mit Saft angefüllet sind, als das Holz der Wurzeln der Bäume, welches ihr innerer Bau und Zusammensetzung mit sich bringt.

Herr du Hamel theilet die Wurzeln ein in sinkende (pirotantes) und kriechende (rampantes.) Jene wachsen unmittelbar aus dem Saamen hervor, und dringen senkrecht in die Erde hinein, bis sie einen für sie zuharten Boden antreffen. Gehet nun das Erdreich, welches sie leichtlich durchdringen können, weit hinunter, so dringen sie bisweilen verschiedene Klaftern tief hinein. Wenn sie aber Widerstand finden, so ändern sie ihre Richtung, und beugen sich zur Seiten. Die sinkenden Wurzeln treiben hernach Nebenzweige oder Zasern weit um sich her aus, die sich in einer wagerechten Richtung ausbreiten. Die kriechenden Wurzeln werden um so viel stärker und wachsen um desto geschwinder, je näher sie der Oberfläche

fläche der Erde sind, wo sie eines stärkern Einflusses der Sonne, der Luft und des Regens genießen, und sich in dem Erdreiche, das durch den Pflug mürbe gemacht ist, besser ausbreiten können. Sie entfernen sich bisweilen sehr weit von der Pflanze, von welcher sie hervor gebracht sind, werden aber hernach so zart, daß man sie kaum mit bloßen Augen erkennen kann, sonderlich, wenn sie die Farbe des Erdreichs angenommen haben, damit sie umgeben sind, welches gemeiniglich geschiehet. Denn alle Nebenwurzeln haben die Structur der Hauptwurzel, sie können sich also verlängern und Nebenzweige treiben. Sie suchen ihre Nahrung sehr weit, gleichsam, als wenn sie den Geruch davon hätten; und wenn sie einen bequemen Ort finden, breiten sie sich ins Unendliche aus, und durchflechten den ganzen Raum. Und das ist auch nothwendig. Denn die Wurzeln müssen den Nahrungssaft einsaugen, der durch die Blätter ausdünstet. Da nun die Blätter eine sehr breite Oberfläche haben, so muß die Länge der Wurzeln den Mangel der Breite ersetzen. Indessen saugen die Blätter selbst, auch viel Feuchtigkeit vom Thau und Regen in sich. Vielleicht geschiehet auch die Einsaugung geschwinder als die Ausdünstung, so, wie sich das Blut in den Pulsadern geschwinder, als in den Blutadern, beweget. Die Bestrebung der Wurzeln sich zwischen den kleinen Erdklößen auszubreiten, der Druck des umgeackerten Erdreichs, welches sich an die Wurzeln setzt, und der Gegendruck der Wurzeln gegen die Erde, je mehr sie an Dicke

zu-

zunehmen, befördert die Bewegung und den Umlauf des Safts nach der Höhe des Stammes zu, und hat eben die Würkung, als die peristaltische Bewegung der Eingeweide, dadurch der Chylus in die Milchgefäße getrieben wird. Eine abgeschnittene oder abgerissene Wurzel verlängert sich nicht weiter, weil ihr Bau zerstöret ist. Sie treibt aber im kurzen, statt einer, viele Nebenwurzeln hervor, welche geschickt sind der Pflanze den Nahrungssaft zuzuführen, so wie sich die Zweige einer Ader alsbald erweitern, wenn sie abgeschnitten wird, und das Blut seine Circulation durch dieselben fortgesetzt.

Der andere Hauptheil der Pflanze befindet sich über der Erde, und wird der Stamm oder die Pflanze in engerer und genauerer Bedeutung genannt. Derselbe ist in Häute eingewickelt, die über einander liegen, und von unterschiedener Dichtigkeit und Stärke sind. Unter diesen Häuten liegt das ganze Triebwerk der Saft und Luftröhren, welche in der Wurzel ihren Anfang nehmen, und durch die Pflanze fortgehen. Die Luftröhren entstehen vielleicht nur aus den Zwischenräumen der Saftröhren, welche wegen ihrer runden Figur nicht völlig an einander passen, und wachsen also mit, indem die Saftröhren wachsen. Die darinn befindliche Luft stehet mit der äusserlichen in genauer Verbindung, und vermehret durch ihren Druck und Gegendruck den Umlauf des Saftes. Es können diese Luftröhrlein eben den Nutzen, als die Lunge im menschlichen Leibe, haben,

haben, durch eine Art der Respiration, die überflüssigen Theile abzuführen, und den Saft dadurch zu verdicken. Die Saftröhren werden eben so verlängert in dem Stamm, wie in der Wurzel, indem die leichtern und flüchtigern Theile des Saftes ausdünsten, die schwerern und festern aber zurück bleiben und sich ansetzen. Es müssen auch zwischen den Saft- und Luftröhren, Bläslein und Glandeln vorhanden seyn, dadurch diese Gegend des Stammes ernährt wird, und die darzu nöthigen Theile abgesondert werden, welches auch der Augenschein beweißt. In der Mitte des Stammes findet man bey dem Bäumen das Holz, welches ihre Festigkeit und gerade Stellung verursachet, und eben so in den Wurzeln hervorgebracht wird. In andern Gewächsen, als dem Kohl und andern Kräutern, trift man in der Mitte eine bläschte Substanz an, die mit dem Saft angefüllet ist, der den Gewächsen ihren Geschmack und Eigenschaft giebt. Andere sind in der Mitte hohl, als die Fruchtstengel, welche vornehmlich durch ihren Saamen nutzen.

Die bloßen Saftbläslein können sehr leicht aus den Röhrlein entstehen. Wenn der Saft in denselben die größte Höhe erreicht, so lauft er über, weil der oberste Rand des Röhrleins ihn auch an sich ziehet. Er nimmt die Gestalt eines Kügleins an sich, weil die anziehende Kraft der flüßigen Materie von allen Seiten her gleich ist. Der Saft ist an sich selbst zäher, als das bloße Wasser, weil er aus unterschiedenen ölichten,

ten, salzichten, irdischen und wäßrichten Theilen bestehet. Wenn also einige Ausdünstung des Kügleins geschiehet, so wird der äusserste Rand desselben, wo sie am stärksten ist, zäher und häutig, und so ist das Bläslein fertig, welches in großer Geschwindigkeit geschehen kann. Es wird alsdenn durch den nachfolgenden Saft abgestoßen, es fällt zwischen die Röhrlein, und ein anders kommt an seine Stelle. Die Glandeln aber, oder die Absondrungsgefäße, müssen schon in dem Saamenkorn liegen, und in demselben präformirt seyn, weil sie sehr organisch sind, und eine sehr künstliche Zusammensetzung haben. Sie machen die eigentliche Natur und Eigenschaft der Pflanzen aus, und müssen von unterschiedener Art seyn, weil ihre Pflanze selbst aus unterschiedenen Theilen bestehet, die dadurch gebildet und hervorgebracht werden. Aus andern Theilen bestehen die Blätter, aus andern die Blüthen, aus andern die Früchte, und diese alle entstehen aus dem gemeinen Nahrungssafte, daraus sie aber auf unterschiedene Art bereitet werden. Wo also Blätter, Blüthen, und Früchte werden sollen, da liegen Glandeln, welche die Theile, die dahin gehören, absondern, und durch die Röhrlein dahin führen, auf eben die Art, wie ich die Absonderung des Safts einer jeden Pflanze durch das Parenchyma erkläret habe, indem nähmlich die zuführenden Gänge der Glandeln den Materien homogen sind, die sie in sich ziehen sollen, und sich also damit vereinigen.

Das

Das merkwürdigste, was man an dem Stamm antrift, sind die Augen oder Knospen, in welchen ein neuer Stamm oder Zweig verborgen liegt, der nach und nach durch den Wachsthum ausgebildet wird. An den Bäumen werden sie im Sommer über gebildet, und sind in eine sehr künstliche Bedeckung eingewickelt, darinn sie bis zum künftigen Frühjahr ruhig bleiben. Es ist wunderbar, wie geschickt die Blätter in der Knospe zusammen gefaltet, und in einen engen Raum gebracht sind. Die Knospen sind also eine Art der Saamenkörner, und wir werden unten, wenn wir von der Fortpflanzung der Gewächse handeln, dieselben genauer zu betrachten Gelegenheit finden.

Aus den Knospen kommen zuerst die Blätter hervor, welche eine besondere Betrachtung verdienen. In ihrer Gestalt äussert sich eine sonderbare Kunst und Weisheit Gottes, indem eine jede Pflanze ihre besondere Bildung derselben hat, in allen Arten und Geschlechtern derselben aber sie einander ähnlich sind. Sie haben eine Art der Wurzeln, welche durch die Rinde in die bläschichte und röhrichte Substanz, die unter derselben liegt, hineingehen, und dadurch sowohl angeheftet sind, als auch den Saft in sich ziehen. Die Fasern derselben stellen ein ordentliches Gewebe vor, und sind durch das ganze Blatt ramificirt, den Saft zu- und abzuführen, zwischen den Zweigen aber siehet man eine Menge kleiner Bläslein, die mit Saft und Luft angefüllet sind.

sind. Mariotte, Hales und Woodwart haben durch angestellete Erfahrungen bewiesen, daß sie das zur Transpiration bestimmte Werkzeug sind, und daß der größte Theil des Safts durch dieses Werkzeug ausdünstet, das übrige aber in der Substanz der Pflanze bleibt, und in dieselbe verwandelt wird. Es ist auch bekannt, daß die Blätter die Feuchtigkeit vom Regen und Thau einsaugen, und daß diese Erfrischung vor die Pflanzen sehr vortheilhaft ist. Sie müssen also ihre zurückführenden Gänge und Schweißlöcher haben, und, eine Art der Circulation des Safts durch dieselben geschehen. Es ist daher den Pflanzen sehr schädlich, sie von Blättern ganz zu entblößen, und den Klee vom Vieh gar zu kahl abfressen zu lassen, welches ihren Tod nach sich ziehen kann. *)

Man

*) Ich habe sehr angenehme Beobachtungen, was die Blätter betrift, gefunden in den Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes par Charles Bonnet, daraus ich einige anführe. Er bemerket, daß die untere Seite des Blatts, welche nach der Erde zu gerichtet ist, den Thau einsauge; die obere aber, welche nach dem Himmel zu siehet, das Geschäfte der Ausdünstung habe. Daher leitet er die Ordnung, in welcher die Blätter an dem Stengel gesetzt sind, und welche die Absicht hat, daß kein Blatt das andre in seiner Würkung hindere, und der ganze um die Pflanze her aufsteigende Thau gebührend aufgefangen werde, welches nicht geschehen würde, wenn die Blätter entweder in gleicher Linie über einander, oder nur an einer Seite des Stengels stünden, und welches also der Zierlichkeit eben

so

Man hat eine Art die Bäume verkehrt zu pflanzen, deren Hugen in einem Schreiben an den berühmten Leewenhöck vom Jahr 1686 gedenket, und die dieser sorgfältige Erforscher der Natur noch in demselbigen Jahre selbst versucht hat. Man schneidet von einer schlanken Linde, die noch

in

so sehr, als dem Nutzen, zuwider seyn würde. Die Pflanzen sind in die Luft gepflanzet, wie in die Erde, und die Blätter ziehen so viel Saft an sich, als die Wurzeln, daher er sie auch Luftwurzeln, (racines aëriennes) nennet: Die Luft ist eine Art der Erde, daraus sie ihre Nahrung nehmen, und es wachsen daher auch Pflanzen in unfruchtbarer Erde: der Thau ist eine sehr kräftige Nahrung: eine Pflanze 3 Pfund schwer, ist nach einem starken Thau 3 Unzen schwerer geworden. Man kann Pflanzen mit den Wurzeln und Blättern ins Wasser pflanzen, und sie erhalten sich gleich lange. Wenn man einen jungen und schlanken Zweig eines Baums niederwärts beuget, und mit dem Stamm parallel also anbindet, daß die Seite der Blätter, welche vorher unten war, nun oben zu stehen kommt, so drehen sie sich nach einigen Tagen am Stiel dergestalt herum, daß sie wieder ihre vorige natürliche Stellung erlangen. Was ist davon die Ursache? Herr Bonnet hält dafür, daß sich die untere Seite des Blatts von der Feuchtigkeit zusammen ziehe, wie eine Leinwand, die obere aber von der Trockenheit, wie ein Pergamen; und daher bewege sich diese der Luft und Sonne zu, und drehe sich herum, wenn sie verkehrt sey. Die Sonne verursacht also diese Wendung. Man kann ein Blatt mit dem Stiel ins Wasser pflanzen: es schlägt aus demselben eine Art der Wurzel und dauret eine lange Zeit.

in der Erde stehet, die Spitzen der Zweige ab, und gräbt neben derselben ein Loch, als wenn man einen Baum pflanzen wollte. Hierauf beugt man den Gipfel gemach nieder, und gräbt ihn in dieses Loch ein, und läßt ihn so ein Jahr stehen. Das andere Jahr gräbt man das, was vorhin die Wurzel war, auf, und richtet sie allmählig auf, indem man sie an einen Pfahl bindet. Alsdenn wird aus der Wurzel der Baum, welcher Blätter und Zweige austreibt, aus dem Baum aber die Wurzel. Man kann es auch mit einem Stück Wurzel von einem Rosenstock versuchen, und das eine Ende in die Erde pflanzen, das andere aber über derselben stehen lassen, so wird dieses ausschlagen und Augen treiben. Es ist leicht zu begreifen, wie ein Zweig zur Wurzel werden kann, welches geschiehet, indem die Fasern, die sonst Zweige und Blätter geworden wären, sich verlängern, und den Saft aus der Erde in sich ziehen, die übrigen Theile der Blätter und die Früchte und Blüthen aber, die in der Luft entstanden seyn würden, werden in der Erde erstickt und nicht ausgebildet. Mehr Schwierigkeit hat es, zu erklären, woher die Blätter, Blumen und Früchte aus den Wurzeln kommen. Die Bäume, mit welchen dieser Versuch werden kann, müssen so gebildet seyn, daß an jedem Orte, wo ein Zweig aus der Wurzel oder ein Nebenzweig aus den Hauptzweigen ausschlägt, auch zugleich ein Auge vorhanden ist, welches Blätter hervortreiben kann, wenn die Wurzel in der Luft stehet. Ob solches aber bey allen Gewächsen

sen statt findet, glaube ich nicht, und möchte bey einer Kohlpflanze wohl nicht angehen, daher man nicht überhaupt sagen kann, daß es mit den Zweigen und Wurzeln einerley Bewandniß habe.

Die Bewegung der Pflanzen durch den Wind, trägt sehr viel bey, zum Wachsthum derselben, so wie sie auch den Leibern der Thiere sehr zuträglich ist. Dadurch wird der Umlauf des Safts, die Ausdünstung und Absonderung aller Theile an dem Orte, wo sie nöthig ist, befördert. Man hält deswegen diejenigen Jahre für fruchtbar, da, sonderlich zur Frühlingszeit, die Winde stark wehen, und nicht nur die hohen Bäume, sondern auch das niedrige Gras in eine schwankende Bewegung setzen. Dadurch können auch viele Röhrlein zerspringen und in Bläslein verwandelt werden.

Von der Fortpflanzung der Pflanzen.

Dieß ist noch der schwerste Theil meiner Abhandlung, und wenn es mir gelingt, denselben in einiges Licht zu setzen, so werde ich mir selbst Glück wünschen, und mir schmeicheln, daß ich die Aufmerksamkeit des Lesers verdiene.

Die gemeinste Fortpflanzung der Pflanzen geschiehet durch den Saamen, und es wird darauf ankommen, daß wir den Ursprung desselben mit der Deutlichkeit erklären, welche diese Sache zuläßt. Denn ich getraue mir nicht alle Fra-

gen aufzulösen, die man hierüber thun könnte; ich will aber doch versuchen, die Sache einiger Maßen begreiflich zu machen. Wir müssen dabey zuerst die Werkzeuge betrachten, dadurch der Saame hervor gebracht wird, welche aber verschieden sind bey verschiedenen Gewächsen. Bey dem größten Theil derselben findet man eine Blume, durch welche der Saame erzeuget wird, und es würde hier der Raum nicht verstatten, die unterschiedenen Schönheiten, Gestalten und Bildungen derselben zu beschreiben. Wir wollen uns also begnügen die allgemeinen Theile derselben zu erzählen, die man fast bey einer jeden Art derselben findet.

Die meisten Blüthen sind in eine Knospe eingewickelt, in welcher sie im Verborgenen gebildet, und durch ihre Häute und Bedeckungen sorgfältig verwahret werden. Wenn darauf ein reichlicherer Zufluß des Safts, sonderlich zur Zeit des Frühlings, erfolget, so wird die Blüthe dadurch vergrößert, die Knospe bricht auf. Die Bedeckungen fallen hinweg, und die Blume zeiget sich den Augen. Man findet auswendig an derselben einige zarte Blätter von unterschiedener Farbe, in welchen der zum Saamen nöthige Saft vielleicht zubereitet, und aus dem Blute der Pflanzen abgesondert wird. In der Mitte der Blume aber trift man einige merkwürdige Theile an, die eine genauere Betrachtung verdienen. Es steiget da eine Säule in die Höhe, die man Pistillum nennet, und die sonderlich in den Tulipanen sehr groß,

groß, auch in den Blüthen der gemeinen Obstbäume sehr deutlich zu sehen ist. Um dieselbe herum stehen die Staubfäden, welche Linnäus stamina nennet, und aus dem filamento, als dem Faden, und der anthera, als dem obern Theile, bestehen. An demselben hangt ein zarter Staub von unterschiedener Farbe. Dieser Staub wurde von den Alten für einen Auswurf oder unnöthigen Theil der Pflanze gehalten. Allein das Microscopium hat entdeckt, daß dasselbe aus einer unzählichen Menge kleiner regelmässiger, und auf eine wunderbare Art gebildeter Körper, bestehe, welche beständig von gleicher Gestalt und Größe in Pflanzen von gleicher Art, in andern Arten der Pflanzen aber so verschieden, als die Pflanzen selbst sind. Man hat durch unzähliche Versuche und Erfahrungen herausgebracht, daß die Fruchtbarkeit der Pflanzen von diesem Staube abhange, indem keine Blume, wo man die Staubfäden hinweggeschnitten, einen fruchtbaren Saamen hervorgebracht hat. Dieß ist eine merkwürdige Entdeckung der neuern Naturlehre, welche den zunehmenden Wachsthum der Wissenschaften, und die steigende Einsicht der Menschen in die Werke Gottes, mit dem Alter der Welt beweiset.

Der Blumenstaub ist gleichsam der männliche Saame der Pflanzen, und die kleinen Körperchen, daraus er bestehet, haben eine Aehnlichkeit mit den Saamenthierchen, welche Hartsöker zuerst, und nach ihm Leewenhöck und andere

Naturforscher, in dem Saamen der Thiere gefunden haben, und die der Urstoff, oder der Embryo des Thieres bey seiner Erzeugung seyn sollen. Das in der Mitte der Blumen hervorragende Säulchen oder Pistille, ist gleichsam die Gebärmutter (uterus) welches eine Art des Eyerstocks (ovarium) in sich enthält, der aus runden Körperchen oder Eylein bestehet, die bey einander liegen, in einer Ordnung, und sonderlich in der Pistille der Tulpe, mit bloßen Augen deutlich zu sehen sind, wenn man sie in der Länge und in der Quere von einander schneidet. Die Pistille empfängt den Blumenstaub, und die feinen Körperchen, daraus derselbe bestehet, insinuiren sich in die Eylein, durch geheime Gänge, die den Fallopianischen Röhren ähnlich sind. So werden die Eylein befruchtet, und es entstehet ein Saamenkorn, welches einem befruchteten Ey ähnlich ist. Es haben also die Pflanzen mit den Thieren, auch was ihre Fortpflanzung und Erzeugung betrift, eine große Aehnlichkeit.

Herr Rößner, ein Gärtner in Nordhausen, hatte lange Zeit gewünscht, gelbgraue Nelken zu haben. Er fand von ohngefähr auf einem Stück Pappier, daraus eine Tüte gemacht war, eine Nachricht von dem Blumenstaube der Pflanzen, und seiner Natur und Wirkung. Dieß brachte ihn auf den Einfall, einen grauen und gelben Nelkenstock neben einander zu setzen, damit der Blumenstaub von einem auf den andern fliegen möchte. Er sammlete darauf den Saamen

men von beyden, daraus er in einem Jahr funfzehn Sorten gelbgraue Nelken erzeugte, welches ihm eine große Freude machte. Vielleicht entstehet die große Mannichfaltigkeit der Nelken, die man aus dem Saamen erzeugt, aus keiner andern, als aus dieser Ursache.

Es beobachtet aber die Natur hierbey eine große Mannichfaltigkeit. In einigen Blumen, z. E. in der Tulpe, ist die Pistille kürzer und niedriger, als die Staubfäden; und fällt der Staub also senkrecht auf dieselbe nieder. In andern, z. E. in der Orange-Lilie, ist sie länger, und beugt sich an dem äussersten Ende niederwärts, das Mehl aufzufangen, wenn es sich verschüttet. Fast eine jede Art der Gewächse hat seine besondern Zeugungsglieder, und hier muß ich des unterschiedenen Geschlechts der Pflanzen Meldung thun, davon wir nun durch die zuverlässigsten Erfahrungen überzeugt sind. Die Pistille ist das weibliche Geschlecht, die Staubfäden oder Mehlgefäße aber das männliche, und beyde befinden sich in den Pflanzen auf eine dreyfache Art. In einigen Pflanzen ist das männliche und weibliche Geschlecht in einer Knospe und Blume beyeinander, z. E. in den Lilien, in den Kohlpflanzen, den Aepfel-Birnen-Kirschblüthen, wo die Pistille in der Mitte der Blume, die Staubfäden aber um dieselbe herum stehen. In andern Pflanzen sind beyde Geschlechter zwar auf einem Stamme, aber in unterschiedenen Knospen, z. E. an der Haßelstaude sind die von einigen Knospen

hier und da herabhangenden cylindrischen Körper, welche man Schäflein nennet, die Mehlgefäße, oder das männliche Geschlecht. An andern Knospen findet man zur Zeit des Frühlings auf der Spitze ein kleines purpurrothes Blümlein, und das ist das weibliche Geschlecht. Die Schäflein eröfnen sich zur Zeit des Frühlings, und lassen den Staub ausfliegen, den sie in sich enthalten; dieser fällt auf die Knospen weibliches Geschlechts, und befruchtet dieselben, und so entstehet die Nuß in der Knospe. Eben die Bewandniß hat es mit der Birke, den Pappeln, und dem Ahorn. Eine dritte Art Pflanzen hat das unterschiedene Geschlecht auf unterschiedenen Stämmen, z. E. die Palmen, und einige indianische Gewächse, und es müssen also beyde Geschlechter nahe bey einander gepflanzt und mit einander vermischt werden, damit der Blumenstaub von einem zu dem andern fliege, wenn sie Früchte tragen sollen.

Ich will noch ein und andere Arten der Begattung der Pflanzen und ihrer Zeugung erklären: Denn sie alle anzuführen, würde zu weitläuftig und unmöglich seyn, weil hier eine unendliche Mannichfaltigkeit statt findet. In allen Arten des Steinobstes findet man in der Pistille keinen Eyerstock, wie in der Tulpe, sondern sie bestehet aus einigen Röhrchen, die oben eine Art von Lefzen haben, und die durch die Blume hindurch bis hinunter in die kleine Frucht gehen, welche unten an der Blume sitzet und ihr zum Fundamente

mente dienet. In derselben befindet sich ein einziges Eylein, nämlich der Kern, welcher durch ein Körperchen des Blumenstaubes befruchtet wird. In dem Kernobste befinden sich so viel Eylein, als Kerne in demselben sind, und es gehet mit der Befruchtung eben so, als mit dem Steinobste, zu. Der Blumenstaub des Rockens und des Weizens, der Gerste und des Hafers liegt zwischen zweyen Schalen, welche genau zusammen gefügt sind, und an einem zarten Faden hängen. Indem die Schalen bey warmen Sonnenschein sich eröfnen, fällt der Staub heraus, und ergießt sich in die Kapseln der Aehren, welche offen stehen, und in deren Grunde das Körnlein liegt und befruchtet wird. Das Korn scheint alsdenn zu rauchen, wenn der Blumenstaub häufig umher fliegt, und der Wind die Aehren stark beweget. In den Hülsenfrüchten ist die Pistille die Schote selbst, in welcher die Körner liegen und in ihrer ersten Kindheit befruchtet werden. In dem Distelkopf liegen mehrere Eylein neben einander, deren jedes auf seine eigene Spitze, seine eigenen Pistillen, und Staubfäden hat, die zusammen genommen eine Blume ausmachen. Dieß sind die bekanntesten Arten von Gewächsen, die ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, und mich bemühet habe. Diese kleinen Körperlein, welche zusammen genommen den Blumenstaub ausmachen, sind also der eigentliche Urstoff der Pflanzen, und das Saamenkorn ist nur das Ey, welches denselben in sich fasset. Hier heben sich nun die größten Schwierigkeiten an, wenn man

erklären soll, wie dieselben entstehen und gebildet werden. Wenn man eine Erklärung derselben aus der Naturlehre geben will, so muß man Gründe anführen, die den Gesetzen der Natur gemäß sind, und mit ihrem Mechanismus übereinkommen. Man würde also der Frage kein Genüge thun, wenn man behaupten wollte, daß Gott unmittelbar die Pflanzen bilde, und die Saamen aus seinen Theilen zusammen setze. Das hieße den Knoten von einander hauen, und nicht auflösen. Es ist kein Zweifel, daß Gott darzu im Stande sey, aber es ist nicht seine Art, zu verfahren, daß er unmittelbar würket, nachdem er den Lauf der Natur einmal eingerichtet hat, wenn nicht ausserordentliche Umstände solches erfodern. Die Wunder würden auf diese Art unendlich vervielfältiget, und eine Unmöglichkeit vorausgesetzet werden, daß Gott solches mittelbarer Weise ausrichten könne, welches doch nicht erwiesen werden kann. Eben so wenig darf man Geister annehmen, welche die Pflanzen bilden, darzu man nicht den geringsten Grund hat, und die in die menschliche Naturlehre nicht gehören. Es heißt auch hier, wie in der Dichtkunst:

Non Deus interfit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit. HOR.

Es ist wahr, wenn man die wunderbare Structur eines Saamenkorns, die Menge der darinn enthaltenen Werkzeuge, und ihre Absichten, die genaue Bestimmung der Größe, des Orts, und der Folge seiner Theile, bedenket, so muß

muß man bekennen, daß es unmöglich sey, den Ursprung desselben, ohne ein verständiges Wesen zu erklären, und das kleinste Saamenkörnlein ruft uns so wohl, als die größte Sonne zu, es ist ein Gott! Nur das ist die Frage, ob Gott ein jedes Saamenkorn unmittelbar hervorbringe, oder ob er nicht eine solche Einrichtung habe machen können, daß die Pflanze, so, wie andere Theile der Welt, nachdem er sie erschaffen, durch natürliche Mittel erhalten und fortgepflanzet werden könne. Die Naturlehrer haben größten Theils eine Präformation des Saamens angenommen, und theilen sich über derselben in zwey Meynungen.

Der Pater Malebranche *), und nach ihm der größte Theil der neuern Naturlehrer, behauptet, daß in dem ersten Saamenkorn, das Gott erschaffen hat, die Saamen aller Pflanzen, die in der Folge der Zeit daraus entstehen sollten, enthalten gewesen, und zwar so, daß immer der Sohn in dem Vater gelegen habe. Nun lehrt zwar freylich der Augenschein, daß die Pflanze im Kleinen schon im Saamenkorn enthalten sey, und sich nach und nach auswickele. Aber es scheint ganz unmöglich zu seyn, daß in dem ersten Saamenkorn alle Saamen, die nun sechstausend Jahr lang von gleicher Art erwachsen, und künftig noch erwachsen werden, gleichsamm eingepackt gewesen, und wie die Schachteln in einander

*) Recherche de la verité, T. I. L. I. c. VI.

der gesteckt hätten. Denn so müßten wir annehmen, daß in einem kleinen Raum eben so viel wirkliche Theile, als in einem großen seyn könnten, und die Materie also wirklich ins Unendliche theilbar sey, welches wider alle Vernunft ist. *) Das

*) Mein scharfsinniger Freund, der Herr P. Kästner, hat mir hier etwas zu schaffen gemacht, indem er mir eingeworfen, daß eine Taschenuhr noch mehr Räder, als eine Wanduhr, habe, und also in einem kleinen Raume eben so viel wirkliche Theile als in einem großen seyn könnten, nur kleiner. Darf ich darauf antworten; Wenn die Uhr als eine Maschine betrachtet wird, so sind ihre Theile die Räder, und alsdann ist es wahr, daß derselben in einem kleinen Raume so viel als in einem großen seyn können, wenn die Maschine eben dieselbe bleibt, und ihre Theile gegen einander einerley Verhältniß haben. Denn sonst können doch auch in dem Raume einer Wanduhr mehr Räder einer Taschenuhr gebracht werden, als in dem Raume einer Taschenuhr. Wenn aber die Uhr als ein bloßer Körper betrachtet wird, so sind seine Theile die einfachen Dinge oder Monaden, und derselben sind mehr in einer Wand- als Taschenuhr. Denn die einfachen Theile der Körper verhalten sich, was ihre Anzahl betrift, wie ihre Maßen, und zwey Cubiczoll Materie enthalten noch einmal so viel Monaden, als ein Cubiczoll, wenn beyde von gleicher Dichtigkeit sind.

Er hat mir ferner eingewendet: Daß aus der Hypothese des Malebranche nicht die Theilung ins Unendliche, sondern in unbegreiflichkleine Theile folge. Allein, sollte ich das erste nicht also erweisen können: Malebranche muß entweder behaupten, daß in dem ersten Saamenkorn wirklich

Das Saamenstäubchen ist zum wenigsten eine Million mal kleiner, als die Pflanze, und weil das zweyte Saamenstäubchen, welches daraus entstehet, und schon in jenem steckt, wieder eine Million mal kleiner seyn müßte, als das erste Saamenstäubchen; so wäre es eine Billion mal kleiner, als die Pflanze. Wenn man nun in dieser Ordnung so viel Jahrhunderte fort gehet, so muß man endlich den Caucasus in eine Haselnuß stecken, und sich vorstellen können, daß eine Menge Eichen, welche, wenn sie bey einander sind, einen hohen Berg ausmachen, in einem Nadelknopf (denn größer ist der Keim eines Eichbaums nicht) hätten seyn können. Und diese Schwierigkeit wird noch größer, wenn man bedenkt, daß eine unendliche Menge von Saamenstäubchen

wirklich eine unendliche Anzahl von Pflanzen, die daraus entstehen sollen, ihrer Anlage nach vorhanden gewesen, oder daß nur eine bestimmte Zahl der Pflanzen darinn gelegen, die sich nach und nach auswickeln sollen. Wäre das letzte, so müßte ein Saamenkorn nun nach sechstausend Jahren, so lange die Welt gestanden hat, kleiner seyn, und von Jahr zu Jahr kleiner werden, als es bey der ersten Schöpfung gewesen, weil doch ja von den darinn liegenden Pflanzen jährlich ein Theil abgehet, die nähmlich gebohren werden, welches wohl niemand zugeben wird, und wider die Erfahrung ist. Also muß er das erste behaupten, und wenn man eine unendliche Anzahl von Pflanzen annimmt, so muß das Saamenkorn auch ins Unendliche theilbar seyn. Dürfte ich nicht hinzu setzen: W. Z. E. W?

stäubchen, welche kleine Pflanzen sind, von einer jeden Blüthe erzeugt wird, davon nur ein einziges zur Empfängniß kommt, die übrigen aber verfliegen. Und diese müssen doch gleichwohl alle in dem Saamenkorn gesteckt haben, weil sie alle einerley Structur haben, und gleich organisch sind. Das heißt eine Schwierigkeit durch eine noch größere Schwierigkeit erklären.

Perrault *) Hanoratus Fabry **) und Sturm ***) behaupten, daß Gott eine unendliche Menge von Saamenkörnlein von aller Art im Anfange durch die Schöpfung hervorgebracht und selbst gebildet habe, welche in der Luft, dem Wasser und der Erde zerstreuet wären, und umherschweiften, und mit dem Nahrungssaft in die Pflanzen gebracht würden, und alsdenn ihr Geschlecht fort pflanzten. So sind wir geschwinde fertig, und wenn die ganze Welt voll Saamenstaub ist, so kann derselbe auch in die Pflanze regnen, und wir haben nicht nöthig, uns die Köpfe darüber zu zerbrechen. Aber das heißt, deucht mich, zu viel erdichtet, und solche Erklärungen schicken sich nicht in eine Naturlehre, wo man die Sachen aus Gründen herleiten soll. Indessen

*) Essay. de Physique. T. III. P. II.

**) de Plantis. L. II.

***) Dissertat. de Generatione Plantarum Phil. Eclect. T. II.

dessen müßte doch beständig eine übernatürliche und verständige Macht die umherschweifenden Saamenstäubchen regieren, daß sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangten, und sich nicht verirreten, und nicht die Saamen des Stäubchen des Apfelbaums in den Kirschbaum, und die Saamenstäubchen der Rüben in den Kohl geriethen, oder es müßten aus einer Staude alle Pflanzen entstehen können, weil sie von allen Saamen bekommen könnte. So könnte man auch das Entstehen der Blätter und Wurzeln erklären, daß kleine Blätterlein und Würzelein in der Luft schwebten, und von da in die Pflanze kämen. Aber, ist es möglich, ein Werkzeug zu ersinnen, durch welches die Saamenstäubchen auf eine mechanische Art gebildet werden, und ihre Form erhalten können, und welches von dem Schöpfer in den Pflanzen selbst angebracht seyn könnte? Weder das bloße noch das bewaffnete Auge hat bisher so weit gereicht, solches zu entdecken, und was wir davon sagen, können wir also vor nichts weiter, als eine Muthmasung, ausgeben. Aber, auch diese sind nicht zu verwerfen, wenn sie in eine wirkliche Welt passen, und den bekannten Veränderungsgesetzen derselben gemäß sind. Ich habe mich seit vielen Jahren bey meinem Nachdenken über die Vegetation der Pflanzen mit gewissen Modellen getragen, in die die Materie des Saamens gegossen werden, und darinn ihre Form erhalten könnte. Ich habe darauf gefunden, daß Herr Buffon in seiner Naturgeschichte eben diesen Einfall gehabt, aber auch,

daß

daß ihm von dem berühmten Herrn von Haller *) und einem Ungenannten **) widersprochen worden.

In der That hat sich auch Herr Buffon nicht auf eine solche Art erkläret, daß man viel bey seinen Modellen denken könne, und er scheinet sie ein wenig zu frühzeitig, ehe sie fertig geworden, und völlig ausgearbeitet sind, für das Publicum ausgestellet zu haben. Ich finde nicht, daß meine Modelle völlig die seinigen sind, und ich will meine Begriffe von dieser Sache mit der Bescheidenheit, die einer Muthmassung gebühret, vortragen.

Eine Forme oder ein Modell, darein man eine Münze gießt, giebt derselben ihre ansehnliche Gestalt, das Bild und die Ueberschrift. Man kann aber auch Modelle erdenken, die einem Körper eine innerliche Bildung geben. Man kann Röhren und Kugeln gießen, welche innwendig hohl sind, und wenn sich das Modell eröfnet, wie eine Kugelforme, so schüttet sie den Körper, der darinn gebildet ist, in seiner angenommenen Gestalt aus.

Wenn man ein Modell eines Gehäuses von einer Schnecke verfertiget, und einen flüssigen oder

*) Herrn von Hallers Vorrede zu dem zweyten Bande der Uebersetzung von Herrn Buffons Natur-Historie.

**) Lettres a un Americain.

oder weichen Körper hinein gießt oder drückt, so nimmt derselbe die Gestalt einer Schnecke an, die sich den Augen zeiget, wenn man das Modell von einander nimmt, und den Körper entblößet. So arbeitet die Kunst, welche eine Nachahmerin der Natur ist, und die Natur verfährt auf gleiche Weise. Ein Kirschkern nimmt die Gestalt der Schale an, darinn er sich befindet. In den Drüsen und Absonderungsgefäßen des menschlichen Leibes bekommen die Theile des Bluts die Gestalt, die ihnen zu ihrer Absicht nöthig ist. Es kann ein Körper noch weich aus seinem Modell heraus gehen, und ihrer mehrere von unterschiedener Bildung können in einer neuen Forme zusammengedrückt und mit einander vereiniget werden. Man kann also Modelle annehmen, die die einzelnen Theile eines organischen Körpers bilden, und andere, dadurch sie zusammen gesetzt werden. Diese können sich öfnen, wenn sie erfüllet sind, und den Körper, wenn er gebildet ist, ausschütten, und hernach wieder verschließen, durch eine angelegte Schnellkraft oder Springfeder, und vom neuen ihr Amt verrichten.

Sollte nun wohl nicht eine allmächtige Weisheit ein Werkzeug dieser Art in der ersten Pflanze, die sie erschaffen hat, anlegen und dadurch die Saamenstäubchen in dem Blumenmehl hervorbringen können? Ich unterstehe mich nicht, ihr dasselbe vorzureißen, und wie ist es möglich, daß ein schwacher Mensch alle Werke des

unendlichen Gottes ergründen, und das Meer seiner Weisheit mit einer hohlen Hand erschöpfen könnte. Aber mich deucht, daß es ihm anständiger sey, auf diese Art mittelbar zu verfahren, und nicht die große Kette der Natur durch unmittelbare Würkungen allzuoft zu zerreißen. Es können an der Spitze der Staubfäden, oder in den Körpern, an denen der Blumenstaub hängt, (anthera) solche Modelle angebracht seyn. Denselben wird der nöthige Saft durch Röhrlein unaufhörlich zugeführt. Diesen empfangen sie, und geben ihn ihre Gestalt, und zugleich ihre gewisse Consistenz. Wenn ein Blumenstäublein fertig ist, so öfnet sich das Modell, so wie eine Hülse, wenn das Saamenkorn reif ist. Es schließet sich aber vom neuen durch eine elastische Feder, und bildet abermal ein Körnlein. Diese bleiben bey einander, weil sie an einem Ort erzeugt werden, und hängen leicht zusammen, weil sie anfangs noch weich aus der Werkstatt kommen, bis sie endlich ihre völlige Härte bekommen, sich von einander absondern, und wie ein Staub verstieben.

Aber welche Gestallt haben die Modelle? aus was für einer Materie bestehen sie? wie gehet es zu, daß sie eben diese und keine andere Saamenstäubchen hervorbringen? wie werden die mannichfaltigen Theile des Saamens in denselben zusammen gesetzt, wie lange dauern sie, und wenn ist ihre Kraft erschöpfet? Laßt mich zu frieden — ich bitte euch — und quälet mich nicht

nicht zu viel mit Fragen! Denn ich weiß nichts weiter, und muß in diesem Stücke, so wie in vielen andern, meine Unwissenheit bekennen. Die größten Weltweisen haben hier die Hand auf den Mund gelegt, und eine unbegreifliche Kunst und Weisheit erkannt, die wir nicht einmal einzusehen, geschweige nachzuahmen im Stande sind. Quantum est, quod nescimus!

Der Blumenstaub ist in einer großen Menge in einer jeden Blüthe vorhanden, und doch kommt davon nur eins, oder einige wenige Körnlein zur Empfängniß; die übrigen kommen um, und werden zerstreuet. Dieses scheint ein Ueberfluß und eine Verschwendung der Natur zu seyn. Allein, da die Saamenstäubchen durch einen Zufall an ihren bestimmten Ort gebracht werden müssen, so ist es unausbleiblich, daß manch Körnlein derselben verlohren gehe. Daher ist es nöthig, daß ein Ueberfluß derselben vorhanden sey, damit kein Mangel entstehe. Ein jedes Körnlein ist an sich schon eine schöne und vollkommene Creatur, die zum Vergnügen ihres Schöpfers und zur Verherrlichung desselben bey den Geistern, welche davon Kenntniß haben, gereichet, und die also aufhören und untergehen kann, wenn sie ihre Absichten erreicht hat. Ein Körnlein von dem Blumenstaube der Sonnenblume, wenn es vor das Mikroscopium gebracht wird, ist ein zusammengedrucktes Küglein, im Mittelpunkt durchsichtig, und am Rande herum dunkel und scharf zugespitzt, und hat also eine Aehnlichkeit mit der

Blume selbst. Doch kann man die Gestalt der Blume selbst nicht aus diesem Körnchen herleiten. Denn Needham hat entdecket durch das Mikroscopium, daß dasselbe bisweilen aufspringe und noch ein zärterer Staub heraus fahre, wie Dampf aus einer Aeolipila. Der grobe Blumenstaub ist also nur ein Behältniß eines zärtern. Hier gehet die Natur ins unbegreiflich Kleine. Das Mohnsaamenstäublein siehet aus, wie Perlengrauben, und hat eine Furche, wie diese. Die Papeln haben ein undurchsichtiges Körnlein, mit Stacheln bewaffnet. Es richtet sich die Größe der Blumenstäubchen nicht nach der Größe der Pflanze, die daraus entstehet, sondern die größten Gewächse haben bisweilen kleinere Körnlein als die andern, die sie weit übertreffen, wenn sie gebildet sind.

Eine andere Art der Fortpflanzung geschiehet durch die Augen der Gewächse, derer sich die Gärtner bedienen, indem sie die Bäume oculiren, oder ein Auge von einem jungen Zweige mit einem Theil der Rinde, wenn der Saft in den Bäumen ist, abschälen, und solches an einem andern Zweig unter der Rinde ansetzen, und dergestalt verbinden, daß es an dem Zweig anwächst; welches hier umständlich zu lehren, meine Absicht nicht ist. Aus dem Auge bricht ein Zweig hervor, und zwar von der Art des Baums, davon das Auge genommen ist, ob es gleich an einen Stamm von einer andern Art gesetzt ist. Wenn man ein Auge von Apricosen an einen

Pflaumen

Pflaumenbaum oculirt, so entstehet daraus ein Apricosenbaum, und die Säfte, die in den Pflaumenstamm in die Höhe steigen, müssen also in dem Auge die Natur und Beschaffenheit einer Apricose an sich nehmen. Es ist ebenfalls unbegreiflich, und fast unmöglich, daß alle Augen, die an einem Baume hervorkommen können, so lange er lebt, und die aus einem Auge entstehen können, wenn es an einem andern Stamm oculiret und selbst ein Baum wird, in dem Saamenkorn, daraus der Baum erwachsen, präformirt und enthalten seyn sollten. Denn man kann aus einem Apfelbaum unzählige Bäume durch das Oculiren machen, weil indessen das Auge eine Art des Saamenkorns von besonderer Structur, und sehr organisch ist, und daraus eben so wohl eine Pflanze, als aus einem Saamenkorn entstehen kann; so müssen auch an dem Orte, wo die Augen hervorkommen, in der Mutterpflanze, die in dem ersten Saamenkorn enthalten ist, Werkzeuge von eben der Art vorhanden seyn, als diejenigen sind, die die Saamenstäubchen bilden, ja es kann nur ein solches Saamenstäubchen an dem Orte, wo das Auge stehen sollte, hervorgebracht werden, welches gleichsamm in dem Baum gesäet wird, und mit einigen Veränderungen das Auge ausmacht.

Man pflanzt die Gewächse auch fort durch die Zweige. Von der Weide hänget man nur einen Pflänzer ab, entblößet ihn von den Nebenzweigen, damit er Anfangs nicht gar zu viel

Saft zu seiner Nahrung braucht, und stößt ihn alsdenn in die Erde. Alsbald schlagen aus demselben da, wo er Augen hatte, Wurzeln aus, wie ich oben bey der Art, die Bäume verkehrt zu pflanzen, erkläret habe, und er wird zu einem Baum. Man kann auch Nelkensprossen an dem Orte, wo sie Knoten haben, abschneiden, etwas von einander spalten, und so in feuchte und mürbe Erde stecken, so werden sie Wurzeln treiben, und zum Stock werden, wenn man sie eine Zeitlang im Schatten und bedeckt hält, damit die Sonne und Luft den Saft nicht eher ausziehe, bis sie einen frischen Zufluß desselben durch die Wurzeln haben. Denn an dem Orte, wo sie Knoten haben, da haben sie Augen, welche Wurzeln treiben können. Zu dieser Art der Fortpflanzung gehöret auch das Pfropfen, da man einen Zweig in einem Stamm pflanzet, daß er den Saft aus demselben an sich ziehe: ingleichen das Ablactiren, da man einen Zweig von einem Baume zwischen die Spalte eines Stammes, der daneben stehet, steckt, und so lange an dem Baume läßt, bis er mit dem Stamm zusammengewachsen ist, worauf man den Zweig abschneidet, und den Stamm allein wachsen läßt. Ich habe gesehen, daß jemand ein Loch durch einem Kirschbaum gebohret, und eine Weinrebe durch dasselbe geleitet hatte, diese war endlich mit dem Kirschbaum zusammengewachsen, worauf sie von dem Weinstock abgeschnitten war, und es wuchsen Weintrauben auf den Kirschbaume. Hieher gehöret auch das Nelkenabziegen, da man eine Sprosse an dem Orte,

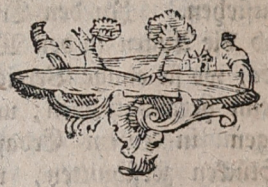
wo

wo sie Knoten hat, einschneidet, und alsdenn in die Erde steckt. Sie treibt in einigen Wochen Wurzeln aus der Spalte, so, daß sie sich endlich selbst ernähret, und vom Stock abgeschnitten werden kann. Eben so macht man auch Ableger vom Weinstock. In Indien ist ein Baum, dessen Zweige niederhangen, und von selbst in die Erde wachsen, und alsdenn neue Sprossen hervortreiben, so, daß ein solcher Baum einen ganzen Wald ausmacht. Einige kriechende Kräuter, z. E. die Brommbeerstaude, welche lange Ranken auf der Erde hin treibt, wächst an dieselbe an, und kann in mehrere Pflanzen zergliedert werden. In diesen Fällen werden die Fasern, welche ihre Blätter und Zweige geworden seyn würden, zu Wurzeln, und ändern ihre Natur ein wenig, ohne sie jedoch zu verwandeln.

Endlich werden die Gewächse auch durch die Wurzeln fortgepflanzet. Dieselben aber müssen Augen an sich haben, sonst kann keine Pflanze aus ihnen entstehen. In den Erdäpfeln und Cartoffeln sind die Augen in den Wurzeln selbst anzutreffen, da, wo sie einige Vertiefung haben, und den Keim heraus treiben, und es sind mehrere Augen in einem Erdapfel, daher er auch in Stücken zerschnitten, und also gepflanzet werden kann, wenn man die Augen nicht beschädigt. Einige Gewächse treiben oben aus der Wurzel mehr Augen und Sprossen neben einander, und zu jeden besondere Wurzeln, wie z. E. die Primeln und Aurikeln, die also von

einander gerissen und vervielfältiget werden. So kann man auch den Rosenstock und andere Stauden zertheilen, und den ersten, wie ich verhin gemeldet, durch seine bloße Wurzel fortpflanzen. Die Zwiebel ist selbst eine Art von Auge, darinn die Pflanze liegt, und sie hat zwischen ihren Blättern kleine Zwiebeln oder Nebenaugen, daher sie auch durch die Blätter fortgepflanzet werden kann, wenn die kleinen Zwieblein daran hangen bleiben.

So glaube ich meinem Versprechen, die Vegetation der Pflanzen zu erklären, nach meinem Vermögen ein Genüge gethan zu haben, und habe nichts übrig, als zu wünschen, daß auch die Erkenntniß des Pflanzenreichs, die Weisheit, Macht und Güte unsers großen Schöpfers verherrlichen, und uns zu seiner Anbetung und Verehrung reizen möge.



Aesthetik der Blumen, 2ter Theil,

oder

die Schönheit der Tulipanen,

aus den ersten Gründen des Ebenmaases hergeleitet.

Unter die angenehmsten Vortheile, die mir der erste Theil meiner Ruhe auf dem Lande zuwege gebracht hat, rechne ich die Bekanntschaft mit so vielen wackern Leuten, welche Blumenfreunde sind, und die mir ihren Beyfall und Gewogenheit von vielen und entfernten Orten her mit so viel Artigkeit und Höflichkeit bezeiget haben. Ich kenne die wenigsten von Person: aber ich umarme sie jetzt nach der Reihe im Geist mit wahrer Zärtlichkeit, und grüße sie mit einem brüderlichen Kuß. O möchte ich einmal so glücklich seyn an ihrer Hand ihren Garten durchzuspatzieren, die Schönheiten der Natur mit ihnen aufzusuchen, ihre Schätze zu bewundern, ihnen meine Empfindungen davon mitzutheilen, und die ihrigen zu empfangen; und so mit ihnen in dem Lobe Gottes in Freude und Freundschaft zusammen zerfließen!

Wir Blumisten, mit Erlaubniß, meine Herren, daß ich uns eine kleine Lobrede halte,

haben eine fröliche, zärtliche und freundschaftliche Seele, eine allgemeine Empfindung des Schönen, und die Gabe sich daran zu vergnügen. Da wir die Vollkommenheiten des Naturreichs und die Schönheiten der Blumen so lebhaft empfinden, sollte uns nicht auch die moralische Rechtschaffenheit, die Annehmlichkeit der Freundschaft, und die Vorzüge eines guten Herzens rühren. Es ist ein Geschmack, eine Scharfsinnigkeit, eine Feinheit der Sinne und des Witzes, die sich über alle Gegenstände ausbreitet. Wem eine wohlgebildete und gemahlte Blume gefällt, dem gefällt auch ein vortrefliches Gedicht, ein lebhaftes Gemählde, eine wohlgetroffene Bildsäule, eine harmonische Musik, und vor allen andern die Schönheit des Geistes und des Herzens. Aber auch wohl ein schönes Gesichte? — Ohne Zweifel, mein Herr, werden sie sagen — bald hätte ich verrathen, daß die Blumisten auch verliebt wären. Kein Wunder also, wenn wir so bald gute Freunde werden. Kaum sind wir zusammen kommen, ob wir uns gleich unser Lebetage nicht gesehen haben, so fangen wir an zu schwatzen, zu lachen, zu scherzen. Wir zeigen einander unsere Schätze, nicht so neidisch wie die Geitzigen, die sie vor einander verschließen; wir erklären einander ihre Schönheiten, wir mischen ein wenig Eitelkeit und Ruhmredigkeit mit ein, aber es läßt uns nicht übel: denn wir rühmen uns selbst nicht, sondern unsere Blumen, an deren Schönheit wir weiter keinen Antheil haben, als daß wir Besitzer derselben sind.

Wir

Wir wissen wohl, daß wir einander einen Gefallen thun, wenn wir einer des andern Blumen loben, und unser Vergnügen daran bezeigen. Ha! das ist eine schöne Blume! — wie niedlich — die möchte ich küssen — welche Hoheit der Farbe — welche Größe — welche Zeichnung — das muß ich bekennen — wie prahlt nicht der Bizard — und du kleines artiges Picottchen, laß dich einmal in die Augen sehen — Ey das ist eine Concordie —. So geht es ein paar Stunden nach einander. Man betrachtet das Theater der Blumen erst im Ganzen, nur davon einen lebhaften Eindruck zu bekommen, und dasselbe gleichsam ins Gemüth zu verpflanzen. Das giebt angenehme Phantasien, schöne Bilder für Reden und Gedichte, süsse Träume, manche fröliche Stunde, wenn man sich derselben hernach erinnert, und einen reichen Stoff zu Gesprächen mit unsern Leuten vom Handwerke. Dann gehet man die Blumen stückweise durch. Man zergliedert ihre Schönheiten: man bewundert die Größe, den Bau, die Farben, die Zeichnung: man macht Vergleichungen, man ziehet das Vortrefliche dem Mittelmäsigen und dieses dem Schlechten vor.

Der Wirth zeigt uns, wie ein Astronom, die Sterne der ersten Größe seines Gartens. Wie gefällt Ihnen das Blümchen? sagt er mit der Mine eines Dichters, der seine Verse vorliest, und bittet demüthig um einige Körnlein Weyhrauch, die wir ihm zum Lobe ausstreuen sollen.

sollen. Denn wir machen uns doch alle eine Ehre daraus, schöne Blumen zu haben, nicht wahr, meine Herren? und derjenige schmeichelt uns, der sie lobet. Wir lassen also unsere Beredsamkeit glänzen. Wir reden aus Empfindung, wir machen dem Wirth ein Vergnügen, wir haben aber noch eine andere Absicht, die wir nicht so deutlich heraus sagen. Wir wollen gern einen Ableger von der Nelke, oder eine Zwiebel von der Tulipane haben. Zum Betteln sind wir zu stolz, zum Stehlen zu ehrlich, und zum Fodern zu blöde. Wir machens also mit dem Besitzer der schönen Blume, wie der Fuchs mit dem Raben, der den Käse im Schnabel hatte. Wir loben ihn, damit er ihn fallen lasse. Wir verstehen auch einander schon, denn wir gebrauchen alle diesen Kunstgriff. Wenn ich Ihnen dienen kann, so werde ich mit einem Ableger oder Zwiebel aufwarten? — das ist es, was wir gerne hören wollten. Dann gehet der Handel an. Reverenze bis auf die Erde — auch wohl einen Kuß darzu —. Wir erbieten uns zur Gegenvergeltung. Wir erzählen, was wir selbst schönes haben: wir lassen unserm Freunde wohl gar die Wahl, und dann wird unsere Freude vollkommen, wenn wir Hoffnung haben, das zu besitzen, was uns gefällt.

Doch sind wir auch ein wenig neidisch, wenn ichs sagen darf, aber nur gegen diejenigen, die noch nicht den reinsten Geschmack und die vollkommenste Kenntniß haben. Diesen theilen wir mit,

mit, aber nicht vom besten, weil wir glauben, daß sie solches noch nicht zu schätzen wissen. Und sie sind auch zufrieden, wenn sie nur einen Anfang, und etwas haben, das in die Augen fällt. Aber vor die feurigen Liebhaber und ächten Kenner der Blumen, die zu ihren Geheimnissen eingeweyhet sind, und in der ersten Classe sitzen, haben wir nichts, das wir allein zu behalten gedächten. Es schmeichelt uns schon, wenn diese etwas von uns verlangen, und sie sind selten so unerkenntlich, daß sie nicht gleiches mit gleichem vergelten sollten. Wenn wir einander betrügen, so geschiehets bisweilen unwissend, wenn eine Blume ausartet, indem sie in ein ander Erdreich kommt, und die nicht wird bey einem andern, die sie bey uns gewesen ist. Und da müssen wir einander nicht zu geschwind verdammen. Aber dankbar sind wir im höchsten Grade. Denn wenn eine Blume in unsern Gärten blühet, die uns ein Freund geschenkt hat, so ist sie ein immerwährendes Denkmahl seiner Liebe vor uns, und wir erinnern uns seiner, so oft wir sie sehen. Wer könnte seine Geschenke besser anbringen, als bey uns?

Ich bin denen Blumenfreunden, die ich zu kennen die Ehre habe, wirklichen Dank schuldig. Sie haben mir zum Theil wahre und wichtige Dienstleistungen, die mir sehr angenehm und nützlich sind, erwiesen, dafür ich ihnen hier meine aufrichtige Erkenntlichkeit und Ergebenheit versichere. Ich habe daraus den Schluß gemacht:

macht: wer ein Blumenfreund ist, der ist auch ein Menschenfreund, und besitzt ein edles Herz, das einem jeden gern Vergnügen macht. Zum wenigsten sollten wir es seyn nach unsern Grundsätzen, und diejenigen, die ich zu kennen die Ehre habe, sind es wirklich. Die Frölichkeit ist eine Gefährtinn der Freundschaft, der Liebe und der Rechtschaffenheit: Falschheit, Neid und Menschenhaß aber werden von Traurigkeit und Verdruß begleitet. Selten vertragen sich geitzige, hochmüthige und eifersüchtige Leute lange mit einander. Sie bringen weder Freundschaft noch Freude zusammen, wenn sie mit einander umgehen, sondern ihre Absichten. Was darzu nichts beyträgt, ist ihnen unangenehm; sie sind stumm, so bald sie nicht davon zu reden wissen, und gleichgültig gegen einen jeden, den sie nicht darzu brauchen können. Sie lieben keinen Menschen, darum weil er ein Mensch ist, weil er Verstand hat, und ein edles Herz besitzet, sondern, weil sie mit ihm handeln, oder ihn zum Mäkler gebrauchen wollen, oder ihre Absichten durch ihn zu erreichen gedenken, und so bald er darzu nicht mehr nütze ist, hat er seinen Abschied. Aber wir Blumisten haben einander von ganzem Herzen lieb. Die Uebereinstimmung der Gemüther macht, daß wir einander gefallen. Wir haben einen Geschmack des Schönen, der sich vornehmlich auf die Freundschaft erstreckt, und der Geruch guter Werke erquicket uns so gut, als der Balsam der Blumen. Unser gemeinschaftliches Interesse theilt uns nicht unter einander.

ander. Wir können zwanzig eine Blume sehen und riechen, und keiner nimmt dem andern die Schönheit und den Geruch zum Voraus hinweg. Eine schöne Blume wird dadurch nicht häßlich, daß ich sie einem Freunde mitgetheilet habe, und ich habe sie ihm gleichsam in Verwahrung gegeben, und kann sie von da wieder erhalten, wenn ich sie verliehren sollte. Unsere Schönen können mehr als einen Liebhaber leiden, und sie theilen sich allen zu gleicher Zeit und in gleichem Grade mit. Mir ist es beynahe gleich viel, ob ich eine gute Blume in meinem oder meines Freundes Garten sehe, wenn ich sie nur oft sehen und mich daran vergnügen kann. Das Gesicht ist der weiteste Sinn, dadurch die meisten Empfindungen ins Gemüth gebracht werden, und der die meisten Gegenstände auf einmal umfasset. Aber darum verändert und verzehret er die Sachen so nicht, als der Geschmack, und wir können sie so nicht wegsehen, wie wir sie wegessen oder trinken. Es ist ein großer Unterschied, wenn vier und zwanzig Gäste einen Braten zu verzehren haben, und wenn ihrer sechse davon essen sollen. Aber es ist gleichviel, ob unserer sechse oder vier und zwanzig eine Blume sehen und riechen. Warum wollten wir also einander darum beneiden, da wir ja alle gleiches Antheil bekommen.

Mir deucht, ich habe einen sehr feinen und liebenswürdigen Theil des menschlichen Geschlechts entdeckt, da ich so viel Blumisten ausgespüret habe, und ich hätte wohl Lust dieses

Häuf-

Häuflein in meinen Schooß zu sammlen, und ihr Zinzendorf zu werden. Wie wäre es, wenn wir eine Gesellschaft unter einander aufrichteten, Gesetze machten, Synoden hielten, ein Ordenszeichen stifteten, und eine Losung annähmen? So kämen wir vielleicht unter die Merkwürdigkeiten dieses Jahrhunderts, und würden in dem Staatstheater eine ansehnliche Figur machen.

Aber wenn Ihnen dieser Vorschlag nicht wichtig genug scheinet, meine Freundschaft zu beweisen, so will ich ihnen erzählen, was ich sonst noch zu ihrem Vergnügen zu thun gedenke. Zum ersten biete ich ihnen meinen Vorrath von Blumen an, und was ich in demselben mehr als einmal habe, stehet einem ächten Blumenfreunde zu Dienste. Sie verstehen mich doch, meine Herren, daß ich ihre Blumen auch nicht verachte, und zu ihrer Freygebigkeit kein schwaches Vertrauen habe. Ich wollte, daß sie meinen Garten zur Niederlage und Waarenlager unserer Compagnie zu erwählen beliebten, und das Vertrauen zu mir hätten, mir einen Theil ihres Schatzes, wenn er vor ihren Garten zu groß wird, anzuvertrauen, daran sie sich immer wieder erholen, und bedürfenden Falls ihr Eigenthum wieder fodern könnten. Ich habe eine sichere Art Nelken auszuwintern, die ich ihnen auch empfehlen will: Ich lege an einem Gebäude an der Mittagsseite, doch ein paar Schuhe von der Wand abgerückt, ein Beet an, in der Form eines länglichten Vierecks, etwa vier Schuhe breit, in einer

Länge

Länge, die meinem Nelkenvorrath proportionirt ist, damit die Sonnenstrahlen einige Reflection von der Wand auf das Beet haben. Dasselbe fasse ich mit Bretern ein, und erhebe es etwa sechs Zoll über der Erde, damit es trocken liegt, und die Feuchtigkeit des Winters ihren Abzug hat, deswegen ich es auch auf der Seite nach der Wand zu etwas erhebe, nach Art eines Mistbeets, welches auch den Einfluß der Sonnenstrahlen befördert. Ich habe es an einem Orte in meinem Garten angebracht, der durch den Baumgarten einigen Schutz vor dem Morgenwinde hat. Dasselbe fülle ich mit der besten Nelkenerde, so gut ich sie in den Töpfen habe. Ich nehme darzu $\frac{1}{4}$ Holzerde, $\frac{1}{4}$ gemeine Gartenerde, $\frac{1}{4}$ Sand und $\frac{1}{4}$ verrodeten Mist, den ich von den Angern zusammen tragen lasse, und aufschütte, so daß er seine Schärfe verliehrt, und von Stroh unvermischt ist. Ich mache meine Ableger frühzeitig, so bald ich sie fassen kann. Nach vier Wochen haben sie Wurzel, und alsdann wandere ich mit ihnen in dieses Winterquartier, und stelle alle von einer Art bey einander. So wie ein Stock verblühet hat, muß er an diesen Ort, und wenn die Ableger noch nicht reif sind, lasse ich sie an demselben, und setze sie damit in die Erde. Hiermit kann ich bis Michaelis fortfahren, hernach aber bekleiben sie nicht gut mehr im Lande. Die aber bey guter Zeit eingesetzt sind, wachsen lustig, besprossen sich und bekommen einen guten Winterstand. Sie vertragen die strengste Kälte, und halten mehr

ab als Rockensaat. In diesem Winterquartier ist mir bey der strengen Kälte des vorigen Jahres, von einigen hundert Stöcken und Ablegern, ein einiger alter Stock ausgegangen, da ich im Gegentheil alles, was ich im Hause gehabt, weil ichs spät im Herbst geschickt bekommen hatte, verlohren habe. Man ist also der Mühe die Töpfe zu tragen, und der Kosten des Feuerholzes, wenn man keinen guten Keller hat, überhoben.

Was ich ihnen aber, meine Herren, nicht aus meinem Garten mittheilen kann, das bin ich vielleicht im Stande, ihnen aus den Gärten meiner Bekannten zu verschaffen. Ich biete mich ihnen also hiermit zum Unterhändler an, und wenn sie unter einander selbst noch nicht die nöthige Bekanntschaft haben, so können sie durch mich Tausch und Handel pflegen. Ich werde es aber nicht machen, wie jener Freywerber bey dem Gellert, der reiste, sahe Wilhelminen, und nahm die Schöne selbst vor sich. Ich werde nicht unterlassen, ihnen den Namen desjenigen bekannt zu machen, von dessen Gütigkeit sie dasjenige besitzen, was ich ihnen verschaft habe. Ich werde also jetzo, in der Zeit der Nelkenflor, eine Blumenwallfahrt in die benachbarten grossen Städte, und zu meinen Bekannten auf dem Lande thun, und auskundschaften, was dieses Jahr neues hervorgebracht hat. Ich werde daraus ein Blätterverzeichniß verfertigen, welches den Kern desjenigen, was ich selbst besitze, und bey andern gesehen habe, in sich fassen wird, und

welches

welches ich ihnen auf Verlangen mitzutheilen, mich erbiete. Das soll dienen, unsere litterarische Erkenntniß von den Nelken zu vermehren, und unsern Geschmack durch die Wahl vollkommener zu machen. Ich will ihnen, wenn sie es erlauben, erzählen, wie ich dieses Blätterverzeichniß verfertige, wenn es ihnen belieben sollte, es mir nachzumachen, und mich durch Mittheilung desselben zu erfreuen:

Ich lege einen Bogen holländisch Papier, doch nicht von dem größten Format, in lang Octav zusammen: ich breche ein solches Blatt wiederum, und klebe auf der linken Columne das Blatt auf mit Gummi Arabicum, das in Wasser doch etwas viscide oder zähe aufgelöst wird. Es verstehet sich von selbsten, daß man das größte und schönste Blatt von der Blume abbrechen müsse, nämlich von der Pikotte, das am richtigsten gezeichnet, von dem Bizard aber, das am schönsten gestreift oder bännagirt ist, und alle Farben der Blume bey einander hat. Die Rosenfarbe muß man sogleich ein paar Tage, nachdem sie aufgeblühet hat, abbrechen, weil sie sonst alsbald verschießt und bleich wird, wenn sie in der Sonne stehet. Die Grauen aber müssen stehen bis sie ganz alt werden, weil sie anfangs roth sind, welches sich nach und nach in das Graue verwandelt. Man nimmt die Blätter den Tag vorher ab, ehe man sie auflegen will, wenn sie vom Thau und Regen völlig abgetrocknet sind, und legt sie in ein luftiges Zimmer

an einen Ort, wo sie die Sonne nicht bescheinet, so daß sie nur ein wenig anwelken. Denn, wenn man sie frisch vom Stocke sogleich auflegen will, so kleben sie nicht gern, die Falten legen sich auch nicht auseinander, man muß sie stark aufdrücken, dabey man die zarten Gefäße des Blatts zerdrückt, und davon bekommen sie schwarze und ungestalte Flecken, welche das ganze Blatt beschimpfen und unbrauchbar machen. Des andern Tages aber lassen sie sich ganz bequem behandeln, sanft aus einander ziehen und ausbreiten, so daß sie eine schickliche Gestalt bekommen. Auf die andere Columne zur rechten Hand, schreibt man den Namen der Blume und die Farben, die Grundfarbe zuerst, und hernach die Illumination, so wie die Farben auf oder neben einander liegen, welches zur Sicherheit dienet, wenn sie sich auch etwa verändern und verschiessen sollten. Das thun fast alle helle Farben, sonderlich aber Grau in Roth, wie der Vulkanus, der endlich im Blatte ganz grau wird. Dieses so viel möglich zu verhüten, muß man den Catalogus einige Wochen offen stehen lassen, so daß die Luft zwischen den Blättern hingehen, und solche allmählich austrocknen kann. Macht man ihn sogleich zu, nachdem man die Blätter aufgelegt hat, so werden sie binnen wenig Tagen fleckig und ungestalt, so daß man sie kaum kennet. Daher ist auch ein solcher Catalogus nicht eher, als drey bis vier Wochen, nach dem er verfertiget ist, zum Verschicken brauchbar. Geräth er aber gut, so macht er beynahe eben so viel Parade, als eine

Flor

Flor, und ist sonderlich im Winter bey Zusammenkunft guter Freunde eine angenehme Augenweide, und Materie zu einem kritischen Gespräche und Untersuchung der Blumen.

Selbst diese Abhandlung, die ich ihnen hiermit vorzulegen die Ehre habe, ist ein Geschenk vor sie, meine Herren, und vornehmlich darzu bestimmt, ihnen ein Vergnügen zu machen. Man hat nicht nöthig, in der Liebe der Blumen so eingezogen, wie im Ehestande zu seyn, sondern man kann ihrer mehrere Arten mit seiner Zuneigung umfassen. Die Blumen sind selber nicht gar zu keusch, wie ich vorhin gesagt habe, und also können sie auch nicht von uns die strengste Treue fodern. Ich habe lange Jahre hindurch die Nelken vorzüglich lieb gehabt: jetzo theile ich meine Liebe zwischen denselben und den Tulipanen, und ich glaube, bald werde ich auch die Aurikeln und Priemeln, und wer weiß, welche Schönen von der Art noch hinzufügen. Denn so gerathe ich nicht so gar leicht in Verzweiflung, wenn mir eine Art derselben untreu wird, und sich durch diebische Hände entführen läßt, oder, wenn sie mir abstirbt und auswintert. Ich tröste mich derweile mit einer andern Art, und warte bis die Untreue etwa von selbst ihren alten Freund wieder aufsucht, wie es so in der Welt zu gehen pflegt. Ich bin zwar selbst nicht sehr reich an Tulipanen: allein ich habe, sonderlich im vorigen Frühjahr, schöne und große Floren gesehen, mit Kennern davon gesprochen, gute

Kundschaften gemacht, und selbst einige Kenntniß davon erlangt, die ich meinen Freunden mitzutheilen gedenke.

Man theilet die Tulipanen in Absicht der Zeit ihrer Blüthe ein in die frühblühenden, die mittlern und späten. Die Frühblühenden kommen nach Beschaffenheit des Landes im Anfange und der Mitte des Maymonats schon zum Vorschein, und sind die Vorläufer der Flor, deswegen sie auch ihre Annehmlichkeiten haben, ob sie gleich an Schönheit und Pracht der mittlern Art nicht gleich kommen. Hierher gehöret: Tulipa praecox lutea, purpurea, alba varia, lutea varia *) rubra varia **) flore Amethystino, coccineo flore candidis oris ***). Sie sind auch etwas niedriger von Stengel und kleiner von Blume, blühen aber länger, weil sie in eine Jahrszeit fallen, wo die Hitze noch nicht sehr überhand genommen hat, die sie oft in wenig Tagen tödtet, wo sie nicht unter einem Zelt oder Decke stehen, welches aber die Unbequemlichkeit hat, daß die Sonne die Farben nicht gehörig ausbilden und zur Vollkommenheit bringen kann, daher die Blumen, welche in freyer Luft stehen, allezeit stärker und höher an Farbe, und besser ausgemahlt sind, als die bey dem Aufblühen so gleich bedeckt werden. Ich will allezeit eine vollkommene

*) Caroli Bauhini Pinax.

**) Clusii Historia rariorum plantarum.

***) Tournefort Institutiones Rei herbariae.

mene Blume lieber nur einige Tage, als eine unvollkommene eine längere Zeit sehen. Das starke Vergnügen, wenn es gleich kurz ist, ist allemal köstlicher, als das mittelmäßige, wenn es gleich lange währet. Ich habe bisweilen die Nelken, welche ich in freyer Luft stehen gehabt, nicht gekannt, wenn ich sie bey einem Freunde in einem Zimmer gefunden habe, wo sie seit dem Anfange ihrer Blüthe gestanden hatten, so schwach, matt und verdorben waren die Farben.

Die mittlere Gattung der Tulipanen, welche im Anfange des Junius zur Blüthe kommt, fasset den ganzen Schatz ihres Reichthums in sich, und ist gleichsam das männliche Alter derselben, darinn ihre Pracht und Schönheit zur Vollkommenheit gelangt. Dieß ist der Phalanx des Blumenheers, darinn seine große Stärke bestehet. Die spätblühenden haben auch ihre Schönheiten, sind aber nur der Nachtrab, welcher wenig Aufsehens macht, wenn das Auge beynahe gesättiget ist. Man muß sich hüten, daß man nicht frühe, mittlere uud spätblühende Tulipanen durch einander pflanzt, sondern einer jeden dieser Arten ihren eigenen Ort geben; denn die größte Schönheit eines Tulipanenbeets bestehet darinn, wenn es eine an einander hangende Reihe von Blumen, und gleichsam ein ausgebreitetes Tuch vorstellet, welches in gleichen Entfernungen mit Blumen gestickt ist. So wickelt der Frühling seine Tapeten aus, auf der Fläche der Erden, und entzückt uns damit,

wie ein Kaufmann, der uns einen schönen Stoff vorlegt. Alsdann wird der Begriff vollständig, den wir von einem Tulipanenflor haben: sie erheben einander durch die gute Nachbarschaft, sie machen, wenn sie neben einander stehen, zum Theil einen starken Contrast, zum Theil eine angenehme Verbindung, das ganze Beet wird gleichsam eine Blume, in welcher Unterschied und Uebereinstimmung mit gleicher Stärke herrschen. Man kann dieses erhalten, wenn die Erde des Tulipanenbeets durchaus von gleicher Güte, die Zwiebeln in ihrer Art gleich stark sind, und gleich tief gepflanzt werden, vermittelst eines Steckens, der ein Merkmal hat, wie tief er in die Erde gestossen werden soll, die Grube zu machen. Es ist aber leicht einzusehen, daß Lücken entstehen müssen, wenn frühe, mittlere und spätblühende Tulipanen unter einander gepflanzt werden, denn wenn die mittlern anfangen, so haben die frühen verblüht, und, wenn die späten hervorkommen, so hören die mittlern auf. Die blühenden stehen also unter den verwelkten, wie die Lebendigen unter den Todten, und verliehren durch diese unangenehme Nachbarschaft, viel von ihrem Glanz und Schönheit.

Was die Schönheit der Tulipanen betrifft, so werde ich bey Beurtheilung derselben eben die Grundsätze beybehalten, die ich in der Abhandlung von den Nelken angenommen habe, und die ich also hier zu wiederholen nicht für nöthig finde. Es kommt dabey, wie bey den Nelken,

theils

theils auf den Bau und die Gestalt, theils auf die Farbe und Mahlerey an. In Absicht der Gestalt und äusserlichen Bildung sind die Tulipanen dreyerley: einfache, gefüllte und monströse. Die Monströsen haben ihren Namen von der Größe und unregelmäßigen Bildung, gleich als wenn sie ein Ungeheuer von Tulipanen wären. Ihre Blätter sind mehr als noch einmal so lang, als der gewöhnlichen Art, dabey ausgezackt, gleichsam frisirt rund umher. Sie schliessen nicht an einander, wie die gemeinen Tulipanen, sondern flattern wild umher, thun sich weit von einander, beugen sich und hangen niederwärts. Was ihre Arten betrift, so sind sie nicht sehr mannichfaltig. Man hat eine gelbe mit rother Einfassung, eine rothe mit gelben Strichen, eine gelbe mit der Farbe eines Lychniß stark punktirt, und eine gelbe mit einer grünen Ribbe, die in der Mitte des Blatts heran lauft. Wer noch nicht viel Tulipanen gesehen hat, und ihre eigentliche Schönheit nicht kennet, der gaffet sie mit einfältiger Verwunderung an, und Kinder und Unwissende weisen auf sie mit Fingern. Sie kommen mir vor als die Trommelschläger unter der Blumenschaar, welche zwar sehr bund sind, und Lerm genug machen, aber man muß nicht ganze Linien derselben haben, sondern hier und da einen hinstellen, wo es sich etwa schicken will. Von dieser Art: ist Tulipa serotina, ramosa, maxima, flore simplici, fimbriato, flavo, vario, (die spätblühende, zackigte, sehr große Tulipane, welche einfach und frisirt ist, mit man-

cherley Gelb, die der Papagay genannt wird *), ingleichen Tulipa lutea lituris quibusdam viridibus et sanguineis distincta, flore maximo laciniato, die große gelbe, frisirte Tulipane, mit grünen und blutrothen Strichen **).

Die gefüllten Tulipanen haben mehr als sechs Blätter, und sind mehr oder weniger gefüllt, je nachdem es die Art derselben mit sich bringt, und sie in besseres oder geringeres Erdreich gepflanzt werden. Unter den Nelken müssen alle gute Blumen gefüllt seyn, und die einfachen sind von keinem Werth. Aber mit den Tulipanen ist es umgekehrt, man achtet die gefüllten wenig, und was vortrefflich seyn soll, muß einfach seyn. Man hat sehr wenig gefüllte Arten, die sich an Farbe und Mahlereyen unterscheiden. Sie sind meistens roth oder gelbviolet mit einer weißen Einfassung. Der Bau der Tulipane läßt nicht zu, daß wir es als eine Vollkommenheit betrachten, wenn sie gefüllt ist. Diese Blume hat einen tiefen Kelch, und die Blätter derselben stehen perpendicular. Wenn sie nun gefüllt ist, so verbirget ein Blatt das andere dergestalt, daß man nur den äussersten Rand und die Spitze davon siehet, und die ist auch gemeiniglich durch eine Farbe erleuchtet. Aber eine schöne Schattirung und Mahlerey würde vergeblich angebracht seyn, weil dieselbe vor unsern

*) Hortus Lugduno-Batavus.

**) Tournefort Institutiones Rei herbariae.

sern Augen verborgen ist. Die Blätter einer Nelke aber liegen horizontal, und decken einander niemals völlig, wenn sich die Blume wohl legt, sondern das innere Blatt ist allezeit einige Linien kürzer als das äussere, so, daß man die Illumination zum wenigsten zum Theil erblicket. Ich habe im vorigen Sommer diese Schönheit an einer Blume mit Namen Beauté de Holland, im Herzogl. Gothaischen Lustgarten zu Friedrichswerth gefunden, deren Blätter nach einem so gleichen richtigen Verhältnisse abgekürzt waren, welches von einem geschickten Meßkünstler ausgerechnet zu seyn schiene. Die Natur verschwendet ihre Schönheiten nicht; sie weiß sie gehörig ins Licht zu setzen, und am rechten Orte anzubringen. Zu dieser gefüllten Art gehören: Tulipa miniata flore pleno *) ingleichen Tulipa serotina, ramosa, maxima, flore pleno, flavo vario **) ingleichen Tulipa lutea centifolia ***).

Die einfachen Tulipanen haben sechs Blätter, drey inwendig und drey auswendig, welche zusammen einen Kelch ausmachen, weil sie genau an einander schliessen. Die Baguetten werden für die schönsten unter ihnen gehalten, welches Wort von bague ein Stock herkommt, und also einen Stecken bedeutet, weil sie lang und hoch sind, und zum Theil anderthalb bis zwey Ellen

*) Morissorii Historia plantarum.

**) Hortus Lugduno-Batavus.

***) Tournefort Instit. Rei herbar.

Ellen hinansteigen. Die Blume selbst muß eine ihrer Höhe gemäße Größe sowohl von der Weite als Länge haben, welche sich sehr viel nach der bessern und schlechtern Erde richtet, darein sie gepflanzt sind. Die Blätter müssen stumpfrund, und oben etwas eingebogen seyn, welches einen angenehmen Schatten in der Blume selbst macht, dadurch die Farben sehr erhöhet werden. Man achtet also diejenigen, welche spitzige Blätter haben, wenig, sonderlich, wenn sie sich sehr unterwärts beugen wie eine Lilie, weil alsdenn zu viel Licht in die Blume fällt, und ihre Farben mehr geschwächet als erleuchtet werden. Man hat eine Figur derselben, welche man ein Eyergewächs nennet, die sowohl oben als unten auf den Stengel etwas spitzig zuläuft. Die Blätter derselben bleiben aber, wenn sie aufgehet, oben allezeit gewissermaaßen geschlossen und flattern nicht so wild umher, als diejenigen, welche ganz spitzige Blätter haben. Die Tulipanen sind also ihrer Gestalt nach conische Figuren, welche sehr schöner Proportionen fähig sind, die das Auge sogleich empfindet, ob sie gleich der Verstand langsam ausrechnet, und man siehet also daraus, daß die Sinne eine Art der natürlichen Mathematik ausüben, die von ungemeiner Richtigkeit ist, wenn sie nicht durch Vorurtheile verdorben und übel geführt werden. Es ist aus der Geometrie klar, daß in einem conischen Abschnitt mehr Verhältnisse, als in einem spitzigen Winkel anzutreffen sind, und die Blumisten urtheilen also richtig, daß ein stumpfrundes Blatt schöner, als

ein

als ein spitziges sey, ob sie es gleich nicht alle demonstriren können.

Man kann die Tulipanen, was ihre Farben und Mahlereyen betrifft, ebenfalls, so wie die Nelken, in Farbenblumen, Pikotten, Bizarden und Concordien eintheilen. Ich muß hier die Bedeutung dieser Namen, nach dem Sprachgebrauch der Blumisten richtig bestimmen, damit alle Zweydeutigkeit verhütet werde. Picoté, heißt fleckig, und kommt her von stechen, etwas durchnehen, steppen. Eine Pikotte ist also eine Blume, welche gleichsam ausgestickt oder fein übermahlet ist. Sie hat also zwey Farben, die Grundfarbe, welche die eigenthümliche Farbe des Blatts ist, und die Illumination, welche auf eine andere aufgetragen ist, in der Gestalt der Flecken oder Streifen. Diese muß nicht bis herunter in den Kelch gehen, weil sie sonst von der Grundfarbe nicht gehörig unterschieden seyn würde. Die Farbe der Illumination muß von einer Art seyn, ob sie gleich unterschiedene Stufen haben kann. Wenn die Blume gelbroth und schwarz ist, so gehört sie zu den Bizarden. Sie kann aber gelb und roth haben, welches auf mancherley Art schattiret oder ausgetuscht ist, und denn ist sie unter die Pikotten zu rechnen. Der eigentliche Character derselben ist also, daß sie nur zwey Farben haben, und daß die Illumination nicht herunter in den Kelch gehet. Vielleicht findet man auch Tulipanen von drey Farben, davon die Illumination am

Rande

Rande und in der Mitte des Blatts bleibt, die man wie die Nelken, Pikott-Bizards nennen könnte. Ich erinnere mich aber nicht dergleichen gesehn zu haben. Bizard heißt wunderlich, seltsam, und bedeutet also eine Blume, welche eine unregelmäsige und willkührliche Farbengebung hat. Sie hat auch ihre Grundfarbe und Illumination, welche bis herunter in den Kelch gehet, und aus Farben unterschiedener Art bestehen kann. Die Unregelmäsigkeit ist vergleichungsweise gegen die Pikotten zu verstehen, bey denen die Uebereinstimmung herrschet, so wie bey den Bizarden die Mannichfaltigkeit. Die Concordie hat zwey ähnliche Farben, z. E. eine hellrothe Grundfarbe und eine dunkelrothe Illumination. Man findet selten eine vorzügliche Schönheit von dieser Art, und sie verdienet wenig Aufmerksamkeit.

Die Farbenblumen, rothe, gelbe, braune, blaulichte, sind wegen ihrer Einförmigkeit durchgehends schlecht. Man hat sonst eine ganz dunkelrothe, die man den schmutzigen Koch nennet, und, wenn sie den schwarzen nahe kommt, noch einigermaßen achtet, aber heutiges Tages kommt sie auch in keine Betrachtung. Es arten bisweilen die schönsten Tulipanen in Farbenblumen aus, und man spüret an denselben noch einige dunkele Züge einer bessern Zeichnung. Es kommt dieses von der Veränderung der Erde, deren sie gewohnt sind, und Verschlimmerung des Bodens her, und man sagt, daß sie wieder

ein-

einschlügen, und ihre vorzügliche Gestalt wieder bekämen, wenn sie gut gepflanzt würden, welches ich aber nie versucht habe. Ueberhaupt verändern und verwandeln sich die Tulipanen sehr, und wenn man sie viele Jahre nach einander in einerley Boden stehen läßt, so werden sie endlich mit einander roth, gelb und braun, daher das Umpflanzen alle Jahr, oder höchstens alle zwey Jahr nöthig ist, wenn sie den Boden, worinn sie stehen, ausgesogen haben. Man hat eine Art Farbenblumen, welche man Mutterzwiebeln nennet, und die gemeiniglich in der Mitte des Blatts einen Strich von unterschiedener Farbe haben. Diese behalten immer einerley Gestalt und Farbe, man mag sie verpflanzen so oft man will. Aber die Brut derselben bringt mancherley neue Sorten hervor, daher sie auch von manchen Gärtnern beybehalten werden. Wer aber Gelegenheit hat Zwiebeln zu erhalten, von denen er versichert ist, daß es gute Arten sind, der wird sich damit nicht bemühen.

In den Pikotten ist die Grundfarbe entweder weiß oder gelb von allerley Graden, oder Palje oder Perlfarbe, und je reiner dieselbe ist, desto besser ist die Blume. Doch wird es auch vor eine Schönheit gehalten, wenn sich das Weise nach dem Blatt zu etwas ins Schwefelgelbe verliehrt, sonderlich in solchen Blumen, die eine violette und dunkele Illumination haben. Denn das Schwefelgelbe erleichtert die Verbindung der Illumination mit der Grundfarbe, und diese nähert sich derselben also allmählig. Die

Illu-

Illumination ist schwarz, blau, violet, carmosinroth, von mancherley Arten Braun, und Oelfarbe. Unter denenselben stehet das Blaue, Violette, Fleischfarbene und Rosenrothe schön in Weiß; das Schwarze, Braune, die Oelfarbe, das Incarnat, Carmosin, und einige Arten von Roth schön ins Gelbe, darinn es sich auch gemeiniglich befindet.

Ueberhaupt sind hierbey folgende Regeln zu bemerken:

1. Farben, die einander sehr nahe verwandt sind, stehen gut in einander, z. E. das Blau in Weiß, Incarnat in Gelb: denn dieses macht eine angenehme Harmonie, die das Auge belustiget, und ist ein leichter Uebergang aus einer Farbe in die andere.

2. Farben, die sehr weit von einander entfernt sind, machen eine Schönheit zusammen, z. E. Schwarz in Gelb, Dunkelviolet in Weiß. Denn daher entstehet ein Contrast, der das Auge rühret, und einen starken Eindruck macht. Hieraus folget:

3. Daß hier die Mittelstraße nicht die beste sey, und also Farben, die von einander sehr unterschieden sind, aber nicht genau, z. E. Weiß mit Blaßviolet, eben so übel stehen, als Farben, die mit einander übereinkommen, aber nicht nahe, z. E. Gelb und Ziegelfarbe. Die Farbengebung muß das Auge weder ermüden noch unbeschäftigt lassen, und die Ausmessung der Verhältnisse

hältnisse der Farben gegen einander muß ihm weder zu leicht, noch zu schwer gemacht werden.

Die Farben selbst und ihre Verbindungen mit einander haben eine sehr unterschiedene Wirkung auf das Auge des Menschen, die der Schöpfer bey der Austheilung derselben in Betrachtung gezogen hat. Das helle Weiß beschäftiget das Auge sehr stark, weil es der ganze reflectirte Lichtstrahl ist, und wenn es anhaltend und in so grosser Menge gesehen wird, so greift es heftig an und blendet. Man siehet davon ein Exempel an dem Schnee, der durch seinen Glanz die Augen roth und trübe macht. Das dunkele Schwarz beschäftiget das Auge gar nicht, weil es den Lichtstrahl verschlingt und gar nicht reflectirt, daher es traurig aussiehet, und wenig Vergnügen macht. Denn es ist mit den Sinnen, wie mit dem Verstande. Sowohl was sie ermüdet, als was sie müßig läßt, ist ihnen unangenehm. Daher sind diese beyden Farben schwarz und weiß in der Natur sehr sparsam ausgetheilt. Die grüne Farbe scheinet dem Auge am meisten gemäß zu seyn, weil sie in der Reihe der Farben, die der weiße Lichtstrahl enthält, vermöge der Entdeckungen des Newtons, roth, goldgelb, schwefelgelb, grün, himmelblau, purpur und violet, gerade die mittlere, und also der halbe Strahl ist, den es am leichtesten ertragen kann, und der es weder zu viel noch zu wenig angreift, sondern erquicket. Daher ist diese Farbe in der Natur sonderlich im Pflanzen-

reiche am stärksten angebracht, welches eine grüne Kleidung träget. Man kann also roth, goldgelb und schwefelgelb, schwere Farben nennen, weil sie näher an das Weiß gränzen, und mehr Kraft zum Sehen erfodern, als grün: himmelblau, purpur und violet aber leichte Farben, weil sie dem Schwarzen näher kommen, und weniger Kraft zum Sehen erfodern, als das Grün. Dieß bestätiget die Erfahrung, indem es die Augen nicht so sehr angreift, lauter violet, als lauter hellroth um sich, und lange darauf zu sehen. Indessen ist weder alles was leicht, noch alles was schwer ist, allezeit angenehm oder unangenehm, sondern das Vergnügen erfodert eine proportionirte Anstrengung und Nachlassung unsrer Kräfte. Dieß ist der Grund der unterschiedenen Abwechselung, Mischung und Verbindung der Farben in der Natur: eine Anmerkung, die ich nicht zurück halten können, aber den Naturkündigern zu genauerer Untersuchuug überlassen muß, weil ich sie hier nicht weiter treiben kann, ohne meine Leser zu ermüden, und mich zu weit von meinem Endzwecke zu entfernen.

Was die Farben der Illumination in den Pikotten betrift, so habe ich zwey Arten derselben bemerkt, darunter sich alle besondere Gattungen derselben bringen lassen: Es giebt gerade Farben, welche durchaus von gleicher Stärke sind, und die ganze Fläche, die sie bedecken, mit gleichem Glanz erleuchten, z. E. einerley roth oder blau. Es giebt aber auch schattirte

oder

oder getuschte Farben, wenn sie zwar von einerley Art, aber von unterschiedenem Grade ist, und sich vom Hellen ins Blasse oder vom Dunkeln ins Helle allmählig verliehret und ausgetuscht wird, z. E. dunkelblau am Rande, welches allmählig ins Hellblaue fällt, gegen die Mitte des Blatts. Man kann also die Illumination in die gerade und schattirte eintheilen.

Die gerade Illumination, die sich selbst an allen Orten in der Stärke der Farbe gleich ist, muß zart gestrichen seyn, und keinen gar zu grossen Theil des Blatts bedecken, wenn sie schön seyn und gut ins Auge fallen soll. Wenn das Blatt halb roth und halb gelb ist, oder grosse Flecken von Farbe ohne Ordnung darauf geworfen sind, so macht es eine schlechte Figur, und hat kein schönes Ebenmaaß, welches das Auge rühret. Die Illumination ist die Zierrath der Pikotte: wenn derselbe verschwendet ist, so ist er unangenehm, und verursacht mehr Ekel als Vergnügen, absonderlich, wenn er an sich selbst einfach ist, und nur aus einer Farbe bestehet. Man hat eine alte Blume, die man die Krone nennet, die roth ist mit einem ganz gelben Rande, der wie eine Flamme in das Blatt niederfährt, und die man wenig achtet *). Aber wie viel schöner ist die Prinzeßin Caroline, die eine schneeweise Grundfarbe, und ganz zarte himmel-

*) Tournefort nennet sie Tulipa phoenicea, oris luteis. Institutiones Rei herbariae.

blaue Cante hat, von welcher hier und da einige feine Strichlein als ein Faden in das Blatt laufen. So siehet der feine Chinesische Cattun aus, mit zarten Ranken von Blumenwerk gemacht, welcher für schöner gehalten wird, als wenn das ganze Gewand mit Blumen bedeckt ist. Der Mufti hat einen eyergelben Grund und kohlschwarze Cante nicht breiter als ein Strickstock mit einigen schwarzen Faden, die hin und her durch das Blatt laufen. In den Tulipanen findet man die schwarze Farbe sehr ächt und besser als in den Nelken, wo sie nicht mehr als dunkelroth ist. Der Admiral Tromp hat eine perlfarbene Grundfarbe, und schmale Cante von dunkel- und stark-carmosin, aus welcher sehr scharfe Strahlen in das Blatt hineinfahren, die sich aber genau unterscheiden, als mit dem feinsten Pinsel gezeichnet, und die Hoheit mit der Annehmlichkeit genau vereinigen. Diese zarte Illumination giebt der Blume eine gewisse Reinlichkeit und Feinheit, welche eine grosse Anmuth hat, und sich sogleich auf einem ganzen Beet unterscheidet.

Die schattirte Illumination einer Pikotte ist breiter und stärker als die gerade, und gehet bisweilen weit in das Blatt herunter. Sie hat allezeit einen Rand von einer dunkelen Farbe, welchen man das Ufer nennet. Dasselbe muß rein und völlig von der Grundfarbe abgeschnitten seyn, und läuft sowohl um den Rand des Blatts herum, als auch durch dasselbe mit allerley krummen Linien

nien hin. Von diesen Ufern aus nimmt die Farbe allmählich ab nach der Mitte zu, und wird schwächer und gelinder. Wir wollen die Sache mit Exempeln erläutern.

Die Königin von Saba hat eine hochgelbe Grundfarbe, und die Illumination nimmt beynahe ein Drittheil des Blatts ein. Die Ufer derselben sind Caffeebraun, welches sich gegen die Mitte in die Oelfarbe verliehret: durch welche, da wo sie am schwächsten ist, das Gelbe etwas durchschimmert. Sie siehet sehr ernsthaft aus, und verräth ihre Herkunft durch die Farbe.

Der Phaeton hat eine Citronen-gelbe Grundfarbe, und die Illumination gehet vom Rande aus, mit etwas breiten Streifen, beynahe die Hälfte des Blatts hernieder. Die Ufer dieser Streifen sind dunkelblau und in himmelblau ausgetuscht nach der Mitte zu. Diese Ströme fliessen nach dem Rande des Blatts zu in ein blaues Meer zusammen, welches sehr schön ins Auge fällt, und diese Blume ist eine der schönsten, die ich gesehen habe.

Die Chloe hat einen goldgelben Grund, die Ufer der Illumination sind incarnat in blaßroth ausgetuscht, und macht eine sanfte Schönheit aus, die auch ohne Pracht gefällt.

Der Narcissus ist sehr weiß mit Fleischfarbe, die in hellrothe Ufer eingeschlossen ist. Eine schöne Blume dieser Art ist der Vulkanus, die Grundfarbe ist sehr dunkelgelb, die Illumina-

tion braun. Die Ufer derselben sind nicht am Rande, sondern fangen sich tief im Kelch an. Die Illumination gehet nicht an einem hin, sondern ist flammenweise angebracht. Eine jede Flamme hat unten einen dunkeln Rand, von der Figur eines kleinen Bogens, aus welchem die Farben strahlenweise herausfahren, bis an eine andere Flamme, die über derselben ist. So ist die ganze Blume gleichsam mit Flammen bestreuet, und scheinet zu brennen, wenn man sie genau betrachtet, indem sie sich aufthut.

Die Agathe hat hellgelbe Blätter, in die Mitte eines jeden derselben ist gleichsam ein neues Blatt von Rosenfarbe gemahlt, mit Ufern, die sehr barogue, oder mit allerley Krümmungen ausgeschweift sind, und zusammengenommen gleichsam eine Blume in der andern machen.

Ueberhaupt verräth diese Art der Blumen eine Meisterhand der Natur, und hat nicht nur den Vorzug der Seltenheit, sondern auch ihre eigene Vortreflichkeit. Die richtige Absonderung der Illumination von der Grundfarbe durch die Ufer macht eine Deutlichkeit des Begriffs, den wir von der Blume haben, welche den Sinnen eben so angenehm als dem Verstande ist. Die mancherley Arten von krummen Linien, welche diese Ufer machen, laufen schlangenweise durch das Blatt, wie ein Bach durch eine grüne Wiese dahin, und sind ihrer Mannichfaltigkeit wegen angenehmer als geradlinichte Figuren. Die Gradation der Farben in die Tuscharbeit,

ist

ist so genau und richtig, daß die Verhältnisse von Punct zu Punct eben dieselben bleiben, und durch die Kunst kaum nachgeahmet werden.

Es ist keine Blume so bund als die Bizarden unter den Tulipanen, und ihre Mannichfaltigkeit ist so unaussprechlich, daß ein großes Buch erfodert würde, auch nur den kleinsten Theil derselben zu beschreiben. Ihre größte Vollkommenheit bestehet in der Vielheit und guten Mischung der Farben, wenn sie aber deren nur zwey haben, so müssen sie gut gestreift oder bannagirt seyn. Die Streifen, welche von dem Blatt herunter bis in den Kelch oder aus demselben herauf in das Blatt laufen, müssen einander gleich seyn, gleich weit von einander abstehen, und sich nicht zu sehr mit der Grundfarbe vermischen.

Die Amaryllis ist schwefelgelb: ein jedes Blatt hat fünf bis sechs Streifen von incarnat, die in gleicher Entfernung von einander das Blatt die Länge hindurch streifen. Sie machen zusammengenommen ein Ganzes aus, wie ein gestreiftes Zeug, welches sehr angenehm in die Augen fällt, und eben so viel Mannichfaltigkeit als Uebereinstimmung hat. Man siehet gleichsam durch die Streifen hindurch, und die Blume scheinet eine Art von Gitterwerk zu seyn, welches das Auge betrüget. Der Pan ist eine Blume wie eine Faust groß, dunkelroth mit stumpfrunden Blättern, und mehr in die Weite als in die Höhe ausgedehnet. Auf beyden Seiten der drey inwendigen Blätter fahren aus

dem Kelch zwey schneeweise Flammen heraus, bis mitten in das Blatt hinein am Rande hin, und breiten sich oben etwas aus. Diese sechs weise Ströme im rothen Felde stechen sehr gut ab, und reissen das Auge mit einer unwiderstehlichen Gewalt an sich. Man wird selten finden, daß sich heterogene Farben, die von ganz unterschiedener Art sind, z. E. Violet und Roth mit einander vermischen. Sie bleiben gemeiniglich in einer Gattung, z. E. blau, roth, carmosin, aber in derselben gehen sie oft alle Grade durch, und springen ab von der hellen in die dunkele, von der hohen in die niedrige.

Der Mahomed, welcher sehr gemein ist, hat einen sehr hohen Kelch, öffnet sich sehr weit, und zeiget alsdenn fast alle Arten von roth, so daß in der Mitte ein dunkelrother Streif herunter läuft, zu beyden Seiten aber die helleren Arten von rothen Flammen und Streifen ihn einfassen. Und diese folgen nicht immer stufenweise, wie in der Tuscharbeit, auf einander. Oft fließt in einen blaßrothen Grunde ein hellrother Strom daher, und ist in eine Art von Ufer eingeschlossen, nicht weit von ihm ein anderer von einer andern Farbe.

Der Pluto hat oben um das Blatt herum eine ganz dunkelviolette Einfassung, die beynahe ganz schwarz ist, diese Dunkelheit nimmt nach dem Kelch herunter etwas ab, und wird braun, wie ein abgetragenes Schwarz, und macht eine Art der Dämmerung. Endlich fahren von unten

ten aus dem Kelch heran schwefelgelbe Strahlen in das Graue und Dunkele herein, und erleuchten dasselbe auf die prächtigste und angenehmste Art. Es scheint die Grundfarbe gelb zu seyn, auf welche die Illumination so stark und reichlich aufgetragen ist, daß sie nur schwach hindurchschimmert. Von dieser Art kann ich einige Gattung aufweisen.

Der Großvezier ist gelb, vielerley dunkelroth und schwarz. Die Farben sind so wunderbar gemischt, daß hier alle Regeln aufzuhören scheinen. Sie scheinen hinter einander hervor, sie fliessen durch einander, sie fallen, sie erheben sich wieder auf eine unerwartete Art, und die Schwarze breitet über die ganze Blume eine Ernsthaftigkeit aus, welche alle Aufmerksamkeit erfodert. Es ist ein Stern der ersten Größe auf ein Beet, und wer sie gesehen, wird sich nach mittelmäßigen Blumen wenig umsehen, die Kenntniß des Großen und Erhabenen bringt in allen Künsten eine Verachtung des Mittelmässigen und Geringen mit sich. Indessen ist dieses doch nicht ohne Nutzen. Es muß auch was vor dem Pöbel der Blumisten seyn, der sich in alle Professionen mischet.

Der Adler ist also gestaltet: Aus dem Kelch herauf steigen schwefelgelbe Streife, von der Breite eines Federkiels, gegen den Rand des Blattes in die Höhe, welche oben stumpfrund sind, und in der Mitte gleichsam einen weißen Kern haben, welcher daher entstehet, daß das

Gelbe, welches in Ufer eingeschlossen ist, sich von beyden Seiten ins Weise verliehret und auflöst. Sie stehen so weit von einander ab, als sie selbst breit sind. Der obere Rand des Blatts ist in eine etwa vier Linien breite Cante eingefaßt, von dem schönsten Violet, welches um die Ufer dem Schwarzen nahe kommt. Aus diesem blauen Meere fliessen Ströhme herunter zwischen die gelben Streifen, und füllen den ganzen Zwischenraum derselben aus. Diese Strahlen der Illumination sind an ihren Ufern dunkelviolet, welches dem Schwarzen nahe kommt, in ihrer Mitte aber läuft ein hellvioletter glänzender Strich herunter, so daß also weiß, gelb, dunkel und hellviolett durch das ganze Blatt mit einander abwechseln.

Die Faustina ist weiß und violet, welches oben am Rande des Blatts sehr dunkel ist, allmählig nach dem Kelch zu immer heller wird, und sich endlich im Weißen verliehrt. Die Blume ist sehr groß, und die sanfte Vermischung von blau und weiß macht eine dritte Farbe, die nicht geringe Annehmlichkeit hat.

In der Dulcinea liegt ein schönes Gelb zum Grunde, über dasselbe ist ein schwarzer Flor ausgebreitet, und in demselben gehen lange Streife von Ponceau herunter, die ein unterscheidendes Ansehen haben.

Man findet auch Carmosin in Palje, Blau in Weiß, mancherley Braun in Gelb. Sonderlich

lich aber nimmt sich das Rosenroth und die Fleischfarbe in einem glänzenden Weiß zu der Helena schön aus, welche eine freundliche und jungfräuliche Schönheit hat, die den Ernst der dunkeln Farben mäsigt. Als eine Seltenheit einer Blumenflor kann man den Herold betrachten. Die Grundfarbe ist ganz dunkelroth oder braun, noch mehr als der Schmutzkoch, und kommt dem Schwarzen sehr nahe. Die Blätter haben alle schneeweise Spitzen, und ein spitziger weißer Winkel sticht auch unterwärts bis in die Hälfte des Blatts. Der Zuschauer weiset darauf am ersten mit den Fingern wegen ihrer unterschiedenen Gestalt, obgleich die Seltenheit grösser als die Schönheit ist.

Als einen Anhang füge ich diesem zweyten Theil meiner Ruhe auf dem Lande einen Auszug aus einem fürtreflichen Werke bey, welches ich in der Königlichen Bibliothek zu Göttingen angetroffen habe. Es führet die Aufschrift: Eden, und enthält eine Beschreibung der schönsten Blumen in Engelland, mit beygefügten illuminirten Kupferstichen, in Regal-Folio; daher es auch sehr theuer ist, und siebenzig Thaler kostet. Mein theuerster Freund, der Herr Professor Weber, eine Zierde des Blumisten Ordens, dem die Blumen nach den ernsthaften Geschäften der Weltweisheit zur Ergötzung dienen, hat die Gewogenheit gehabt, einige Beschreibungen der besten Tulipanen aus der englischen in die deutsche Sprache übersetzen zu lassen, um mir damit ein

Geschenk

Geschenk zur Zierde meines Werks zu machen, welche hier folgen:

Die weiße purpurfarb-gespitzte Tulpe.

(S. 308. Kupf. 26. Fig. 5.)

Die Tulpen werden in kurzer Zeit bey uns mit sehr großem Glanz der Schönheit und Mannichfaltigkeit ausbrechen. Diese ist eine Frühlingstulpe, und hat in diesem Stück einen großen Vorzug. Doch ist sie in ihrer einfachen Gestalt ohne grosse Pracht. Der Farben sind nicht mehr denn zwey: purpur und weiß; aber sie sind sehr schön angebracht. Der Kenner weiß, daß die eigentlichen (genuine) kenntlichen und wirklichen (real) Arten der Tulpen sehr wenig sind. Die Kunst hat die Farbe auf der Blume fast mehr, als man sich vorstellen kann, verändert und vermehret. Aber es ist leicht, alle diese Verschiedenheiten unter eine von 2 oder 3 ursprünglichen Arten zu bringen. Diese ist eine von denen, welche die Cultur am wenigsten verändert hat. Der größte Theil der Schriftsteller hat sie unter andern genennet: Tulipa und Tulipa Turcarum. *Linnaeus*: Tulipa flore erecto foliis ovato lanceolatis: die gerad, mit runden und spitzigen Blättern blühende Tulpe. Die Gärtners-Namen von Blumen sind nicht nur der Kenntniß der Liebhaber zu gering, zu seicht, zu unvollkommen und ungewiß, sondern auch zu einem wirklichen Gebrauch zu unbestimmt,

bestimmt. Der Name, welcher von einer dieser Personen zu einer Zeit einer Blume gegeben wird, wird zu einer andern Zeit einer ganz verschiedenen beygelegt *). Diese Tulpe ist davon ein

*) Dieß ist eine starke Lection vor mich und alle Blumengärtner, die ein starkes Wörterbuch derselben aufzuweisen haben. Wir wollen uns verantworten. Die Namen der Dinge sind entweder wesentlich, und drucken die Natur und Beschaffenheit derselben aus, oder willkührlich und in ihrem Wesen entweder gar nicht, oder auf eine sehr entfernte Art gegründet. Von der ersten Art sind die Benennungen der Arten der Blumen: Farbenblumen, Pikotten, Bizarden, Concordien, welche die Beschaffenheit der Illumination erklären. Man hat dergleichen auch von besondern Stücken, z. B. der weise Schwan. Flavia cana. Bey den Individuis sind die willkührlichen Benennungen unentbehrlich, weil die Menge und Mannichfaltigkeit ihrer characterisirenden Bestimmungen so groß ist, daß man sie mit vielen Worten kaum kenntlich machen kann. Und das sind nicht Namen sondern Beschreibungen. Indessen sind diese willkührlichen Benennungen doch nicht seichte und unnütz, weil dabey nichts gewisses ist, und sie keinen Begriff von der Blume geben. Denn wenn ich einen Menschen Kunz oder Caspar nenne, so kann ich daraus nicht begreifen, wie er aussiehet und wie groß er ist. Gleichwohl unterscheide ich ihn dadurch von andern, wenn ihm der Name einmal eigen ist. Ja die Namen sind bisweilen der Beschaffenheit der Person zuwider, und gelten dennoch. Die Johannen sind nicht alle huldreich, die Georgen nicht alle Ackerleute, die Constantins nicht alle beständig, und doch nennet

ein Beweis. Sie wird im Frühling in Engelland Pretty Betty (das schöne Ließgen) genennt: bey einigen behält sie diesen Namen immer fort: aber andere, wenn sie Wurzel von andern Orten unter demselben Namen bekommen haben, legen ihn derselben ebenfalls bey. Auf diese Weise ist bey solchen Benennungen nichts gewisses. Sie geben keinen Begriff von der Blume, welcher sie beygeleget werden, und können deswegen bey der einen sowohl als bey der andern gebraucht werden. Linnäus verbannte viele leere Benennungen, brachte seine eigentliche, deutliche und characterisirenden Namen der Pflanzen auf, und gab der Welt zu gleicher Zeit eine Regel und Exempel. In Absicht auf die Blumen könnte etwas ähnliches geleistet werden; obgleich, was die Raritäten betrifft, diese nicht so unterscheidend (distinct) sind als die Species, und auch nicht so gut unterschieden werden können. Ein Name, welcher eine Art bezeichnet, kann bey jeder andern gebraucht werden. Dieß wollen wir versuchen, und es wird zum wenigsten einigermaßen nützlich seyn. Der Name also, **die weiße purpurfarb gespitzte Tulpe**, ob er gleich diese Blume nicht

net man sie also. Wenn eine Blume einen Namen hat, so kann man sie bey demselben geschwinder nennen, als man sie beschreibt, man kann sie unter demselben von andern verschreiben, und wenn man sie in seinem Garten erzeugt hat, so hat man ein Recht ihr solchen zu geben. Sch.

nicht von jeder andern Art unterscheidet, so kann er doch, wofern er nicht über die maßen verlängert wird, dem ohnerachtet einen Begriff überhaupt von ihren Farben und ihrer Beschaffenheit geben, und sie von vielen unterscheiden.

Die Wurzel ist eine Zwiebel, von einer ovalrunden Figur, welche mit einer weißen Rinde bedeckt ist. Die Blätter sind breit und von einem graulichten Grün: sie sind breit, hohl und spitzig. Der Stengel ist 10 Zoll hoch, dünn, rund, und nicht gar zu stark: aber er trägt doch die Blume gerad von der Knospe an; läßt sie nicht beugen, wie die kleine gelbe Tulpe, welche eine ganz verschiedene Species, und, wie diese, eine Quelle von unzähligen Varietäten ist. Oben auf der Spitze des Stengels stehet die Blume, so wie bey andern Tulpen, nackend, oder ohne Kelch. Sie ist aber von der mittlern Größe unter diesen Blumen und hat spitzige Blätter. Die Grundfarbe ist perlenweiß. Die Einfassung rundherum auf jedem Blatt ist ein breiter Streif von schönem Purpur, der ununterbrochen fortgeht. Die Ribbe in der Mitte eines jeden Blatts hat gegen seine basin gleichfalls kleine purpurne Streife: aber diese Farbe gehet aufwärts gleichsam weg. Dieß ist die natürliche Farbe dieser Blume. Aber die Gärtnerkunst vergrößert ihre Gestalt, verändert das Weise mit mehr purpurnen Strichen, und bringet ganz andre Farben zum Vorschein. So, wie wir sie beschrieben haben, ist ihre ächte natürliche Farbe. So findet

det man sie auch auf den Feldern und in Gebüschen gegen Osten. Keine Blume ist zur Untersuchung junger Kenner geschickter. Die Natur kann nicht eine einzige aufweisen, in welcher die Fäserlein, ihre Knöpfe und der Grund (rudiment) nebst dem stigma deutlicher wären, als in der Tulpe. Die ganze systematische Botanik beruhet bis jetzt auf diesen Theilen, und es wird für tüchtige Anfänger sehr nützlich seyn, ihren ersten Unterricht daher zu nehmen. Wir haben bemerkt, daß sie keinen Kelch hat. Die Blume wird ihnen einen richtigen Begriff geben, wovon sie glockenförmig (Bell-shap'd, campanulated) genennet wird. Sie besteht aus 6 Blättern, welche so geordnet sind, daß sie einen hohlen Leib formiren, der etwas weiter ist als die Oeffnung. Der Fäserlein sind 6, und sie haben breite länglichte, gerade viereckigte Knöpfe, welche frey und von einander abstehen. Den mittlern Theil nimmt das Weiblein (the femal organs) ein. Das stigma ist daran sehr deutlich zu sehen, obgleich der Stengel mangelt. Dieser Theil erhebet sich ordentlich von dem Grund (rudiment) des Saamengefäßes, und träget das stigma: alsdann ruhet das eigentliche (essential) organ oben auf der Spitze des Grundes (rudiment). Es ist sehr breit, länglicht, rund, aber mit 3 hohen Spitzen bezeichnet, und das stigma, welches seine Spitze zieret, ist dreyeckigt und aus 3 vereinigten Theilen zusammengesetzt. Die Winkel sind kerbicht und gespalten, und das übrige Ganze dienet dem Saamengefäße zur Reife: indem

es

es innerhalb in 3 Kammern getheilet ist, und in jeder eine große Anzahl von Saamenkörnchens enthält, die in der Gestalt eines halben Cirkels und flach sind, in einer doppelten Reihe liegen, und durch kleine Theilchen, (substances) die ihnen in der Gestalt ähnlich sind, von einander abgesondert werden. Die Anzahl der 6 Fäserlein zeiget, daß die Tulpe in die sechste Classe des Linnäischen Systems gehöret und die Hexandria ist. Und das einzelne stigma, an dessen statt kein Stengel da ist, zeiget, daß sie von der Monogynia ist, in der ersten Section dieser Classe. Die Cultur der Tulpe wollen wir bey schönern Arten in einer folgenden Nummer weitläuftig abhandeln.

Die gestickte Tulpe.

(S. 361. Kupf. 31. Fig. 1.)

Wir haben schon so viel von der Art der Tulpen gesagt, daß unser Leser in keiner Gefahr seyn wird, eine Varietät mit einer Species zu verwechseln. Die Geschöpfe der Gärtnerskunst sind in keiner Blume zahlreicher: aber der Original-Pflanzen, von welchen sie entstanden, sind nur wenige. Diejenigen, welche bald blühen, haben davon ihren Werth: aber wenn auch dieser gering wäre, so hat diese doch mehr als einen Anspruch auf den Blick des Blumenfreundes. Die Frühlingstulpen überhaupt sind kaum in den Stengel, so haben sie eine kleine Blume: obgleich verschiedene von den späten Arten es in diesem

Stücke nicht eben so thun, so ist es doch bey beyden ein mittelmäsiges Kennzeichen: so wie es oft bey vielen der Frühlingstulpen ist, so ist es auch bey einigen von den spätern: und ihre Blume hat eine sehr freche und lebhafte Farbe. Wir haben von der unbestimmten Beschaffenheit der Gärtnersnamen bey den Tulpen geredet: sie verdienen in Wahrheit wenige Kenntniß. Das besondre, das diese hat, ist durch den Beysatz **Gestickt** gut ausgedruckt. Die zweyte Farbe ist so beschaffen, daß das ungeübteste Auge die Eigenschaft der Expression erkennen wird. Diejenigen, welche von Frühlingsblumen geschrieben, haben sie Tulipa pumila und Tulipa bicolor genannt, die kleine Blume und die zweyfärbige Tulpe. Aber dieser Unterschied verschwindet, da die Varietäten so vervielfältigt sind. **Linnäus** zählt sie zu seiner zweyten Species, unter dieser Rubrik, Tulipa scapo triphyllo foliis ovato-lanceolatis. Die Tulpe mit länglichtgespitzten Blättern, und mit einem 3 blätterichten Stengel. Dieser letzte Character ist aber ungewiß. Er hat ihn auch in seinem letzten Werke von dem Namen der Species weggelassen, und in seine Stelle gesetzt, flore erecto, mit einer geraden Blume; indem die gelbe Europäische Tulpe den Kopf hängt. Die Wurzel ist rund, klein, fleischigt, und von aussen aufgeschwollen. Die Farbe ist braun, und die äussere Schaale ist oftmals wollicht. Das Wesen (substance) der Wurzel ist feste, weiß und saftig; und aus ihrer basi gehen einige dünne Fäserchen heraus.

heraus. Die Blätter sind lang, doch haben sie auch eine beträchtliche Breite: sie sind sehr spitzig, fleischig, und von einer frischen grünen Farbe, mit einem kleinen blauen Strich. Der Stengel ist 14 Zoll hoch, rund, ziemlich gerade, und etwas haaricht. Seine Farbe ist blaßgrün, und hat gemeiniglich rothe Striche. Es sind meistentheils 3 Blätter daran; aber das ist nichts gewisses: sie sind von der nämlichen Gestalt mit denen an der Wurzel, und mit einem grauen Staube bedeckt. Eine Blume, und zwar eine sehr schöne endigt den Stiel. Die Grundfarbe ist gelb mit einem breiten Strich Carmosin: welcher aber nicht fleckweise, wie bey einigen Arten darauf ist, sondern er breitet sich von Natur nach Art der Strahlen aus, als wenn er durch die Kunst durch gestickte Arbeit, darauf gelegt wäre. So viel läßt sich bey dieser Tulpe gewisses und beständiges angeben; aber es ist daran auch ein großer Theil zufälliger Veränderungen zu sehen. Das Gelbe ist zuweilen blaß oder (Citronen-) Pomeranzengelb: bisweilen völlig goldgelb. Und obgleich das Rothe allezeit die nämliche Carmosinfarbe hat, so ist es doch in Graden von sehr Blassen zum sehr Hohen verschieden. Daher kommen diese zahlreichen Veränderungen des Saamens (semina) von dieser Pflanze, welche an sich nichts mehr denn eine Varietät von der original Species ist, die wir eben genennt haben. Unterdessen sind diese alle durch die Gärtnersnamen unterschieden, welche sie theils von ihren Meistern, theils von der ausschweifenden Ein-

bildungskraft bekommen haben. So wie die Farbe bey dieser Blume sehr schön ist, so hat sie die Natur gleichfalls in einen sehr großen Vorzug, und in eine sehr angenehme Zeit gesetzet. Die kalte Jahreszeit, in welcher diese Blume erst zum Vorschein kommt, hindert sie, daß sie sich nicht bald öffnet, oder ihre Schönheit bald verliehret. Die Farben erscheinen zuerst an der äussern Seite, wenn sich die Blume noch nicht geöffnet hat, und sind bey ihrer Erscheinung schwach. Nach und nach glänzen sie mit mehr Lebhaftigkeit und Munterkeit: und wenn wir sie in diesem Zustande einige Tage bewundert haben, so sondern sich die Blätter von einander; wir sehen in die Blume, und schätzen die äussern Striche und Röthe gering in Vergleichung mit der innern gestickten Farbe. Sie öffnet sich langsam, und die Farben werden stärker, je nachdem die Blume der Sonne und der Luft ausgesetzt ist. Endlich breiten sich die Blätter weit aus einander, und in der Zeit einer Woche haben wir die ganze Ausbreitung von der höchsten Farbe. Hierauf verläßt sie der Schatten und das Licht, die Farbe wird schwach, und die Blume verwelket bald hernach. Ihre Dauer ist sehr beträchtlich; ich habe sie in der abwechselnden Pracht der Schönheit einen Monat lang gesehen. Die Kennzeichen der Tulpe haben wir schon zu nennen Gelegenheit gehabt, und sie sind in keiner Species oder Varieté deutlicher, und fallen nirgends besser in die Augen, als bey dieser. Sechs sehr lange und breite Knöpfe läßt sie in der Mitte se-

hen,

hen, und setzet die Pflanze zur Hexandria. In der Mitte derselben erscheinet ein breites dreyfach getheiltes stigma oder Kopf, und da dieses in dem Bauch abgesondert und an einem einfachen Grund (rudiment) eines Saamengefässes befestiget ist, so beweiset es, daß sie eine von der Monogynia ist. Die Fäserlein sind kurz, obgleich die Knöpfe breit sind. Das stigma hat keinen Stengel. Denn wir haben dem Liebhaber gesagt, daß diese bestimmten Theile zu bemerken, und die Knöpfe und das stigma als Charactere anzusehen sind, wenn diese kleinen Theile, auf welchen sie von Natur ruhen, unvollkommen und unsichtbar sind. Was noch übrigens vom Character der Tulpe zu sagen ist, bestehet darinnen, daß sie 6 Blätter und keinen Kelch hat; die Saamengefäße sind sehr viereckigt, lang und in drey Zellen getheilet, mit breiten Saamenkörngen, welche durch kleine Stückgen (fragments) in einer doppelten Reihe separirt sind.

Die Bearbeitung (Cultur) dieser Tulpe.

Man muß überhaupt bey dieser Tulpe eben so verfahren, wie bey andern frühen Arten, von welchen wir geredet haben: und es wird noch mehr und weitläuftiger in der folgenden Nummer, welche der Tulpe gewidmet ist, aus einander gesetzet werden. Was bey der Cultur dieser schönen Blume besonders zu beobachten, ist dieses, daß man ihr einen Ort geben muß, wo sie

von rauhen Winden frey, doch aber der Sonne nicht zu sehr ausgesetzet ist: hierdurch sorgt man für die lange Dauer der Blume. Denn was die Sonne betrifft, so macht sie dieselben welk. Der Gärtner hat nicht zu befürchten, daß sie wegen des Mangels des nährenden (genial) Einflusses dieses allgemeinen Vaters der Blumen etwas leiden möchte: die Erfahrung in unsern eigenen Gärten, und was wir sonst gesehen oder bemerket haben, beweiset zusammen, daß sie der Kälte Trotz bietet. Ich habe die Probe mit einem wärmern und schattichtern Beete gemacht, und gefunden, daß die Blumen, da, wo mehr Sonne war, 10 Tage eher verwelket sind, als in dem Schatten: und daß die Farbe besser war, je nachdem weniger Sonne auf das Beet fiel. In den nördlichen Theilen von Europa ist keine Art der Blume so gut. Es giebt eine größere Varietät von dieser Art in Rußland, und die Menge der schönen Tulpen in den gemeinen Gärten in Dännemark sind hauptsächlich von diesem Geschlechte. Dieses sind die Tulpen, deren von Herr **Henschaw** Erwehnung geschiehet, in seinen Bemerkungen von Dännemark, welche das Publicum den mehr treuen als accuraten D. **Birch** in seinen Sammlungen zu verdanken hat.

Die Amethystfärbige Tulpe.

(S. 389. Kupf. 32.)

So unzählig die Tulpen gleich denen Klapperrosen in unsern Gärten sind, so ist doch der ur-

ursprünglichen Arten eine sehr kleine Anzahl. Wir wollen einige von den vornehmsten zur Warnung der jungen Botanisten gegen ihre Voraussetzung von so vielerley Arten (species) beschreiben. Diese, die eine von den größten und schönsten unter allen ist, und tausend andere, sollen von dem Saamen einer von den frühen Tulpen herkommen. Die Schriftsteller, welche von frühen Blumen gehandelt, haben sie genennet: Tulipa praecox maior, bey vielen andern heißt sie: Tulipa praecox Amethystina varia, so haben sie **John Bauhine** und **Tournefort** genannt. Es ist eine von der gemeinen Art der breitblätterichten Tulpe, die bey dem **Linnäus** mit dem Namen Tulipa flore erecto foliis ovato lanceolatis bezeichnet ist, die gerad blühende, und mit länglichtgespitzten Blättern versehene Tulpe. Die Wurzel ist rund, von einer länglichten Gestalt, innwendig weiß, und mit einer braunen Schaale bedeckt. Die Blätter sind groß, breit, länglicht, ausgehöhlt, am Ende spitzig, und von einem blassen blauen Grün. Sie sind welligt am Rande, und scheinen staubigt. Der Stengel kommt in der Mitte derselben heraus, uud ist stark, gerade 15 Zoll hoch, von einer blaßgrünen Farbe, mit einem grauen Pulver bestaubt. Es sind 2 oder 3 Blätter daran, die denen an der Wurzel vollkommen gleich aber schmäler sind. Auf der Spitze stehet eine große und eine vollkommen schön gestaltete Blume, die in diesem Stück größtentheils den späten Tulpen gleich, und denselben in vielen andern Stücken noch vorzuziehen ist.

Sie hat 6 Blätter, welche in zween Reihen liegen, 3 aussen und 3 innen. Die 3 innern sind etwas grösser, denn die 3 äussern, und auch schöner gefärbt. Sie sind in der Gestalt einer Art von Glocken gesetzt, schön gerundet am untersten Theil, und gerade in der Stellung; die Wendung von aussen ist ungemein, so wie die Beugung von innen. Diese Blume hat keinen Kelch, sie stehet ganz nackend auf der Spitze des Stengels: aber die Festigkeit der Blätter, und ihre im Ganzen gehohlte Form, sind in einem schönen Verhältnisse, um die befruchtenden Theile, ohne diesen Beystand, zu erhalten. In der Mitte gehen 6 Fäserlein hervor, die sehr lange und breite Knöpfe von einer braunen Farbe haben, und in ihrer Mitte steht ein einfaches Stigma von einer dreyeckigten Gestalt, und gleichsam in 3 Theile getheilet. Es hat keinen Stengel, sondern ist an dem obersten Theil des Saamengefäßes befestiget. Die Grundfarbe an dieser Blume ist perlengrau, mit einer Mischung von schwachem Carmosin, der sich darüber ausbreitet; und der ganze Körper innen und aussen ist sehr schön und stark mit einer Vermischung von Blau gefärbet. Dieß ist die wahre Amethystenfarbe, und durch Streifen, Strichen und Flecken mit einer sehr angenehmen Unregelmäsigkeit angebracht. Die Streifen sind breit, und gehen vom untersten Theil der Blume an bis an den obersten. Die Striche sind schmäler, und verliehren sich in einer kleinen Entfernung vom obersten Theil: und die Flecken, welche länglicht, wellicht und wolkicht

kicht sind, verliehren sich auf eben diese Art, in einer kleinen Entfernung von der Spitze: welches insonderheit bey dem Rande der Blätter und ihrem obersten Theile geschiehet. Die 6 Fäserlein und der einfache Stengel zeigen, daß die Pflanze eine von der Hexandria Monogynia ist. Ihre Cultur wollen wir in unsrer nächsten Nummer weitläuftiger mit der Cultur der andern Tulpen angeben.

Die Trauben-Tulpe (wo viele Tulpen an einem Stengel sind.)

(S. 421. Kupf. 36. Fig. 1.)

Wir haben in der vorhergehenden Nummer überhaupt von den Tulpenarten, und einigen schönen Varietäten, welche durch die Cultur erhalten werden, Rechenschaft gegeben; aber ihre Anzahl ist noch nicht erschöpft. Es werden uns noch einige schöne Blumen von ihnen, die Fritillary, und andere Arten fehlen, welche, indem sie später, denn zur gewöhnlichen Zeit aufblühen, den Frühling mit dem Sommer verwechseln, und ihre gemahlten Häupter, unter denen von ganz verschiedener Art, emporheben. Die gegenwärtige Tulpe ist ein Exempel. Sie wird wegen ihrer ganz besondern Beschaffenheit, und der Anzahl der Blumen an einem Stengel, und deswegen, weil sie später, denn zur gewöhnlichen Zeit aufblühet, von den gemeinen Schriftstellern mit einem besondern Namen bezeichnet. Wie wir dem Liebhaber gesagt haben, so bringen 2 Originellarten alle die Varietäten der Tulpen

unsrer Kenner hervor. Die eine unterscheidet sich durch eine sich beugende; die andere durch eine gerade Blume. Diese ist von dem Geschlecht der letztern Art, und ist ihre große Menge ihren vielen Blumen schuldig, welche sie allezeit erhält, wenn sie durch Zwiebeln fortgepflanzet wird: und gewiß, nicht der Saat. Dieß ist der größte Unterschied zwischen Species und Varietäten, und zeigt, daß diese gegenwärtige Pflanze mit allem, was sie besonders hat, allein unter die letzte Classe gehört. Diejenigen, welche von Frühlingsblumen geschrieben haben, sind mit ihr bekannt, und haben sie von der Zeit ihrer Blüthe die späte Tulpe genennt: Tulipa serotina, und von der Theilung des Stengels, um die vielen Blumen zu tragen, Tulipa ramosa und Tulipa prolyclonos; Namen, welche in den zween Sprachen die ästige Tulpe anzeigen. **Clusius**, welcher diese Art nach der ordentlichen Beschaffenheit, wenn sie eine einzelne Blume trägt, beschreibt, glaubt, sie wäre in Species getheilet: und indem er die Traubenzahl nennet, so sieht er sie als eine Varietät an. Der Liebhaber nach der Methode des **Linnäus** hält sie für eine von der Geßnerianischen Tulpe, die bey dem Autor mit dem Namen Tulipa flore erecto foliis lanceolatis, bezeichnet ist. Die Wurzel ist sehr groß, länglicht, mit einer hochbraunen Schaale bedeckt, und mit vielen Fäserlein behängt. Die Blätter, deren viele sind, sind breit, stark, graulich, welligt am Rande, und am Ende spitzig. Die breitern liegen unten, aber sie sind alle in

der

der nämlichen Form, wie die in dem Stengel. Dieser ist 2½ Fuß hoch, rund, stark, blaß, gegen dem obern Theil zu in verschiedene Aeste getheilet, und mit einem grauen Schimmel (Reif) bedeckt. Die Blätter sind am Stengel wechselsweise angebracht, und am obersten Theil eines jeden Astes steht eine große Blume. Die Gestalt ist, wie bey der ordentlichen Tulpe. Die Farbe ist dunkelroth, bisweilen hochgelb, mit einem violet, schwarzbraunen oder dunkeln Grund, und von Natur an jedem Blatt durch eine weiße Linie begränzt. Die innern Theile sind just so, wie in andern Tulpen, und referiren sie offenbar zu der Hexandria Monogynia, der sechsten Classe nach der Methode des Linnäus, und deren erste Section.

Die Cultur dieser Tulpe.

In dem Zustande, in welchem wir sie beschrieben haben, ist sie ein Geschöpf des Gärtnerfleisses, aber in ihrer natürlichen Beschaffenheit trift man sie wild in Menge auf den sumpfigten Wiesen gegen Osten an: woraus wir lernen, worauf bey ihrer Cultur überhaupt zu sehen ist. Es sind beynahe 200 Jahr, daß die Geßnerianische oder morgenländische Tulpe zuerst in die Europäischen Gärten gebracht worden ist; von welcher diese Varietäten sogleich erzeugt worden sind, und nun zufälliger Weise auf den Beeten derjenigen erscheinen, welche Geduld genug haben, ihre Blumen durch den Saamen hervorzubringen.

Sie

Sie mag nun ästig oder einfach seyn, so bringet ihr Saame selten einige Varietäten hervor, ausgenommen auf diesen Umstand: was ich meistentheils bemerkt habe, ist dieses, daß der Saamen von der gelben gerne die rothe späte Tulpe hervorbringt, und der Saame an der rothen, die gelbe, wie dieses, der in seinen Experimenten sehr sorgfältige und in seinen Nachrichten davon getreue **Clusius** lange vorher mit der nämlichen Einschränkung bemerkt hat. Es ist zu verwundern, aber es scheinet doch gewiß zu seyn, daß die Alten diese sonderbare und schöne Blume nicht gekannt haben. Daß die Griechen, die sich so gut auf die Pflanzen verstanden, und in einem hohen Grad die Schönheit derselben eben sowohl als ihre Eigenschaft bewunderten, diese Tulpe, eine Geburt ihres eigenen Welttheils, und die sich so sehr durch ihre Gestalt und Farbe unterscheidet, nicht sollten gekannt haben, ist sehr sonderbar. Aber kein einziger von ihren Schriftstellern thut ihrer Erwehnung, und es ist auch in ihrer Sprache kein Name für sie. Der Name Tulpe ist Türkischen Ursprungs und späte bekannt worden. Wir erhielten die schönen Arten von ihnen Anno 1559., und obgleich Europa das Vaterland der kleinen gelben Species mit dem hängenden Kopf ist, so hat man sie doch lange nicht bemerkt. Die Vermuthung, welche die Tulpe für die bey dem **Theophrast** bis zur Ausschweifung gerühmte Pflanze hält, ist, in Betrachtung der Bestätigungsgründe, ungereimt. Denn **Plinius**, der sich aus kleinem Wunder

kein

kein Gewissen macht, ist bey der Wiederholung ungewiß, und schreibt auf das Ansehen des sonst so wichtigen und accuraten Originalautors. **Theophrast** giebt keine Beschreibung: ein Indianer, sagt er, besaß diese Pflanze, und sagte ihnen ihre Würkung. Es war vermuthlich die Ginseng aus neuern Zeiten: eine Geburt eines Theils von Indien, mit dem sie Gewerb hatten, und wird nun wegen ihrer ähnlichen, wiewohl nicht gleichen Eigenschaften, gerühmet.

Die flammende (feurige) Tulpe.

(S. 446. Kupf. 38. Fig. 2.)

Diese Tulpe wird in Holland sehr geschätzt, und sie scheint es auch in aller Absicht werth zu seyn. Denn ausserdem, daß sie eine vortrefliche Farbe hat, so giebt ihr auch die Zeit ihrer Blüthe ein besonderes Verdienst: denn sie kommt hervor, wenn die übrigen alle ihre Schönheit verlohren haben, und muß deswegen in ein besonder Beet, oder mit 2 oder 3 andern späten Arten, und nicht unter den übrigen zugleich gepflanzet werden. Wenige Leute erwarten auf einen Tulpenbeet eine oder zwo Blumen, wenn die übrigen verwelket sind; und daher kennt man sie weit weniger, oder hat sie nicht so beobachtet, als sie es verdienet: denn sie bekommt ihre Blume nicht eher, als bis alle ausgeblühet haben. Sie ist eine von den vielen Varietäten, welche durch die Cultur von der gemeinen orientalischen Tulpe hervorgebracht worden, und ist überhaupt so, wie

die

die übrigen zu bearbeiten. Die Wurzel ist groß, und mit einer schwarzbraunen Schaale bedeckt. Die Blätter sind sehr breit, von einem grauen Grün, welligt am Rande, dauerhaft und tief, (hohl). Der Stengel ist dick und gerade, einen Fuß hoch, und von einer blassen Farbe; es sind 2 oder oder 3 Blätter daran, gleich denen an der Wurzel, und auf der Spitze ist eine einzige Blume. Sie ist unter dem Tulpen von der größten Länge, und giebt in der Schönheit und besondern Farben wenigen etwas nach. Die Grundfarbe ist recht schneeweiß, und kommt weder ganz der gelben noch der grauen nahe. Die (Auszierung mit verschiedenen Farben) Schattirung ist roth und gelb: sie macht auf dem weißen Grund ein schönes Gepränge. Es sind in den schönsten Blumen einige Grade zwischen den 2 Farben, so wie Feuerfarbe, Orange und Saffran, neben dem vollkommen rothen und den ganz gelben. Ueberhaupt liegt das Rothe in breiten und starken Strichen auf den Blättern, und das Gelbe ist eine Art von Einfassung am Rande. Ihre Cultur hat nichts besonders. Sie entspringt von Saamen unter andern Varietäten, und wenn sie durch dieses Mittel erhalten worden sind, so müssen sie durch Zwiebeln fortgepflanzt werden. Man muß mit ihr so umgehen, wie wir bey den Tulpen in einer vorhergehenden Nummer gezeigt haben.

Die

Die Perlen- und Purpur-farbene Tulpe.

(S. 447. Kupf. 38. Fig. 3.)

Dieß ist eine sehr schöne Blume, obgleich nicht eine von denen, welche durch ihre Gestalt das Auge in der Entfernung mit ihrer Schönheit ergötzen können. Sie hat nur 2 Farben, welche aber doch so fein vermischt sind, daß man sie in der Nähe betrachten muß, wenn man ihrer Spur vollkommen folgen will. Es ist eine Varietät von der gemeinen orientalischen Tulpe, und blühet mit der vorhergehenden. Die Wurzel ist klein, länglicht, und mit einer Kastanien-braunen Schaale bedeckt. Die Blätter sind breit und kurz, sie ist gewöhnlich beynahe einen Fuß lang, aber wenn sie nicht unterstützt wird, so kann sie die Blume nicht gerade tragen. Es sind 2 oder 3 Blätter daran, die denen an der Wurzel völlig gleich sind. Auf der Spitze steht eine schöne Blume. Sie hat 6 Blätter, so wie andere Tulpen, welche sie oben von Natur aus einander wirft. Die Farben daran sind zwey: eine sehr angenehme perlenweiße, und eine feine purpurne. Die weiße ist die Grundfarbe, und die purpurfarbne liegt darauf in länglichten Strichen, von dem mittlern Theil eines jeden Blatts zu dem Rande, welche sie in einigen bis an den äussersten Theil fortwellt. Sie sind dünne gleich den Fäden in dem vollkommensten Zustand der Blume, und liegen so nahe an einander, daß sich wegen der sehr geringen Entfernung, der Unterschied

zwischen

zwischen ihnen und dem weißen Raum verliert, und der Blume einen völligen Purpurglanz giebt. Die innern Theile sind, was die Anzahl, Gestalt und Lage betrifft, wie in andern Tulpen, und zeigen, daß sie zur Hexandria Monogynia gehört. Die Cultur ist von der Cultur der andern in nichts unterschieden, welche wir weitläuftig in einer vorhergehenden Nummer angegeben haben. Sie soll sich unter den Tulpen befinden, welche durch das gute Aufschiessen des Saamens erzeuget werden, und muß nachgehends durch Zwiebeln fortgepflanzet werden. Die späte Zeit, in welcher sie ordentlich blühet, ist ein angenehmer Vorzug an ihr: und sie muß bey später Pflanzung etwas abgelegen zurückgesetzet werden. Aber wenn sie zu weit in Sommer fällt, so wird sie nicht so schön blühen, oder nur einige Zeit dauern. Man muß für die späten Tulpen einen Ort wählen, der der Sonne wenig ausgesetzt ist, und sie beysammen pflanzen. Sie erfordern häufiges Wässern gegen die Zeit der Blüthe.

Die späte Doppeltulpe.

(S. 468. Kupf. 40. Fig. 1.)

Diese Tulpe ist so gut als andere Arten der Vervielfältigung der Blätter fähig, welche dasjenige ausmachen, was wir die Verdoppelung in einer Blume nennen: aber gemeiniglich wird sie in diesem Zustande nicht viel geachtet. Die Schönheit dieser Blume ist von Natur von einer ganz andern Art, und die Verdoppelung ist selten voll-

vollkommen. Wir stellen nichts destoweniger dem begierigen Leser hier die Blume vor, so wie sie es verdienet, damit er von der allgemeinen Verachtung befreyet wird: in so fern daran ausser einem großen Theil der Schönheit, etwas besonders in der Verdoppelung ist, die man an jeder andern Art nicht bemerkt. Wenn wir den Ursprung der doppelten Tulpen untersuchen wollten, so würden wir finden, daß er beynahe so lange bekannt ist, als die Blume selbst in unsre Gärten gebracht worden ist. Es sind nicht ganz 200 Jahre, seitdem die ersten morgenländischen Tulpen in Europa erschienen sind: und etwa 20 Jahr hernach gab Clusius eine Nachricht von einer Tulpe von der späten Art mit einer doppelten Reihe von Blättern. Dieß war die erste Tulpe, die man in Europa gesehen, und war eine schlechte Blume. Die Farbe, welche vorzüglich grün ist, und nicht die Vortreflichkeit, machte sie beliebt, daß man sich um ihre Kenntniß nebst andern bewarb, seitdem Besler 2, eine scharlachene und eine gelbe, beyde sehr schön gedoppelt und von sehr später Zeit, vorgestellet hat. Die Gärten zu Paris haben 2 andere aufgewiesen, welche sie durch die Namen Croustilleuse und Monstre jaune double unterschieden. Die frießirte, seltsame, und die ungeheure (wunderbare) gelbe doppelte Tulpe. Es ist sonderbar, daß alle diese von der späten Tulpen Art sind. Clusius setzt dieses Besondere in ihre Namen, Tulipa serotina viridis duplici foliorum serie, und Besler setzt die nämlichen Kennzei-

chen zu seiner neuen: Tulipa serotina flore pleno miniato und Tulipa serotina tota lutea flore pleno. Die spate grüne doppelte: die spate rothe doppelte und die spate gelbe doppelte Tulpe. Von der französischen ist die erste von bunter Art, und die andere von der großen gelben; beyde also spate Tulpen. Unsre Gärten weisen einige Tulpen auf, welche mehr oder weniger doppelt sind, frühe und spate, obgleich nicht ganz von einer dieser Arten; und es sind theils solche, welche viele gleiche Blätter haben, theils solche, wo verschiedene kleine und ungleiche beysammen sind, welche unten herum innerhalb der Blume frießirt sind. Wenige von diesen verdienen Aufmerksamkeit, und wir führen sie ohne Beurtheilung an, die das Misfallen der Blumenfreunde am Tag giebt. Aber die, von welcher wir im gegenwärtigen Capitel handeln, gehöret nicht unter diese. Das Wachsthum überhaupt ist wie in den gemeinen Tulpen. Die Wurzel ist rund und mittelmäßig groß. Die Pflanze, ob sie gleich eine sehr spate ist, ist kleine, und hat vielmehr das Ansehen einer von den frühen Arten. Die Blätter sind breit, länglicht, hohl, welligt am Rande und von einem blaulichten Grün. Der Stengel ist 10 Zoll hoch und schwach: die Blätter daran gleichen denen an der Wurzel, und auf seiner Spitze stehet eine schöne und sehr sonderbare Blume. Ihre Gestalt ist ziemlich vollkommen, aber gegen das Ende der Blüthezeit breiten sich die Blätter aus einander, und entdecken alsdann um so viel besser den innern Bau.

Die

Die Blume kommt mit den gemeinen Tulpen in allen übrigen Charaktern überein. Sie kommt nackend aus dem Stengel; sie besteht von auswärts aus 6 Blättern: und innerhalb sind 6 Fäserlein mit den Knöpfen und einem Grund (Rudiment) von einem Saamengefäß. Dieses zählet sie zur Hexandria Monogynia, der 6ten Classe des Linnäus und deren erste Section. Das Besondere ist dieß: innerhalb der Blume entspringen 6 kleine Blätter; diese stehen um den Grund (Rudiment) der Frucht, wie die Fäserlein in andern Tulpen, und werden in einem kleinen und einfachen Körper mit einem gespaltenen Haupt gebildet. Der Körper ist flach, die 2 getheilten Theile sind schmal und etwas welligt, und in der Mitte ist das Fäserlein, welches zu jeder Theilung der Blume gehöret, mit seinem Knopf. Das Fäserlein ist klein, und hat seine Einschnitte an der Spitze des einzeln Körpers zwischen den 2 Theilungen. Die Knöpfe sind von der gewöhnlichen Form, und werden vor dem Wetter durch die getheilten Theile beschützt. Die Farbe der Blume ist sehr artig. Der Körper ist Carmosin, und die Spitzen und der Rand an den Blättern sind gewöhnlich weiß: oft ist die Farbe zerstreuet, in willkührlichen Flecken auf den übrigen Theilen der Blume, und bisweilen nimmt sie den größten Theil ihrer Oberfläche ein. Die innern Blätter sind auf die nämliche Weise gefärbt. Die Grundfarbe ist ein hell Carmosin, aber das Weise ist sehr schön in langen Strichen,

wie in Bändern darauf gelegt, und oft lauft zwischen ihnen eine Riebe von Fleischfarbe.

Die Cultur dieser Tulpe.

Es kann keine bestimmte Methode zur Zubereitung dieser Blume angegeben werden; denn, so wie sie nichts mehr denn eine vom Zufall, durch den Saamen der gemeinen Geßnerianischen Tulpe, erzeugte Varietät ist, so kennt man auch den Lauf der Natur in diesen Produkten noch zu wenig, als daß die Kunst etwas vorschreiben könnte. Man hat gemuthmaßet, daß einige Varietäten in den Tulpen Früchte von den erfrornen oder im Wachsthume gehemmten Wurzeln wären; aber, wenn dieß als die Ursach der Brechung der Farben zugegeben würde, so müßte in Betrachtung der vervielfältigten Zahl der Blätter das Gegentheil Statt finden. Ueberflüßige Nahrung kann allein die Quelle dieses Ueberflusses seyn. So gewiß wir auch seyn möchten in Absicht auf die Anzahl der innern Blätter, so wissen wir doch noch nicht, wodurch die Fäserlein der Blume von ihrem natürlichen Ursprung (natural origination) in ihrer Basi abgerissen, und oben an die Spitze des Körpers dieser sonderbaren Theile versetzt worden. Laßt den Gärtner, welcher Doppeltulpen hervorbringen will, die Saamenbeete mehr als wie in diesem Hauptstücke angegeben worden, ausschmücken. Schweinemist ist hierzu sehr dienlich. Laßt ihn, den Saamen frecher und gesunder

sunder Blumen säen, und wenn seine Geduld die Blüthezeit erwartet hat, so laßt ihn sehen, welche doppelt sind, und ob einige diese Gestalt haben. Wenn er diese besondre Art vermisset, so wird er mit den schönsten Blumen, die er durch die angestellte Bearbeitung erhalten, zufrieden seyn können, um sich für seine Mühe belohnt zu halten. Wenn er keine von dieser Art bemerkt, so laßt ihn den Saamen einiger von den doppelten, den er gut zur Reife hat kommen lassen, säen: und wenn er diesen auf die nämliche Art gesäet hat, so wird er wahrscheinlich seinen Wunsch erreichen. Es ist kein andrer Weg, als durch wiederholte Versuche, und es ist dem Blumenfreund ein Vergnügen, daß keiner davon in Hervorbringung schöner Blumen mißlingt. Wenn er durch diesen anhaltenden Fleiß eine mit den sonderbaren Kennzeichen, welche hier angegeben sind, erhält, so laßt ihn einen fettern als gewöhnlichen Boden geben, und seinen Vorrath durch eine kluge Bearbeitung der Ableger von seiner Wurzel vermehren.

Zusätze zur Aesthetik der Blumen,

ersten Theil, welcher von den Nelken oder Grasblumen handelt.

Weil sich die Ausgabe dieses zwoten Theils meiner Ruhe auf dem Lande länger verzogen hat, als ich vermuthet habe, so bin ich im Stande den Blumenfreunden die Neuigkeiten, Seltenheiten und Merkwürdigkeiten, der Nelkenfloren mitzutheilen, die ich im verflossenen Jahre gesehen habe, und davon ich ihnen die Blätter in meinem Catalogus vorlegen kann. Denn es ist mit den Blumen wie mit den Büchern; eine jede Messe bringt etwas neues hervor, und es ist doch immer etwas gutes darunter, wenn gleich ein großer Theil mittelmäßig und schlecht ist. Man muß der Natur und den Wissenschaften in ihren Productionen mit seiner Erkenntniß und Untersuchung folgen, wenn man sich einmal ihrem Dienst gewidmet hat, und der Reiz der Neuigkeit dienet unsern matt werdenden Fleiß und Bemühungen anzufrischen und von neuem zu beleben. Wie zerklaubt sich nicht der Blumist an den Knospen einer Saamenblume, um von ihrer Farbe und Zeichnung auch nur eine Spur zu erblicken, und kann die Zeit kaum erwarten, bis sie aufblühet, und sich in ihren vollen Glanze zeiget. Was mich betrift, so bin ich

bis

bis zum Entzücken vergnügt, wenn ich eine neue Blume sehe, dadurch ich meine Kenntniß vermehre, und eine neue Reizung zum Lobe des Schöpfers bekomme, der in seinen Werken so mannichfaltig wunderbar und groß ist. Und welchen Gelehrten ergötzt nicht eine neue Wahrheit, es habe sie erfunden, wer da wolle, wenn sie nur etwas zur Erweiterung der Erkenntniß und Beförderung der Glückseligkeit des Menschen beyträgt.

Ich habe vorigen Sommer einen großen Vorrath der englischen Nelken, sonderlich in den herzoglichen Lustgarten zu Gotha und Friedrichswerth gesehen. Der Charakter derselben bestehet in einem sehr feinen und zarten Gewebe des Blatts, welches sich zu unsern gemeinen Nelken, wie das beste Postpappier zu gemeinem Pappier verhält. Man bemerket solches schon am Gefühl, indem man das Blatt angreift, welches ungemein weich, und so dünne als ein Rosenblatt ist. Die Grundfarbe ist ein blendendes Weiß, welches wie ein kaum gefallener Schnee glänzet, und ich habe keine gelbe gesehen, die ich wegen der Feinheit des Blatts unter dieß Geschlecht rechnen könnte. Die Illumination bestehet bey den meisten aus sanften und frischen Farben, dergleichen sind Rosen- und Fleischfarbe, blaßviolet, hellroth und himmelblau. Die Form des Blatts war sehr wohl gerundet und bey den meisten ganz ohne Zacken; doch erhob sich der Bau der Blume nicht sonderlich in der Mitten, legte sich

aber desto besser, und die Blätter waren nach gleichen Verhältnissen nach dem Mittelpunct zu verkürzt. Ich bitte meine Leser um Erlaubniß die besten Exempel davon anzuführen und zu beschreiben.

Die blaue Flagge ist eine weiße Pikotte, mit einer himmelblauen oder hellvioletten Einfassung, holländisch gezeichnet. Die Illumination ist als ein dünner Faden um das Blatt herum gelegt, aus welcher ganz zarte Strichlein nicht länger und dicker als eine Nadelspitze von aussen her in das Blatt hineinstechen, gegen die Mitte des Blatts aber sich verlängern, und einen recht keilförmigen holländischen Strich ausmachen. Das Ansehen des Blatts ist also sehr reinlich und von einer einnehmenden Simplicität. Es hat zwar ganz zarte Zäcklein am Rande herum, ist aber doch wohl gerundet. Die Blume ist an sich selbst sehr groß und fällt reizend in das Auge.

Die Königin von Engelland ist sehr weiß mit rosenfarbnen Strichen, und hie und da darzwischen gezeichneten Strichen von Carmosin, welche schön contrastiren. Man kann keinen so freundlichen und lachenden Bizard sehen, als dieser ist. Das Blatt ist im Catalogus über anderthalb Zoll breit und ganz rund abgeschnitten.

Die Prinzeßin von Nassau-Weilburg hat, wie die vorigen, eine weiße Grundfarbe und breite hell und dunkelrothe Streifen, die mit zarten Strichlein interpunctirt sind, und ist von mittlerer Größe.

Die

Die gemeinste Art hat breite rosenfarbne Flecken, zwey oder drey in weißem Grunde, die etwas unregelmäßig, und wohl bisweilen mit etwas Violet vermischt sind. Die Rose invincible aber ist sehr regelmäßig bannagirt, und die rosenfarbnen Streifen laufen in gleicher Entfernung und mit gleichem Strom durch das weiße Feld dahin.

Ich bin sonst eben kein Freund von den Concordien, doch habe ich zwey unter den englischen gefunden, die mir sehr wohl gefallen haben. Die eine war die Concordia Imperatrix, welche einen dunkelrothen Grund hatte, der als ein Sammt glänzte: in demselben sahe man zwey purpurfarbne Streifen, eine Linie oben breit, und nach dem Kelch spitzig zulaufend, welche eine ungemeine Pracht verursachten. Das Blatt, als wenn es mit dem Cirkel abgerundet wäre. Die andere war Cerise agreable, roth als eine spanische Kirsche, wenn sie anfängt zu reifen im Grunde, mit zwey dunkelrothen breiten und zugespitzten Streifen.

Der englische Greiß war weiß, und aus dem Kelch fuhren in das Blatt graue zerstreute Streifen, die mit etwas Roth untermischt waren, das sich vielleicht nach und nach ins Graue verwandelte, die einzige von dieser Art, die ich gesehen habe.

Eine röthlich gestreifte Fameuse, war sehr ausgezackt, und hatte kein übeles Ansehen.

Es hat das vorige Jahr einen großen Reichthum von gelbgrauen Nelken hervorgebracht, durch die Erfindung, deren ich in der vorigen Abhandlung von der Vegetation der Pflanzen gedacht habe, und ich will die besten Arten davon anführen.

Ich habe eine Flavia cana prima gesehen, welche einen breiten silberfarbnen Rand hat, der auf einen schönen gelben Grund gelegt ist, und dessen Grau sich sehr angenehm in dem Gelben verlieret. Die Blume hat einen Kelch als ein kleiner Finger dicke, und ist ein sehr schöner sphärischer Abschnitt, von einem weiten Umfange und proportionirter Höhe. Die graue Farbe hat einen ungemeinen Glanz, und hier ist nun die Pracht mit der Seltenheit verbunden.

Die Suprema ist die schönste und prächtigste Blume, die ich dieses Jahr gesehen habe. Sie ist gelb, grau, kupferfarbig und roth, welche wunderbare und seltene Mischung von Farben; eine ganz neue Production der Natur, dergleichen man noch nicht gesehen hat. Wie reich und mannichfaltig ist doch die Weisheit des Schöpfers in seinen Werken! Das Gelbe fährt aus dem Kelch in die dunkeln Farben hinein, und erleuchtet sie mit sanften Strahlen. Ueber diese Grundfarbe wälzt sich die graue Nacht her, und in derselben erscheinen die rothen und kupferfarbnen Blitze. Hier liegt Farbe auf Farbe, die untere schimmert durch die obere hindurch, und drängt sich hervor zum Auge.

Non possunt oculos expiere tuendo.

Dabey ist die Blume groß, die Blätter haben die Lage einer Centifolienrose, und liegen wie die Haarlocken auf einander.

Drey schöne Bizards muß ich den Blumenfreunden noch empfehlen. Der erste ist der Daun, gelb, dunkelroth, hellroth und carmosin, ja noch von vielmehr Farben, die ich nicht mehr nennen kann. Diese Blume hat alle Vollkommenheiten eines Bizards, sonderlich aber den gleichen Abstand der Streifen von einander, welche sehr zart und genau gezeichnet, und als mit dem Zirkel abgetheilet sind. Der andere ist der Felicianus, gelb mit Blutroth, die schönste Tuscharbeit und Gradation der Farben, die man sich nur vorstellen kann, welche von dem dunkelsten Roth am Rande des Blatts in ein angenehmes Hellroth gegen den Kelch hinaus lauft. Die dritte ist der Drap d'Or, gelb, blaß und dunkelroth, und violet, in einer schönen Unordnung gemischt. Alle drey sind sehr groß, sonderlich aber die letzte, deren gleichen von Größe ich nicht gesehen habe, und gegen welche eine Centifolienrose für klein zu achten ist.

Aber ich bin noch nicht fertig, etwas aus meinem Catalogo auszuschreiben.

Die Seraphina ist gelb mit dem allerfeinsten incarnat und purpurfarbnen Flecken besprengt, welches im Ganzen betrachtet, ein ungemein reizendes Ansehen hat, und zum Küssen reizet.

Die

Die Brünette ist gelb mit ganz dunkelroth Pikot stark tingirt, welches sehr ernsthaft aussiehet.

Desto freundlicher ist Premier Noble, eine weiße holländisch gezeichnete Pikotte, mit zarten rosenfarbnen Strichen, in der Mitte des Keils aber mit einem purpurfarbnen Strich, der sehr schön absticht.

Die Proserpina ist gelb mit Kupferfarbe, ganz dunkel, und macht eine traurige Figur.

Der Perlenschmuck ist ein artig Blümchen, gelb, welche Grundfarbe beynahe ein ganz eigenes reines Blatt macht. Um dasselbe herum ist eine breite Kante von angenehmen zarten rothen Strichen, einer nicht länger als der andere, und ganz nahe an einander, welche zusammen ein Ganzes ausmachen, das sehr regelmäßig gezeichnet ist.

Beynahe wäre das Miraculum Europæ dieses Jahr von dem Laudon übertroffen worden, welcher eben so groß, in der Mitte erhaben, gelb, holländisch gezeichnet ist, und nicht aufplatzt, weil er eine sehr starke und lange Hülse hat. Nur daß das Violet oder Blau meines Lieblings angenehmer und seltener als das gemeine Roth in dem Laudon ist.

Lebet wohl, meine Freunde, die ihr mit mir die Blumen liebet, und ihren Schöpfer preiset.

Der

Der

würdige Candidat der Academie,

oder

der wohlunterrichtete Schüler der schönen Wissenschaften, der zu hohen Schulen reif ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1854263994/phys_0349
DFG

Der

würdige Candidat der Academie,

oder der wohl unterrichtete Schüler der schönen Wissenschaften, der zu hohen Schulen reif ist.

Man kann nicht leugnen, daß die schönen Wissenschaften zu unsern Zeiten sehr hoch gestiegen sind, und daß wir Deutsche angefangen haben, uns darinn auf eine sehr rühmliche Art hervor zu thun. Unsere Nachbarn, die Franzosen, welche sonst wohl die ärgerliche Frage aufgeworfen haben? ob auch ein Deutscher Witz haben könne? lassen uns nun Gerechtigkeit wiederfahren, sie übersetzen unsere besten Schriftsteller in ihre Sprache, und lesen sie mit vielem Beyfall. Wir haben Redner, Dichter und Geschichtschreiber, deren sich das Zeitalter Augusts und Ludwigs des Vierzehnten nicht schämen darf, und wenn man die lateinischen Oden des Herrn geheimden Raths **Klotz** auf einem alten Pergament fände, so müßte sie gewiß Horaz oder Catull gemacht haben. Es ist ohnstreitig, daß wir die höhern Wissenschaften schon längst in unserer Gewalt gehabt haben, und daß uns die Philosophie vornehmlich ihre gegenwärtige vernünftige Gestalt zu danken hat, die ihr unser **Leibnitz** und **Wolf** gegeben haben. Wir sind

also lange schon im Besitz des Wahren und Nützlichen gewesen, und, nachdem wir angefangen haben, das Schöne und Angenehme hinzuzufügen, so fangen wir an vollkommen zu werden, und diejenigen weit hinter uns zu lassen, die sich mit den bloßen Spielen des Verstandes und Witzes, Romanen und Heroiden beschäftigen. Wir haben unsere Sprache zu einer Vollkommenheit gebracht, welche allen Reichthum, Hoheit und Zierde einer jeden andern zuläßt, und darinn wir die besten Sachen auf die angenehmste Art vortragen können. Wir sind mit den alten griechischen und römischen Schriftstellern bekannt geworden, und haben gelernt den Witz aus seinen Quellen zu schöpfen. Wir machen uns die Werke der Ausländer zu Nutze, wir lesen sie in ihrer, und übersetzen sie in unsere Sprache, und daß wir keine Nation verachten, dienet uns darzu, daß wir sie alle gebrauchen, und uns mit ihren Schätzen bereichern.

Und diese Cultur der schönen Wissenschaften unter uns hat einen Einfluß sowohl in die höhere Gelehrsamkeit, als auch in die Geschäfte des gesellschaftlichen Lebens, ja selbst in die Religion und Sitten der Menschen. Wenn der Verstand eines jungen Menschen durch die schönen Wissenschaften auf Schulen geschärft und ausgeschmückt ist, so bringt er den Geschmack des Schönen auch mit zu den höhern Wissenschaften: er unterscheidet die Schaalen von dem Kern, und den Plunder von dem nützlichen Hausgerä-

rhe. Er wirft in seinem Kopfe nicht alles durch einander, sondern die schöne Ordnung, darzu er gewöhnt ist, räumt darinn auf wie in einem Putzzimmer, und setzet alles an seine Stelle. Er kleidet seine Gelehrsamkeit in eine angenehme Gestalt ein, und was er uns davon sehen lässet, gefällt uns, weil er das Angenehme mit dem Nützlichen, und dieses mit jenem zu verbinden weiß. Leset eine Predigt in einer Postille, die vor funfzig Jahren in geradebrechten Deutsch geschrieben, mit lateinischen, griechischen und hebräischen Worten gespickt, und mit einigen Stellen aus den Kirchenvätern verbrämt ist, welche Marter werdet ihr dabey auszustehen haben? Aber leset dagegen einen Mosheim, einen Rambach, einen Cramer, wie viel Vergnügen werden sie euch machen, und wie viel werdet ihr von ihnen lernen können? Selbst der Bauer ist so dumm nicht, daß er nicht einen deutlichen, schönen und gründlichen Vortrag von einem leeren und sinnlosen Gewäsche ohne Ordnung, Zierde und Sachen, unterscheiden sollte, wenn es auch mit dem größten Geschrey vorgebracht wird. Eine rechtliche Ausführung im Reichshofraths und ächten Canzeley-Styl, der in den barbarischen Zeiten aufgekommen ist, klingt wie eine Geisterbeschwörung aus Fausts Höllenzwange. Aber wenn ein Rechtsgelehrter, der schön zu denken, und sich bey jeder Gelegenheit wohl auszudrücken gewohnt ist, euch eine Sache mit ihren Gründen in einem hellen Lichte zeiget, so könnet ihr davon urtheilen, und findet sehr leicht, was daran

recht oder unrecht ist. *) So gar ein gemeines Gespräch, eine Erzählung, ein Brief eines Menschen verräth schon, wenn er einige Tinctur der schönen Wissenschaften hat. Er begleitet alle Handlungen seines Geistes mit einer gewissen Annehmlichkeit, welche einnehmend und ungezwungen ist, und wenn er seine Kenner findet, so findet er auch allemal seine Liebhaber.

Es wird also einem jeden patriotischen Deutschen daran gelegen seyn, daß die schönen Wissenschaften unter uns aufrecht erhalten und ihr Flor und Wachsthum befördert werde. Man fragt nicht viel mehr nach den finstern Köpfen, die es für eine Sünde halten, witzig zu seyn, und einen etwas muntern und lebhaften Schriftsteller in den Bann zu thun, sich unterstehen. Es giebt sehr rechtschaffene und gottesfürchtige Leute, welche die Dichtkunst und Beredsam-

*) Permirum saepe videtur, difficilius intelligi, quid patronus velit dicere, quam si ipse ille, qui patronum adhibet, de re sua diceret. Isti enim, qui ad nos causas deferunt, ita nos plerumque ipsi docent, vt non desideres planius dici. Eadem res autem, simulac Fasius aut Pomponius agere coepit, non aeque quid dicant, nisi ad modum attendi, intelligo; ita confusa est oratio, ita perturbata, nihil vt sit primum, nihil et secundum: tantaque insolentia ac turba verborum, vt oratio, quae lumen adhibere rebus debet, ea obscuritatem et tenebras afferat, atque vt quodam modo ipsi sibi in dicendo obstrepere videantur.

CICERO de Orat. L. III.

redsamkeit hochachten, und einsehen, daß sie nicht nur zur Belustigung, sondern auch zur Ausbreitnng der Wahrheit und Tugend brauchbar sind. Was mich anbetrift, so muß ich bekennen, daß ich davon mit einer brünstigen Liebe eingenommen bin, und wenn die Religion, die Mutter meiner Zufriedenheit und Glückseligkeit ist, so sind die Musen ihre Pflegerinnen und Säugammen gewesen. Denen danke ich es, daß sie mich von Jugend auf mit einem unwiderstehlichen Reiz an sich gezogen, mich in der Einsamkeit des Landlebens vor der Trägheit, niederträchtigen Beschäftigungen und schnöden Wollüsten bewahret; daß sie mich in meinen Lustwald, am klaren Bach hin, durch Felder und Wiesen so oft begleitet, und mich gelehret haben die Schönheiten der Natur zu empfinden; daß sie mir Gedanken eingegeben, die mich in dem Unglück meines Lebens so vielmal getröstet haben; daß sie mich über Geiz, Stolz und Neid, die Feinde unserer Ruhe, hinausgesetzt, und mir die Rechtschaffenheit, die Menschenliebe und Tugend angepriesen haben; daß sie mich bey meinen Amtsverrichtungen begeistert haben, mit dem Eifer und Feuer zu reden, welches ein so erhabener und wichtiger Gegenstand, als die Religion ist, erfordert; daß sie mir einen Spalding, einen Klotz, einen Kästner, einen Weber, einen Murray, einen Diez zum Freunde gemacht haben, Männer, bey denen ich mich durch nichts, als durch ein wenig Geschmack an den Wissenschaften, beliebt machen können. Ist es nicht

billig, daß ich meinen Wohlthäterinnen Dank opfere, und mich ihren Diensten bis in mein höchstes Alter widme?

Wenn ich aber den schönen Wissenschaften einen Dienst zu thun gedenke, so mache ich mich hiermit an die rechten Leute, welche sie in den Händen haben, nämlich die Lehrer in den Schulen, die wir Gymnasien nennen, welche die Priester des Apollo sind, die seine Geheimnisse verwalten. Denn in der Jugend schon, und vor den academischen Jahren, muß ein Mensch zu den schönen Wissenschaften eingeweihet werden, wenn er zu ihren Geheimnissen zugelassen seyn will. Habt ihr wohl jemals einen funfzigjährigen Notarius gesehen, der noch ein schöner Geist geworden ist, oder einen allegorischen Prediger, der in diesem Alter den Ton des Mosheims ergriffen hat? Wenn die Gemüthskräfte eines Menschen in der Jugend entweder gar nicht, oder übel gebraucht werden, so erlangen sie hernach niemals die gehörige Stärke und Richtung, und selten wird ein Mensch im Alter den Geschmack, und die Art zu denken wieder ablegen, die er in der Jugend angenommen hat.

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu.

Man lernt eben so leicht schön und richtig denken, als übel und unordentlich, und die gezwungenen Methoden haben eben deswegen um so viel mehr Mühe, weil sie unnatürlich sind, und der Mensch dabey

dabey nicht seinem Triebe folgen darf, sondern sich selbst Gewalt anthun muß. O möchten wir von dem Unterricht der Jugend allen müßigen Zeitvertreib, Umschweife, leere Worte und unfruchtbare Künste abschneiden! möchten wir ihr nichts auf Hoffnung künftiger Vergessenheit, und nur dasjenige, was wahr, nothwendig und für die Glückseligkeit des Menschen brauchbar ist, und zwar auf die kürzeste, leichteste und bequemste Art lehren, welchen Fortgang würde der menschliche Verstand machen, und wie hoch könnten wir das wahre Verdienst des Menschen, die Wissenschaft und Tugend treiben!

Ich kann nicht leugnen, daß ich den Rollin *) gelesen habe. Allein es sind schon einige zwanzig Jahr, und ich weiß selbst nicht mehr, was ich daraus behalten habe. Ich bin aber so glücklich gewesen, in meiner Jugend, einen treuen und geschickten Lehrmeister zu haben, den Herrn Rector Goldhagen, dessen Schüler ich in Nordhausen gewesen bin, und der jetzt als Rector bey der Domschule zu Magdeburg stehet. Erlauben Sie mir, ehemals mein verehrungswürdiger Lehrmeister, und nun mein theuerster Freund, daß ich hier Ihren Namen öffentlich nenne, und Ihnen ein Denkmal der Liebe und Hochachtung aufrichte, die sich mit meiner ersten Jugend angefangen hat, und sich nicht eher als mit dem letzten Othem meines Lebens endigen wird. Sie

*) Maniere d'etudier les beaux arts.

sind der Vater meiner Musen, und was ich von Kenntniß und Geschmack der schönen Wissenschaften besitze, das habe ich Ihrer Unterweisung vornehmlich zuzuschreiben. Ich denke an Sie niemals ohne die stärksten Empfindungen einer kindlichen Dankbarkeit und Ehrerbietigkeit. Sie haben mich auf den schönen Weg der Wissenschaft und Tugend gebracht, auf welchem ich im Fortgange Glück, Ehre und Vergnügen gefunden habe. Sie haben mir die wahren Schönheiten des Geistes und des Herzens kennen lernen, Sie haben mich mit den Schätzen der Griechen und Römern bereichert, Sie haben mich, welches ich Ihnen vor andern Dank weiß, sowohl vor der kriechenden und nachläßigen, als auch vor der schwülstigen und gezwungenen Schreibart bewahret, und mir eine leichte und natürliche Art des Ausdrucks angewöhnet, der man keine Kunst ansiehet, und die das gefälligste und anständigste Kleid der Gedanken ist. Wenn ich also das Bild eines geschickten und rechtschaffenen Schulmanns hier schildere, so sind Sie es, den ich abmale. Verzeihen Sie es, wenn meine Dankbarkeit Ihrer Bescheidenheit etwas zunahe kommt. Aber wer kann die Dankbarkeit eines Schülers gegen seinen Lehrer misbilligen, dessen unschätzbare Bemühungen nicht wohlfeiler als mit dem erkenntlichsten Herzen von der Welt bezahlet werden können. Leben sie lange, ehrwürdiger Greiß, den die Musen mit Myrrhen und Rosen krönen, und im Alter selbst eine Munterkeit und Frölichkeit eingeben, die der Jugend

glei-

gleichet. Sie müssen ein Stammvater viel schöner Geister werden, und die unsichtbare Kirche derselben von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen.

Wenn ich hier von der Unterweisung der Jugend in den schönen Wissenschaften rede, so unterfange ich mich nicht, Männern von Einsicht und Erfahrung, die lange Jahre in den Schulen gearbeitet haben, Lehren zu geben, obgleich keiner unter ihnen von sich selbst so sehr eingenommen seyn wird, daß er glauben sollte, vollkommen zu seyn, und von niemand guten Rath annehmen zu dürfen. Ein bescheidenes Urtheil von uns selbst, gebührende Achtung gegen diejenigen, welche unsers gleichen und über uns sind, und die Gabe sich belehren zu lassen, sind die Mittel große Meister in allen Künsten zu machen, und unsere eigene Talente mit fremden Gütern zu vermehren, dadurch sie eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreichen. Ein Lehrer der schönen Wissenschaften muß ein beständiger Schüler der Publicums seyn, und niemals auf dasselbe mit der hohen Stirne herabsehen, die er gegen seine Schüler annehmen kann, ob ihn gleich väterliche Vertraulichkeit, Freundlichkeit und Herablassung allemal besser kleidet, als die Mine und der gebieterische Stolz eines Regenten, der mehr gefürchtet als geliebet seyn will. Es schickt sich also nicht vor ihn, daß er schlechterdings bey dem Geschmack und den Beschäftigungen bleibet, die etwa vor funfzig Jahren, da er selbst noch Schü-

ler gewesen ist, Mode waren, und noch immerfort aphtonianische Chrien macht, ob sie gleich längst verworfen sind. Er muß ein genauer Beobachter des Wachsthums und Abnehmens der Wissenschaften seyn, und den gegenwärtigen Zustand derselben wohl inne haben. Wenn er einen einreißenden Verfall gewahr wird, so muß er als ein treuer Wächter des Helikons demselben alsbald steuren, und seine Schüler vor den ansteckenden Verderben bewahren. Er muß es nicht leiden, daß sie sich die hochtrabende und schwülstige Prose angewöhnen, die jetzt Mode zu werden anfängt, noch allzufrühzeitig anacreontische Oden daher stammlen, oder Herameters herauswürgen. Wenn er siehet, daß andre ihm zuvorkommen, muß er sich anstrengen und beeifern, ihnen zu folgen, und in seiner Reihe und Gliede bleiben. Ich kenne einen alten und berühmten Schulmann, dem der Meßias des Herrn Klopstocks, diese seltene und große Erscheinung am Dichterhimmel nicht gefallen wollte, als sie zum erstenmal gesehen wurde. Allein die Stimme des Publicums machte ihn aufmerksam, er las ihn zum andern und dritten mal, fand wirkliche Schönheiten darinn, und trat dem allgemeinen Beyfall bey, den dieser deutsche Milton erhalten hat.

Ein Schulmann von Range muß die größten und berühmtesten unter den schönen Geistern der alten und neuen Welt kennen, und ihre Werke, wo nicht alle gelesen, doch zum wenigsten

geko-

gekostet haben, und von ihrem Werthe urtheilen können. Er muß deswegen die Critik und gelehrte Geschichte wohl inne haben, und sein Kopf muß eine lebendige Bibliothek seyn, darinn man keinen Schriftsteller und kein Werk aus seinem Fache vergeblich suchet. Er muß die besten und zuverläßigsten gelehrten Zeitungen und Monatsschriften mithalten, um mit der gelehrten Welt in Bekanntschaft zu bleiben. Die Vorsteher eines jeden Gymnasiums müßten ein gewisses Geld darzu aussetzen, für welches solche Bücher sowohl, als die berühmtesten und besten Schriften angeschaft würden, die die schönen Wissenschaften betreffen, damit sowohl die Lehrer, deren Besoldungen bisweilen sehr gering sind, und denen es an Vermögen fehlet, sich solche anzuschaffen, solche lesen, als auch Schülern, die Genie von sich blicken lassen, damit an die Hand gegangen, und fortgeholfen werden könnte. Es wäre gar nicht unbillig, wenn ein jeder Schüler bey seinem Eingange in die Schule, oder wohl jährlich etwas zu dieser Schulbibliothek geben müßte, weil solche einem jeden zum Gebrauch offen stehet.

Wenn ich das Bild eines jungen Menschen entwerfe, der in den schönen Wissenschaften dergestalt hinlänglich unterrichtet ist, daß er zu hohen Schulen reif ist, so stehet die wahre Gestalt seines Lehrmeisters so gleich gegenüber, weil ein guter und wohl unterwiesener Schüler auch einen guten Lehrmeister haben muß, und beydes werde

ich vollenden, wenn ich erzähle, was der eine lehren und der andere lernen muß, und also meine Begriffe von den gesammten Schulwissenschaften entwickele.

Man kann dieselben in die Sprachen und eigentlich sogenannten Wissenschaften eintheilen, und ich will mich zu zeigen bemühen, welche Arten derselben ein Candidat der Academie inne haben, und zu welchen Grade der Vollkommenheit er es darinn gebracht haben müsse.

Unter den Sprachen stehet die deutsche oben an, weil sie unsere Muttersprache ist, und wir unsere meiste Gelehrsamkeit darinn einkleiden und vortragen. Wir predigen deutsch, die Rechtsgelehrten machen deutsche Schriften, unsere Verse, Briefe, Erzählungen, Reden und Gespräche sind in dieser Sprache abgefaßt. Es ist also ein armseliger Gelehrter, der seine Muttersprache nicht verstehet, und gleichwohl findet man in Deutschland so viel undeutsche Schriften, die ihrem Vaterlande zur Schande gereichen. Wir haben in Deutschland die Obersachsen zu Lehrmeistern der Sprache angenommen, und also sind alle übrige Dialecte in der gelehrten Welt in Schriften und Reden undeutsch, ob sie gleich in ihrem Vaterlande unter Bürgern und Bauren wohl gelten mögen. Ein Lehrer in Niedersachsen, in dem Reiche, in Schwaben und andern Provinzen hat also wohl Acht zu geben, daß seine Schüler die Provinzialredensarten ihres Landes nicht in ihre Ausarbeitungen einmischen,

damit

damit sie sich in der großen Welt allemal lächerlich machen. Es verstehet sich von selbst, daß man lateinische, griechische und französische Worte nicht in eine deutsche Rede mischen muß, wenn sie nicht in derselben gleichsam das Bürgerrecht erhalten haben, und die Sache sich mit deutschen Worten eben so gut ausdrucken läßt. Wenn Kinder anfangen fremde Sprachen zu lernen, so tragen sie nicht selten die Idiotismen derselben in ihre Muttersprache über, und gewöhnen sich durch die wörtlichen Uebersetzungen an lateinisch und französischdeutsch zu schreiben und zu reden, und beyde Sprachen zu verderben, welches man sorgfältig ausstreichen, und sie vom ersten Anfange zu männlichen und reinen Uebersetzungen gewöhnen muß. Ich halte es nicht für nöthig, eine deutsche Grammatik in den Schulen zu lehren, welche mehr für Ausländer, die unsere Sprache lernen wollen, als für uns ist, es wäre denn, daß jemand ein deutscher Sprachlehrer von Profeßion werden wollte. Wir würden die Zeit damit verderben, wenn wir den Kindern, die Namen aller Arten von Worten, mit den Regeln ihrer Zusammensetzung und Abänderung lehren, und sie deutsch decliniren und conjungiren lassen wollten. Sie lernen ihre Muttersprache durch die Uebung, und wenn wir alle Sprachen auf diese Art lernen könnten, so würden wir viel Zeit ersparen. Die Muttersprache, welche ein Kind mit in die Schule bringt, ist ein Bild aus dem Groben gehauen, welches der Lehrmeister hernach weiter ausputzen, feilen und poliren muß.

muß. Er muß die unrichtigen Abänderungen und Wortfügungen verbessern, das Ueberflüßige und Nichtsbedeutende abschneiden, das Fehlende hinzusetzen, die ekele Weitläuftigkeit einschränken, die dunkele Kürze ausdehnen, das Verworrene in Ordnung bringen, die Wiederholungen ausstreichen. So lernen die Kinder rein und richtig reden und schreiben, darzu allmählig die Zierlichkeit und der Schmuck hinzugefüget werden muß, indem man den stärkern Ausdruck dem schwächern, das Erhabene dem Kriechenden, das Edle den Unedlen vorziehet, und die Kinder, wenn sie anfangen einen Vorrath von Worten zu bekommen, zu einer guten Wahl gewöhnet. Je älter sie werden, desto genauer und sorgfältiger muß man in Verbesserung ihrer Arbeiten werden. Das beste Hülfsmittel ist das Lesen guter und schön geschriebener Bücher, mit beständigen Anmerkungen, darinn man die Schönheit und den Nachdruck der Redensarten zeiget, die vor andern hervorstechen.

Die lateinische Sprache haben die Gelehrten unter sich eingeführet, um dadurch in Unterhandlung zu bleiben, und sich in allen Nationen und Ländern zu verstehen. Denn es ist nicht möglich alle Sprachen der ganzen Welt zu lernen, daher es eine weise Einrichtung Gottes ist, daß eine gemeine Sprache unter denenjenigen beybehalten ist, die die Schätze der menschlichen Weisheit in Verwahrung haben. Die besten Bücher darinn die schönen sowohl, als die höhern Wissen-

schaften

schaften vorgetragen werden, sind in lateinischer Sprache geschrieben, und ein Gelehrter kann sie also schlechterdings nicht entbehren. Wenn sie zur Vollkommenheit gebracht wird, so ist sie eine wahre Zierde eines Gelehrten, welche um so viel schätzbarer ist, je seltener sie in diesen Tagen ist, da mehrere mit den Epistolis obscurorum virorum, als mit dem Cicero reden, und der Priscianus so übel behandelt wird. Es werden aber, was die lateinische Sprache betrift, unzählige Umschweife, vergebliche Bemühungen und Martern mit der Jugend in den Schulen vorgenommen, damit die Zeit verdorben, und gleichwohl nicht mehr ausgerichtet wird, als daß ein Schüler, wie Rabner sagt, in seinem achtzehnten Jahre so viel Latein lernt, als ein Schusterjunge zu Rom in seinem sechsten konnte. Man tractirt die Grammatik wie den Catechismus, und läßt die Regeln wie die Glaubensartikel lernen. Man pfropft das Gedächtniß voller Formeln und Vocablen, ohne zu zeigen, wo sie anzubringen und zu gebrauchen sind. Die Kinder sollen in einer Sprache reden und schreiben, die sie nicht verstehen, und machen lateinische Uebungen, ehe sie eine Periode aus dem Lateinischen ins Deutsche richtig übersetzen können. So lernen sie das barbarische Latein ihrer Lehrmeister, anstatt der schönen Sprache des Latium, und setzen sich recht feste in ihren Fehlern, die sie mit allem Fleiß erlernen.

Ich habe mich, was die lateinische Sprache betrift, in meiner kleinen Schule folgender Lehrart bedienet: Nach-

Nachdem ich meinen Kindern die allgemeinen Begriffe der Arten von Wörtern beygebracht, habe ich sie die Paradigmata der Declinationen und Conjugationen nebst den darzu gehörigen Hauptregeln, lernen lassen, welches in kurzer Zeit geschehen ist. Ich bin darauf mit ihnen zum Syntaxis fortgegangen, und habe die Regeln desselben aus Langens Grammatik vorgenommen, welche ich zuerst erkläret, und darauf die darunterstehenden Formeln und Exempel, zur Uebung in den Fundamenten und der Syntaxis zugleich analysiren, decliniren und conjungiren lassen, dabey sie die Wörter und Redensarten, die ihnen unbekannt gewesen, aufschreiben müssen, und das sind alle Vocabeln und Phrases gewesen, die ich ihnen auswendig zu lernen aufgegeben, und die sie von Zeit zu Zeit wiederholen müssen. Nachdem sie ein jedes Wort verstanden, haben sie die ganze Formel oder Periode ins Deutsche übersetzen müssen, und zwar zuerst von Wort zu Wort, hernach aber in guter und gewöhnlicher deutscher Sprache. Ich habe Formeln ausgesucht, die von einem lehrreichen und angenehmen Inhalt für die Jugend gewesen sind, welche sie durch oftmalige Wiederholung auswendig gelernt haben.

Wenn ich nun die Grammatik auf diese Art zu Ende gebracht, so habe ich ihnen einen lateinischen Schriftsteller in die Hände gegeben, unter welchen der Phädrus der erste gewesen ist. Denn ob er gleich ein Dichter und etwas schwe-

rer

rer als ein prosaischer Autor ist, so wird doch die Kenntniß der Alterthümer und Geschichte, welche den angehenden Lateinern noch sehr unbekannt sind, zum Verstande desselben nicht so nöthig, als bey andern lateinischen Schriftstellern. Die Fabeln unterhalten die Jugend auf eine angenehme und nützliche Art, und geben Gelegenheit, derselben viel gute Lehren beyzubringen. Ich habe das Decliniren und Conjungiren so lange fortgesetzt, bis sie in der Analysi die nöthige Fertigkeit erlangt, und dabey kommt sehr viel darauf an, eine gute Ordnung zu beobachten. Ein Kind kann nicht wissen, daß Dominum der Accusativus ist, wenn es nicht vorher weiß, daß das Wort zur andern Declination gehöret. Wenn also ein Nomen vorkommt, so muß zuerst der Nominativus und Genitivus gesagt werden, und alsdenn die Declination, der Casus, der Numerus und das Genus, mit der Regel, dadurch es bewiesen wird. Wenn ein Verbum analysirt werden soll, muß das Kind zuerst das Praesens, Perfectum, Supinum, und den Infinitivus, oder wie es a verbo lautet, wissen. Alsdenn nennt es die Conjugation, die Person, den Numerus, das Tempus, den Modus und das Genus. Das sind Kleinigkeiten, es ist wahr, aber sie sind gleichwohl nothwendig und von Wichtigkeit, weil man ohne dieselben im Großen nicht fortkommen kann. Die Regeln der Syntaxis müssen dabey so lange wiederholt werden, bis das Kind daraus den Grund einer jeden Wortfügung angeben kann. Durch die Analysin muß es dahin gebracht

bracht werden, daß es ein jedes einzelnes Wort einer Periode verstehet, und ins Deutsche übersetzen kann.

Wenn man die Worte einer Periode in der Reihe übersetzt, wie sie im Lateinischen stehen, so kommt sehr oft ein Unsinn heraus. Was heißt das, wenn ich die Verse des Virgils:

Tityre, tu patulæ recubans sub tegmine fagi,

Silvestrem tenui Musam meditaris avena

also übersetze: Tityrus! du der ausgebreiteten der du liegst unter den Dach der Buche, ein Hirten auf dem schlanken Lied dichtest du Rohr. Die Lateiner, sonderlich die Dichter haben vielmehr Freyheit in Versetzung der Worte, als wir Deutschen, und wir dürfen ihnen nicht nachfolgen. Es ist auch einem Kinde nicht möglich, eine ganze Periode dergestalt mit einem Blick zu übersehen, und die verworfenen Worte so in Ordnung zu bringen, daß es sie zugleich in ihrer gehörigen Verbindung aussprechen und übersetzen könnte. Diese Betrachtung hat den Schullehrern den Gebrauch der Construction eingegeben, welche bey dem Anfange der Erlernung der lateinischen Sprache allerdings nöthig ist, ob sie gleich im Fortgange derselben unterbleiben kann, ja unterlassen werden muß, damit nicht die Empfindung des Wohlklanges verhindert werde, durch Veränderung der schönen Wortfügungen, die den lateinischen Schriftstellern des güldenen Zeitalters eigen sind. Allein im Anfange der Unterwei-

terweisung muß der Wohlklang dem richtigen Verstande aufgeopfert werden. Die Regeln der Construction, die in Langens Grammatik vorgetragen werden, sind unzulänglich und unverständlich, ich habe mich also bemühet, meinen Schülern eine leichtere und vollständigere Anweisung darzu in folgenden Sätzen auf eine logikalische Art zu geben.

Eine lateinische Rede construiren, heißt die Worte derselben in eine solche Ordnung bringen, daß man sie leichter verstehen kann.

Eine jede Rede bestehet aus Worten: aus den Worten werden die Propositiones oder Sätze zusammen gesetzet, aus den Propositionibus die Periodi, aus den Periodis eine ganze Rede.

Eine Proposition bestehet aus Worten, die da anzeigen, daß eine Sache einer Person oder andern Sache, entweder zukomme oder nicht zukomme, und fasset das Subjectum, Prædicatum und die Copulam in sich. Das Subjectum zeigt die Person oder Sache an, der etwas zukommt oder nicht zukommt, das Prædicatum, was ihr zukommt oder nicht zukommt. Die Copula, ob es ihr zukommt oder nicht zukommt. Diese Erklärungen müssen so, wie die folgenden, mit vielen Exempeln erläutert werden.

Ein jeder dieser Theile eines Satzes bestehet entweder aus einem Worte oder aus mehreren, welche zusammengenommen ein Glied desselben ausmachen. Im ersten Falle haben wir eine

Propositionem incomplexam, einen unerweiterten Satz, im andern aber eine Propositionem complexam, oder einen erweiterten Satz. Die meisten Sätze einer Rede sind erweitert, die wenigsten unerweitert.

Das Subjectum ist ein Nomen Substantivum, oder Adjectivum, oder Pronomen, oder Verbum, oder ein ganzer Satz und Rede, welche anstatt eines Substantivi stehet. Das Prædicatum kann eben daraus bestehen. Die Copula ist in dem Verbo enthalten.

Die Theile eines Satzes sind entweder alle mit klaren Worten ausgedruckt, oder ausgelassen, und werden in Gedanken hinzugefüget. Im ersten Falle heißt der Satz Propositio expressa, ein ausdrücklicher, im andern aber cryptica, ein versteckter Satz, dergleichen sind die Wünsche, die Fragen, die Ausrüfe u. d. g.

Ein Periodus gehet bis auf ein Punctum. Er bestehet entweder aus einem Satze, und dann ist er Simplex, ein einfacher, oder aus mehreren, und dann ist er Composita, ein zusammengesetzter.

In einem Periodo composita, werden die Sätze entweder schlechthin neben einander, oder einander entgegengesetzt, oder dergestalt mit einander verbunden, daß ein Satz voraus gesetzt, der andere aber daraus hergeleitet wird. In diesem letzten Fall, heißt der erste das Antecedens, der andere das Consequens. Man pflegt oft in einem

nem Periodo einen oder mehrere Sätze einzuschalten, und in zwey halbe Zirkel einzuschließen, welche Parenthesis genannt werden.

Wenn ihr einen Periodum construiren wollt, so müsset ihr

1) die Worte verstehen, daraus derselbe bestehet.

2) Den Periodum bis an das Punctum ganz herlesen.

3) Untersuchen, ob er Simplex oder Composita sey.

4) Bey den periodis simplicibus, die aus einer Propositione incomplexa bestehen, müsset ihr erstlich das Subjectum, hernach die Copulam, und denn das Prædicatum aussuchen, und ins Deutsche übersetzen.

5) Bestehet der Periodus simplex, aus einer Propositione complexa, so müsset ihr alles, was zum Subjecto gehöret, darzu nehmen, darauf was zur Copula, und endlich, was zum Prædicato gehöret, und jedes besonders übersetzen.

6) Bey den Propositionibus crypticis, wird das Glied des Satzes ausgelassen, welches in der Rede nicht ausgedruckt worden.

7) Wenn in einem Periodo composita, die Sätze entweder schlechthin neben einander stehen, oder einander entgegengesetzt werden, so nehmet sie in der Ordnung, wie sie im Periodo

stehen, und verfahret mit ihnen, wie mit allen Propositionibus: sind sie aber dergestalt mit einander verbunden, daß der eine vorausgesetzt, der andere aber daraus begleitet wird, so nehmet erstlich das Antecedens, und hernach das Consequens, und verfahret eben so mit ihnen.

8) Die Parentheses müssen, wie andre Propositiones, an dem Orte construirt werden, wo sie eingeschaltet sind.

Wenn man sich eine Zeitlang an diese Regeln bindet, so werden die Kinder eine Fertigkeit in der Zergliederung einer Rede erhalten, die ihnen zur Erklärung schwererer Schriftsteller, sonderlich der Dichter ganz unentbehrlich ist, wenn sie sich nicht damit die Köpfe vergeblich zerbrechen sollen. Sie haben eine Uebung des Verstandes und der Sprache zugleich, und lernen den ganzen Sinn des Autors fassen. Wenn ein Periodus also construirt und exponirt ist, so muß darauf sogleich die zusammenhangende Uebersetzung desselben in gutes Deutsch folgen. Dieselbe muß treu seyn, und den ganzen Verstand erschöpfen, ohne einen Gedanken auszulassen, fließend und ungezwungen, ohne sich zu sehr an die lateinischen Wortfügungen zu binden. Man muß es ihr nicht ansehen, daß es eine Uebersetzung ist, so rein und natürlich muß die Sprache seyn. Man kann sich daher mit Recht einige Freyheiten herausnehmen, die Ordnung der Worte zu verändern, lange Perioden in kurze zu zertheilen, Figuren,

guren, die in der deutschen Sprache nicht gewöhnlich sind, in gebräuchliche zu verwandeln. Es muß nicht nöthig seyn, die Uebersetzung aus der Urschrift zu erklären. Doch muß die Uebersetzung selbst keine Erklärung seyn, dadurch sie allzu weitläuftig und gedehnt werden würde. Man kann und muß voraussetzen, daß der Leser der Sachen kundig sey, davon die Schrift handelt. Die größte Vollkommenheit derselben bestehet darinn, daß die Schönheit, die Stärke und Hoheit der Gedanken sowohl als des Ausdrucks, welche im Original anzutreffen ist, in der Uebersetzung nichts verlieret. Sonst ist sie wie die linke Seite einer Tapete, durch welche das Gemälde zwar etwas durchschimmert, aber auf eine sehr unkenntliche Art, und mit schwachen Zügen. Wie sehr sind nicht die schönsten Schriftsteller durch schlechte Uebersetzer verunstaltet worden, und wer kennet den zierlichen und mit allen Schönheiten der Dichtkunst geschmückten Horaz in den Bettlerskleide, das ihm einige seiner Uebersetzer angezogen haben? Der Lehrmeister wird hierbey sehr viel zu thun finden, und das saepe stylum vertas ist hier nöthiger, als bey irgend einer Art der Ausarbeitungen. Die beste Uebung bestehet darinn, daß der Schüler zuerst sein Möglichstes versucht, hernach aber eine schöne und richtige Uebersetzung mit seiner Arbeit vergleicht, und seine Fehler daraus erkennet und verbessert. Ehe ein junger Mensch nicht beyde Sprachen wohl inne hat, und die Sache selbst zum wenigsten einigermaßen verstehet, wird ers nicht leicht zur

Vollkommenheit in diesem Stücke bringen, daher die männlichen Uebersetzungen selten vor den männlichen Jahren zur Reife kommen.

Man kann auf den Phädrus den Cornelius Nepos in der Schule folgen lassen, und diesem die Werke des Cicero, mit welchen man zugleich die Verwandlungen des Ovidius anfangen, darauf den Virgil erklären, und endlich den Horaz hinzufügen kann, welcher unter den poetischen Schriftstellern der schwerste ist, so wie Livius und Tacitus unter den prosaischen. Ein tüchtiger Candidat der Academie müßte von rechtswegen alle Schriftsteller des güldenen Zeitalters der lateinischen Sprache, wo nicht ganz durchgelesen, doch zum wenigsten gekostet haben, und davon urtheilen können. Ja es müßte ihm keiner der alten Lateiner ganz unbekannt seyn, und ich habe es deswegen sehr nützlich gefunden, daß mein ehemaliger verehrungswürdiger Lehrmeister, ein eigenes Collegium seinen Schülern gelesen, darinnen ihnen die lateinischen Schriftsteller von ihrem ersten Ursprung an bis in die finstern Zeiten, darinn das gute Latein ganz untergegangen, kennen lernen, ihre Werke erzählet, beurtheilet, und die besten Ausgaben derselben angeführet hat. In der Folge der Lesung der Autoren verlieret sich das Analysiren und Construiren, und der Lehrmeister, in so fern er nur auf die Sprache siehet, hat nichts mehr zu thun, als die seltensten, und der lateinischen Sprache eigenthümlichen Wortfügungen zu bemerken, die Erläute-

rungen

rungen aus den Alterthümern der Erdbeschreibung und Geschichte, die zum Verstande nöthig sind, hinzuzufügen, und darauf die Periode übersetzen zu lassen.

Alle diese Bemühungen zielen darauf ab, daß ein junger Mensch die lateinische Sprache verstehe, und auf hohen Schulen den Professoren, die über lateinische Bücher lesen, folgen könne. Er muß sie aber auch reden und schreiben lernen, wenn er ein Gelehrter werden will, und zwar nicht die barbarische Sprache der unwissenden Mönche, der Rabulisten und der Bader, sondern das reine und zierliche Latein, welches Cicero und Terentius geredet haben. Er muß ein so zartes Gehör und feine Zunge haben, daß er die Barbarismos und Soloecismos sogleich am Klange, und an der Aussprache unterscheidet, und sein Urtheil muß ihn nicht trügen, ob eine Redensart gutes oder schlechtes Latein sey, sonderlich muß er die eigenthümlichen Wortfügungen der lateinischen Sprache, ihren Schwung und den Wohlklang der Perioden wohl inne haben, und davon so wie ein Tonkünstler aus Empfindung urtheilen.

Ich halte dafür, daß man einen jungen Menschen nicht eher anhalten könne, lateinisch zu reden und zu schreiben, bis er diese Sprache völlig verstehet, und sich guten Theils eigen gemacht hat. Die allzufrühzeitigen Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische, oder die sogenannten Exercitia verderben mehr als sie nützen.

Der Schüler hat einen geringen Vorrath von lateinischen Worten und Ausdrücken, er schreibt also nieder, was er bey der Hand hat, ohne eine Wahl treffen zu können. Er kann also nicht anders als schlecht Latein schreiben, und dieß wird ihm endlich gewöhnlich und so geläufig, daß er von der feinen und zierlichen Sprache des Latium nie einige Kenntniß und Geschmack bekommt. Eine gute Uebersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische zu machen, ist schwerer als ursprünglich lateinisch zu schreiben. Denn das Original thut dem Uebersetzer allemal einen Zwang an: es verführet ihn Germanismos zu machen, und erschreibt Deutschlatein, ohne es zu merken. Wenn also der Schüler durch die Lecture sich einen Vorrath von Worten und Redensarten gesammlet hat, so thut der Lehrer wohl ihm sogleich eine kleine Erzählung, Brief oder dergleichen Ausarbeitung aufzugeben, und ihm den Hauptinhalt derselben in lateinischer Sprache zu dictiren. Eine der leichtesten und bequemsten Uebungen ist, wenn man den Schüler die Uebersetzungen, die er aus dem Lateinischen gemacht hat, wieder von neuem ins Lateinische übersetzen läßt, oder nachdem er ein Capitel aus dem Cornelius erkläret und übersetzt, und folglich einigemal durchgelesen hat, dasselbe mit ihm fragweise in der lateinischen Sprache durchgehet, und ihn mit den Worten des Autors antworten lässet. So schöpfet er das ursprüngliche Latein aus seinen Quellen, und macht sich dasselbe dergestalt eigen, daß er hernach lateinisch denken lernt, und sich

auf

auf eine ungezwungene Art ausdruckt. Mancher Schriftsteller, der sich noch wohl lesen läßt, wenn er schreibt, was er selbst gedacht hat, wird unerträglich, wenn er ein Uebersetzer wird, so schwerfällig, widersinnig und unangenehm stolpert er daher. Wenn der Schüler einen Vorrath von nützlichen Sachen im Kopfe hat, und der Sprache mächtig ist, alsdenn ist es Zeit ihn lateinische Reden, Verse, und andere schwerere Ausarbeitungen machen zu lassen, in der Ausbesserung genau zu seyn, und nicht nur die Reinigkeit, sondern auch hier die Sprache zu beobachten. Und alsdenn ist er auch im Stande eine Uebersetzung nach den Regeln zu verfertigen, die ich vorhin davon angegeben habe. Männliche, freye und ungezwungene Nachahmungen gehören ebenfalls zu den Uebungen, die ihren Nutzen haben.

Die griechische Sprache gehöret nicht nur für den künftigen Theologen, um das neue Testament zu verstehen, sondern ein jeder, der sich nur einigermaßen über den gelehrten Pöbel erheben will, muß darinn unterrichtet seyn. Sie macht weniger Mühe als die lateinische, weil der Schüler, der sie erlernet, die grammatikalischen Begriffe schon inne hat, und es genug ist, sie zu verstehen, ohne dieselbe reden und schreiben zu können. Griechische Reden und Verse werden nur zur Parade gemacht, und es ist nicht möglich, den Gelehrten mehr todte Sprachen, als die lateinische aufzubürden. Wenn ein Schüler

von Jugend auf wohl unterrichtet ist, und einige Fähigkeit hat, so muß er im zehnten Jahre in der lateinischen Sprache schon einige Fertigkeit haben, und alsdenn ist es Zeit die Griechische anzufangen. Er muß die Fundamente und Paradigmata aus der Grammatik wohl inne haben, die genauere Kenntniß der Syntaxis ist aber nicht so nöthig als in der lateinischen Sprache. Man kann darauf alsbald zur Erklärung eines griechischen Schriftstellers fortgehen, und wenn man von dem Schüler Hoffnung hat, daß er es etwas weiter, als die gemeine Art der Gelehrten bringen werde, so thut man wohl, den Anfang mit einem Profanautor zu machen, weil diese ohnstreitig reiner Griechisch, als das neue Testament haben, welches mit vielen Hebraismis vermischt ist. Mir haben der Xenophon und Isokrates am bequemsten geschienen zum Unterricht der Jugend. Sollte es aber der Schüler nicht viel weiter, als bis zum neuen Testament bringen können, so thut man wohl mit dem Evangelisten Johannes den Anfang zu machen, damit ihm dieses heilige Buch von Kindheit an geläufig werde. In der Analysi muß man eine gute Zeit anhalten, bis dem Schüler die Formation der Verborum und die häufigen Anomala völlig bekannt werden. Gelanget er dahin, daß er den Homer lesen kann, so hat ers weit gebracht, und verdienet den Lorbeerkranz vor seinen Mitschülern. Die meiste Mühe werden ihm die Dialecte machen, wenn er aber in seinem Fleiße anhält, und nur erst ein paar Bücher gelesen hat,

so

so werden sie ihm geläufig werden. Man wird wohl thun, wenn man aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzen lässet, weil man auf diese Art beyde Sprachen übet.

Es ist sehr gut, wenn ein künftiger Theologe auf dem Gymnasio zum wenigsten den Anfang macht, die hebräische Sprache zu erlernen, und einen hinlänglichen Grund der Grammatik legt, damit er sogleich auf Universitäten Cursoria Græca & Hebraica und Exegetica hören könne. Das Gedächtniß ist unter dem zwanzigsten Jahre am lebhaftesten, und folglich die Erlernung der Sprachen am leichtesten. Die hohen Schulen sind eigentlich den Wissenschaften gewidmet, und die Zeit, welche man auf derselben zubringt, ist nicht zu lang vor dieselben. Indessen ist derjenige glücklich, welcher Zeit hat und Gelegenheit findet, auch die schönen Wissenschaften auf Universitäten fortzusetzen und vollkommener zu machen. Keine Sprache ist einfacher in ihren Grundsätzen als die hebräische, und die Grammatik kann sehr abgekürzt werden, wenn sie in eine natürliche Ordnung gebracht wird. Die meiste Mühe macht das Auswendiglernen der Vokabeln, welches sich vor den Schüler besser, als vor den Studenten schickt.

Die französische Sprache ist heutiges Tages in der gelehrten und artigen Welt so gemein worden, und wir haben so viel schöne Werke in derselben, daß derjenige nicht umhin kann, sie zu erler-

erlernen, der einige Figur zu machen gedenkt. Sie schickt sich auch besser vor die Schule als vor die Universität, und man sollte billig auf einen jeden Gymnasio einen Lehrer derselben haben. Man muß sie verstehen, reden und schreiben, und sich von Jugend an, diejenige Leichtigkeit und Feinheit des Ausdrucks angewöhnen, die ihr eigen ist, und darzu eine Tinctur von dem flüchtigen französischen Witze erfordert wird.

Ich gehe fort zu den Wissenschaften, die ein junger Mensch auf Schulen erlernen muß, unter welchen die Religion die erste und vornehmste ist. Dieß ist eine allgemeine Wissenschaft für das ganze menschliche Geschlecht, welche in die grossen Absichten unsers Daseyns, die Verherrlichung unsers Schöpfers, und unsere Glückseligkeit am nächsten einfließt, und darzu unentbehrlich ist. Sie erfüllet das Gemüth mit edlen, großen und schönen Gedanken, und giebt ihm die würdigste und heilsamste Beschäftigung. Alle menschliche Wissenschaften sind ein leerer Tand und schnöde Eitelkeit, wenn sie nicht durch die Religion geheiliget und auf den rechten Zweck des Menschen gerichtet werden. Ich habe bey den wunderbaren Abwechselungen der Schicksale meines Lebens den hohen Werth und die Brauchbarkeit derselben zur Besserung und Beruhigung des Menschen, auf eine so merkliche Art erfahren, daß ich nicht umhin kann, dieselbe allen denen, die ich liebe, aufs Beste anzupreisen, und von Herzen zu wünschen, daß alle Menschen Kenner und

Ver-

Verehrer des einigen wahren Gottes und seines Sohnes Jesu Christi seyn mögen. Wer also der Jugend einen wahren Dienst zu thun gedenket, der lasse sie nicht Freygeister, Gottesverächter und Religionsspötter werden: er mache sie aber auch nicht zu Schwärmern und Kopfhängern, sondern zu rechtschaffenen und aufrichtig gottesfürchtigen Leuten, die eine wahre Liebe und Ehrfurcht gegen Gott haben, und die Religion für das angelegentlichste und wichtigste Geschäfte ihres ganzen Leben halten.

Die Anweisung zur Religion in den Gymnasien ist gemeiniglich sehr dürftig und nüchtern. In den niedern Classen tractiret man den Catechismus, und in den höhern ein theologisches Compendium, und beydes so obenhin, als wenn es eine Nebensache wäre. Man martert das Gedächtniß durch das Auswendiglernen der Fragen, davon die Schüler zum Theil so viel als die Nonnen vom lateinischen Psalter verstehen: dem Verstande aber giebt man nichts zu thun, und das Herz läßt man leer von den edlen und grossen Empfindungen, die uns die Religion einflösset. Man überläßt es den Predigern bey der Zubereitung zum heiligen Abendmal, die Jugend in der Religion zu unterrichten, und wenn dieses geschehen ist, so glaubt man, daß dieses große und wichtige Geschäfte vollendet ist. Daher kommt es, daß viele Gelehrte von der Religion nicht so viel wissen, als ein vernünftiger Bauer: sie reden und schreiben darwider, ohne

sie

sie zu verstehen, und urtheilen davon so carabirement, als wenn sie weit über dieselbe hinaus wären. Wenn sie nicht Theologen von Profession zu werden gedenken, so vergessen sie den Catechismus sehr bald, und ihre Wissenschaft von der Religion ist alsdenn so schlecht, als ihre Ausübung. Ihr ganzes Leben ist ein Zusammenhang von lauter Welthändeln, Eitelkeiten und Thorheiten, dabey das einige nothwendige Geschäfte des Menschen, die Sorge für seine Seele, und die Bemühung und sein ewiges Heil zurück gesetzt und vergessen wird. Von einem jeden Gelehrten wird mit Recht gefordert, daß er auch eine gelehrte Erkenntniß von der Religion habe, weil vorausgesetzt wird, daß er seinen Verstand in besserer Uebung als ein Ungelehrter habe, und also diesen wichtigsten Gegenstand der menschlichen Erkenntniß mit stärkerer Kraft umfasse. Es ist schändlich in der Weltweisheit ein Magister, und in der Rechtsgelehrsamkeit ein Doctor, und in der Arzeneykunst ein Licentiat, in der Religion aber ein Ignorant zu seyn, und weniger davon als ein Catechismusschüler zu wissen, das ist gelehrt im Kleinen, und unwissend im Großen zu seyn.

Man kann nicht sogleich mit den erhabensten Lehren und Geheimnissen den Anfang in der Schule machen, und man muß den Kindern Milch und nicht starke Speise geben. Man muß also unterschiedene Cursus in der Unterweisung machen, davon uns der Engelländer Watt ein

sehr

sehr schönes Exempel in seinem Catechismus gegeben hat. Man müßte in den Schulen Bücher haben, die darzu bequem wären, und darinn mit einer ungemeinen Urtheilskraft, sowohl das Wesentlichste und Nothwendigste der Religion, als auch was sich wegen seiner Faßlichkeit und Leichtigkeit vor ein jedes Alter am besten schickt, ausgesucht, in eine natürliche Ordnung gebracht, von unverständlichen Kunstworten und unnöthigen Weitläuftigkeiten gereinigt, und in einem Vortrag eingekleidet würde, der eine überzeugende Deutlichkeit mit sich führte. Diese Bücher müßten in einander passen, einerley Begriffe zum Grunde legen, und eines zur Ausfüllung und Erweiterung des andern dienen. Rousseau hält sich mit Recht über unsere Lehrbücher der Jugend auf, und es wäre zu wünschen, daß wir den Freygeistern Exempel vorlegten, daß man auch von der Religion auf eine richtige, ordentliche und vernünftige Art denken könne. In vielen Catechismen unterrichtet der Schüler den Lehrmeister, wie in der verkehrten Welt, er antwortet fast immer mehr als er gefragt wird, und ist so gescheut, unter hundert Antworten, die man auf die vorgelegte Frage geben könnte, gerade diejenige zutreffen, die der Lehrmeister haben will. Das Bekannte muß vor dem Unbekannten, das Leichte vor dem Schweren, die Gründe vor ihren Folgerungen gesetzt werden. So entwickeln sich die Begriffe nach und nach, und es wird daraus ein Lehrgebäude, welches in allen seinen Theilen wohl zusammen hängt. Was

können

können Kinder aus einem Buche lernen, welches in der Sprache der Scholastiker und Mystiker abgefaßt, darinn das Hinterste zuvorderst gesetzet ist, und die Hauptsachen mager und unvollkommen, Nebensachen aber weitläuftig und ausschweifend abgehandelt sind?

Man muß mit der Jugend zuerst die natürliche Theologie treiben, und derselben eine Art der Naturlehre oder natürlichen Historie vorsetzen, welche ihr anständige, und richtige Begriffe von der Welt macht, daraus sie das höchste Wesen erkennen soll. Denn sonst stellen sie sich den Himmel als eine Illumination mit Lämpchens, und die Erde als ein großes Bauergut vor, und machen sich von den Werken Gottes, die niedrigsten und armseligsten Begriffe, daraus unmöglich große und anständige Gedanken von dem Schöpfer selbst entstehen können. Der Muselmann hält seinen Alkoran so gut für eine göttliche Offenbarung, als der Christ die Bibel: und wer kann ihn widerlegen, wenn wir nicht alle andere Grundsätze der Vernunft von Gott und der Natur des Menschen voraussetzen, daraus diese Sache entschieden wird. Sehr viele, die in Deutschland Christen sind, würden in der Türkey eben so gute Türken, und in China eben so gute Götzendiener seyn, und ihre Religion hat kein Verdienst vor sie, weil sie solche aus keiner Ueberzeugung angenommen haben und behalten, sondern sie ihrer Geburt und Vaterlande zuzuschreiben ist.

Ein

Ein junger Mensch, der ein Gelehrter werden will, muß die christliche Glaubenslehre als eine Wissenschaft erlernen. Er muß, wo nicht ausführliche, doch deutliche und richtige Begriffe von den dahin gehörigen Sachen haben, sich einen Vorrath von Sprüchen der heiligen Schrift sammlen, und sie daraus erweisen können. Es müssen ihm auch mit der Zeit die Einwürfe ihrer Widersacher, sonderlich, welche gegen die Hauptsache der Religion gehen, bekannt werden, und er muß sie widerlegen lernen, damit er nicht allzusehr davor erschrecke, und dadurch verführet werde, wenn er sie hernach in der großen Welt ließt oder höret. Er muß richtige Grundsätze der Sittenlehre haben, die eigentliche Pflicht und Bestimmung des Menschen genau kennen, und von dem Werthe seiner Handlungen urtheilen lernen. Er muß das Schöne, das Erhabene und Göttliche der Tugend mit Vergnügen und Wohlgefallen empfinden, und sich gewöhnen, die Laster nicht anders, als mit einem Schauer von Ekel und Verdruß zu betrachten. Wie will er sonst das Gewicht eines erhabenen Gedankens, oder die Stärke eines rührenden und edlen Ausdrucks in einem Schriftsteller fühlen? Wie will er sonst von der Keuschheit eines Josephs, von der Freundschaft eines Jonathans, von der Tapferkeit eines Leonidas, von der Gerechtigkeit eines Aristides urtheilen, wenn er nicht weiß, was Keuschheit, was Freundschaft, was Tapferkeit, was Gerechtigkeit ist?

Täglich eine Stunde in der Religion unterrichtet zu werden, ist nicht zu viel für einen jungen Menschen von seiner ersten Kindheit an bis er auf Universitäten gehet, und am besten schickt sich darzu die erste Stunde der Morgenschule. Der Lehrmeister muß seine Schüler zu einer großen Ehrerbietigkeit gegen Gott beym Gebet gewöhnen, und alle Leichtsinnigkeit und Muthwillen unter demselben aufs schärfste bestrafen. Man müßte in den Schulen Gebetsformeln von einem simpeln und doch zugleich starken und erhabenen Ausdruck haben, welche sowohl der Hoheit Gottes, als der Niedrigkeit des Menschen anständig, und zur Unterhaltung einer vernünftigen Andacht bequem wären, davon überhaupt in der Christenheit noch kein Ueberfluß vorhanden ist. Auf das Morgengebet folgt gemeiniglich das Lesen eines Capitels aus der Bibel, welches nach der Reihe gehet, und aus demselben müssen ein oder zwey Sprüche zum Auswendiglernen aufgegeben, und jederzeit des folgenden Tages aufgesagt, auch von Zeit zu Zeit an statt des Bibellesens wiederholt werden, damit ein Mensch einen Schatz von Sprüchen der heiligen Schrift sammle, die er in seinem Leben, in Versuchungen, in Leiden und Noth zu seiner Lehre, Strafe, Ermahnung und Trost gebrauchen könne. Diese muß aber der Lehrer zuvor kürzlich erklären, fragweise durchgehen, und seinen Schülern ans Herz zu legen suchen. Hierauf müßte das theologische Lehrbuch folgen, und man könnte die Glaubens- und Sittenlehre von einander absondern, und

ein

ein Jahr ums andre vortragen. Doch müßte der Cursus allezeit in einem Jahre vollendet werden, weil die Wiederholung nöthiger als die Weitläuftigkeit ist. Es würde auch sehr heilsam seyn, wenn man in den Schulen des Montags ordentlich nach den Predigten fragen wollte, die der Schüler des Sonntags gehört hätte, und sich den Hauptinhalt und die wichtigsten Lehren derselben erzählen ließe, um ihn zur Aufmerksamkeit darauf zu gewöhnen, welche bey dem größten Theil der Zuhörer so selten ist.

Bis hieher von der Theologie. Was soll ich aber von der Philosophie sagen, und was hat ein junger Mensch, ehe er die hohen Schulen beziehet, davon zu wissen nöthig? Die Wahrheit zu bekennen, so halte ich nichts für überflüßiger, als ihn mit den Spitzfündigkeiten der künstlichen Logik, und mit den abgesonderten Begriffen der Metaphysik zu martern. Die niedrigen Schulen sind mehr für die untern Kräfte der Seele als für die obern. Die Sinne, die Einbildungskraft und das Gedächtniß müssen erst mit Begriffen von einzelnen und wirklichen Dingen angefüllet werden, ehe der Verstand und die Vernunft ihre Aehnlichkeit und Unterschiede absondern, und sie verbinden und trennen kann. Dieß sind gleichsam die Baumaterialien der Wissenschaften, und wenn davon nicht ein hinlänglicher Vorrath vorhanden ist, so kann das Gebäude nicht groß und prächtig werden. Füllet die Seele eines jungen Menschen mit edlen und schönen

Empfindungen aus dem Reiche der Natur, und mit erhabenen und vortreflichen Gedanken, aus der Geschichte, Erdbeschreibung und den Autoren, und dann lehret ihn, wie er mit seinem Vorrath haushalten, und ihn in Ordnung bringen soll. Eine richtige Erklärung und bündigen Schluß zu machen, kann man einen Schüler bey der Beredsamkeit lehren, und das ist beynahe alles, was er aus der Logik zu wissen nöthig hat.

Weit nützlicher scheinet es mir, der Schuljugend eine Art der Naturlehre beyzubringen, zwar nicht die gelehrte und mathematische, welche auf hohen Schulen getrieben wird, sondern eine allgemeine Kenntniß der Welt, welche ihm von den Werken Gottes würdige und anständige Begriffe macht, und sowohl zur Verherrlichung Gottes, als auch zur Erweiterung ihrer Erkenntniß gereichet. Man kann darinn handeln von dem Weltgebäude überhaupt, von der Sonne, dem Monde, den Sternen, dem Dunstkraise, dem Wasser, der Erde, den Pflanzen, den Thieren, dem Leibe und der Seele des Menschen, den Handwerken, Künsten und Wissenschaften, der menschlichen Gesellschaft. Man kann die Jugend von der Beschaffenheit, den Ursachen und Wirkungen dieser Dinge unterrichten, und denen Dingen, die in die Sinne fallen, etwas davon einmischen, was die Gelehrten durch Untersuchungen entdeckt haben, z. E. von dem Himmelslauf, vom Licht und Farben, von der magnetischen

tischen und electrischen Materie. Die größte Kunst bestehet darinn, alle diese Dinge mit solcher Deutlichkeit vorzutragen, daß sie den Verstand nicht ermüden und abschrecken, sondern auf eine angenehme Art unterhalten und unterrichten. Hier muß man, wie der Dädalus, nicht zu hoch und nicht zu niedrig fliegen. Ich habe einen Versuch eines solchen Lehrbuchs zum Gebrauch meiner Hausschule gemacht, und vielleicht finde ich Gelegenheit, solchen dem Publico zur Beurtheilung vorzulegen.

Diese Naturlehre dienet zur Vorbereitung der Geographie, welche ohne dieselbe beynahe nicht zu verstehen ist, und die also vor derselben billig allemal hergehen müßte. Diese Reise mit der Jugend durch die Welt, kann ihr nicht anders als angenehm seyn, wenn ihr die schönen Aussichten gegönnet, und die Fenster des Wagens nicht zugemacht werden. Ein trockenes Verzeichniß des Provinzen, Flüsse und Städte eines Landes, ist ein Gerippe der Geographie, welches der Jugend zur Marter dienet. Aber auch der trägeste Schüler wird aufmerksam werden, wenn ihr ihm mit einer gewissen Lebhaftigkeit, die Lage und Natur des Landes, seine Früchte und andere Producte, den Charakter der Einwohner, die Regierungsart und die vornehmsten Abwechselungen derselben, beschreibet. So könnet ihr die geographische Lection euern Schülern, als eine Ergötzungsstunde anrechnen, und sie werden sie auch gern

dafür annehmen. Es ist wahr, man muß auch Namen auswendig lernen, und das Magere und Trockene dieser Wissenschaft verschlingen. Aber es muß gehörig gewürzet und in eine wohlschmeckende Brühe eingetaucht werden, wenn man es bequem hinunterbringen soll. Wenn ihr euren Schüler alle Provinzen von Engelland nach der neuern Eintheilung, und aus jeder etliche Städte auswendig lernen lasset, wie sauer wird ihm das werden, und wie wenig wird es ihm nützen. Aber was ist angenehmer als die Beschreibung dieser wunderbaren, reichen und glücklichen Insel, wenn man die Gaben, die sie von Natur hat, ihre Verschönerung und Verherrlichung durch den Fleiß und die Betreibsamkeit der Einwohner, ihre Sitten, Gelehrsamkeit, Handlung, ihre sonderbare Regimentsverfassung, die Merkwürdigkeiten ihrer berühmtesten Städte, Seehäfen und hohen Schulen erzählet, und den Schülern also einen vollständigen Begriff von dem ganzen Lande macht. Man muß auch hier stufenweise, so wie in allen Wissenschaften gehen, und das Mühsame dem Angenehmen, in der Folge mehr und mehr beyfügen, bis endlich ein junger Mensch eine ausführliche und hinlängliche Kenntniß der Reiche der Welt bekommt. Für diejenigen, welche sich den höhern Wissenschaften gewidmet haben, und lateinische und griechische Autores verstehen sollen, muß man einen Unterricht in der alten Geographie hinzufügen, der ihnen zum Wegweiser dienet.

Die

Die Historie ist eine der vornehmsten Wissenschaften, die man mit der Jugend treiben muß, und zwar die allgemeine, welche alle besondere Arten derselben in sich begreift. Dieß Feld ist so weitläuftig, daß es den ganzen Fleiß eines Menschen und seine ganze Lebenszeit erfordert, wenn er es in allen seinen Theilen durchwandern und sich völlig bekannt machen will. Weil wir aber doch in der Jugend mehr als einerley zu lernen haben, so müssen wir Maaße halten, und uns unterrichten ohne uns zu zerstreuen. Hier hat ein Lehrmeister mehr zu überlegen, was er nicht sagen, als was er sagen wolle, und seine Urtheilskraft muß sich vornehmlich dadurch äussern, daß er aus dem großen Vorrath von Sachen, die er vor sich hat, das Wesentlichste, Nothwendigste und Brauchbarste aussuche, und seinen Schülern zum Besten gebe. Der gegenwärtige Zustand der Welt hat seinen Grund in dem vergangenen, und die Begebenheiten der vorigen Zeiten bestimmen die Religion, die Sitten und die Glückseligkeit unserer Tage. Wer also davon eine gründliche Kenntniß haben will, der muß nothwendig in der Geschichte unterrichtet seyn, und sonderlich diejenigen Dinge wissen, deren Wirkung noch immer fortdauret. Den kleinsten Theil der Sachen in der Welt empfinden wir selbst, und was wir nicht durch die Vernunft heraus bringen können, müssen wir aus dem Zeugniß anderer Menschen lernen.

Wenn man der Jugend die Geschichte lehret, so muß man dabey eine dreyfache Absicht haben. Man muß dadurch zuerst die Religion unterstützen, welche die Geschichte nicht entbehren kann, und aus derselben ihre vornehmsten Lehrsätze und Beweise hernimmt. Der Ursprung der Welt und des menschlichen Geschlechts, der Sündenfall der Menschen, die Vorbereitungen zu ihrer Erlösung, die Wiederherstellung ihrer Wohlfarth durch Christum, die Bekanntmachung derselben in der Welt, die Abwechselungen der Erkenntniß Gottes und Christi unter den Menschen, sind Sachen, deren ein Christ nicht unwissend bleiben darf, wenn er seine Religion wohl inne haben und davon unterrichtet seyn will. Man sollte also vor allen Dingen der Jugend eine kurze und gründliche Religionsgeschichte beybringen, und dieselbe vor der weltlichen Geschichte voraus schicken. Zum wenigsten muß man bey dem Vortrage der allgemeinen Geschichte ein beständiges Auge auf die Religion haben, und den Zustand derselben bey allen Abwechselungen der Begebenheiten der Welt, und was zu ihrer Erklärung und Bestätigung dienen kann, genau bemerken. Man muß die Spuren einer gerechten, weisen und gütigen Vorsehung, die die Welt regieret, aufsuchen, die Bestrafung der Laster und Belohnung der Tugend beobachten, und der Jugend Anweisung geben, den einigen wahren Gott sowohl aus den Begebenheiten als der Einrichtung der Welt zu erkennen.

Zum

Zum andern muß man die Sittenlehre durch die Geschichte erläutern und bestätigen. Diese prediget durch Exempel, welches viel fruchtbarer und lehereicher ist, als durch Lehrsätze und Betrachtungen. Es ist keine Tugend und kein Laster, welches die Menschen nicht ausgeübet haben, und die Geschichte ist ein treuer Spiegel von beyden. Ein verständiger Lehrmeister muß nicht unterlassen, seinen Schülern die Exempel der Gottesfurcht, der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit, der Keuschheit, der Liebe zum Vaterlande zur Nachfolge anzupreisen, und im Gegentheil die Exempel des Betruges, der Gottesverachtung, der Ungerechtigkeit, der Wollust zur Warnung vorzustellen. Wenn auch dieselben gleich keinen großen Einfluß in den Zustand der Reiche der Welt haben, so verdienen sie doch wegen ihres Verhältnisses gegen das Reich der Sitten mit aller Sorgfalt abgehandelt zu werden. Wer die Gabe hat, mit einiger Lebhaftigkeit zu erzählen, dem wird es leicht seyn, die Gemüther der Jugend dabey aufs stärkste zu rühren, und ihr Thränen auszulocken.

Zum dritten muß die Geschichte die menschliche Erkenntniß überhaupt erweitern, und uns von dem Zustande der Welt, von ihrem ersten Ursprunge an bis auf diese Zeiten, richtige und zu unserer Pflicht und Glückseligkeit nöthige Begriffe machen. Der Erdkraiß wird in unterschiedene Haushaltungen eingetheilet, welche die Reiche der Welt sind. Diese muß ein vernünf-

tiger Weltbürger, und vornehmlich ein Gelehrter, kennen lernen. Er muß von dem Zustande des menschlichen Geschlechts, von seinem Ursprung an, von der Ausbreitung desselben auf dem Erdboden, von der Eintheilung in so vielerley Herrschaften, insbesondere von denenjenigen, die noch jetzt bestehen, Rechenschaft geben können. Er muß bey einem jeden Reiche den Ursprung desselben, die wichtigsten Veränderungen ihrer Verfassung, und die Quellen derselben, die vornehmsten Regenten und ihre merkwürdigsten Thaten, den Charakter der Nationen, und den Grund ihrer gegenwärtigen Verfassung, wissen. Er muß sich den Zustand der Wissenschaften, ihren Wachsthum und Abnehmen, und diejenigen, die sich damit berühmt gemacht haben, bekannt machen. Wenn er die griechischen und römischen Schriftsteller verstehen will, so muß er in der Geschichte dieser Völker kein Fremdling seyn.

Ich möchte ein Lehrbuch der Geschichte sehen, darinn alle diese Absichten in dem Maaß erreicht wären, welches das Alter der Jugend zuläßt, und darinn man also die wichtigsten Begebenheiten der Welt, und die merkwürdigsten Schicksale des menschlichen Geschlechts gleichsam mit einem Blick übersehen könnte. Aber welche Weisheit wird erfordert, genau zu unterscheiden, was da werth ist gelernt zu werden, und was gar wohl vergessen werden kann, die Quellen der wichtigsten Begebenheiten zu entdecken, ihren Einfluß in so viel andere zu bestimmen, und der

Jugend

Jugend also einen Plan vorzuweisen, den sie in ihrem ganzen künftigen Leben ausführen kann. Es wäre werth, daß man ein Prämium darauf setzte. So lange wir aber dieses nicht haben, muß ein jeder Lehrmeister selbst so viel Geschmack und Urtheilskraft haben, aus unsern vorhandenen Geschichtbüchern, das merkwürdigste auszusuchen, um die Jugend von den Geschichten weder leer zu lassen, noch damit zu überhäufen. In den niedern Classen muß der historische Cursus jedes Jahr, in den höhern aber höchstens alle zwey Jahr zu Ende gebracht werden, weil er zwar ausführlicher seyn, aber doch nicht länger seyn muß, als daß er von einem jeden Schüler ein oder zweymal durchgehöret werden könne. Es stehet dem Lehrer zwar frey, einige Begebenheiten ausführlich zu erzählen, aber was das Lehrbuch enthält, muß alles dem Gedächtniß anvertrauet werden.

Die römischen Alterthümer sind einem jungen Menschen zu wissen ganz unentbehrlich, weil er sonst keinen Schriftsteller dieses Volks, aus welchen doch ein ansehnlicher Theil der schönen Wissenschaften geschöpft wird, verstehen und gebrauchen kann. Man muß auch dahin die Mythologie oder heidnische Fabellehre von ihren Göttern, Göttinnen und Helden rechnen, die den Schlüssel zum richtigen Verstande der Dichter enthält, und damit man den Anfang machen kann. Es ist nicht genug, dieselben gelegentlich bey dem Lesen der Autoren zu erklären, sondern

sie

sie müssen in einem System vorgetragen werden, darzu man sehr brauchbare Bücher, sonderlich den Cellarius hat. Dieses Feld ist ebenfalls sehr weitläuftig: man kann sich in keine genaue Untersuchung aller Sachen und Gebräuche einlassen, und darf die Schätze des Grävius und Gronovius nicht plündern, sondern muß mit gutem Urtheil und Geschmack das Wesentlichste und Nothwendigste zum Verstande der Autoren aussuchen. Es dienet zu einer angenehmen und lehrreichen Unterhaltung eines jungen Menschen, wenn man ihn in dem alten und ehrwürdigen Rom herumführet, ihn mit sich nimmt in die Tempel, das Rathhaus, die Versammlungen des Volks, die Schauplätze und auf das Schlachtfeld; wenn man ihn mit den Priestern, den obrigkeitlichen Personen, den Kriegesleuten bekannt macht; wenn man ihm die Kleider, das Hausgeräthe, die Waffen und das Kriegesgeräthe der Alten zeiget. Die Fabellehre enthält zwar viel Ungereimtes, welches uns lehret, wie hoch unsere Religion zu schätzen sey: aber auch viel Vernünftiges, wenn sie recht erkläret wird, und man verstehet die schönsten Werke der Mahlerey und Bildhauerkunst gar nicht, wenn man nicht darinn unterrichtet ist. Was sie anstößiges und ärgerliches hat, ist durch die Erinnerung eines verständigen Lehrmeisters leicht zu heben. Man kann auch einen Anhang der griechischen, deutschen und jüdischen Alterthümer beybringen, welche letzten sonderlich zum richtigen Verstande der heiligen Schrift nöthig und unentbehrlich sind.

Die

Die Beredsamkeit der Schulen hat lange Zeit in einem übeln Ruf gestanden, und ist durch gezwungene Methoden und falsche Zierrathen sehr verderbt worden. Jetzt fängt man an vielen Orten an den besseren Geschmack zu merken, und sowohl der Natur, als den vortreflichen Mustern der Alten und Neuen zu folgen, die wir in und ausser Deutschland haben. Man kann sie in der deutschen und lateinischen Sprache zugleich treiben, aber man muß nicht zu frühzeitig damit anfangen, ehe der Schüler beyder Sprachen einigermaßen mächtig ist, und einen Vorrath von Sachen im Kopfe hat, davon er reden, und die er vortragen kann. Zuerst muß der Schüler denken lernen, ehe er reden kann, er muß die Religion, die Sittenlehre und die Geschichte inne haben, und aus derselben seine Argumente hernehmen. Sonst martert er sich, und zerbricht sich den Kopf vergeblich, und bringt doch nichts anders als schlechtes Zeug zu Markte, er müßte denn blos allein der Papagoy seines Lehrmeisters seyn, der nur nachspricht, was ihm vorgesagt wird. Die Beredsamkeit gehöret also in die oberste Classe der Schule, und ist eine Anwendung dessen, was in den untern erlernet ist.

Die Grundsätze derselben sind sehr einfach, und der Regeln können also wenig seyn; doch müssen sie in eine Art von System gebracht, und mit beständigen Exempeln und Uebungen begleitet werden. Wenn man annimmt, daß die Absicht der Beredsamkeit sey, andere zu unterrichten, zu über-

überzeugen und zu bewegen, so kann man die ganze rhetorische Erfindungskunst auf 3 Regeln zusammen ziehen. 1) Man muß eine richtige Erklärung und Beschreibung der Sache machen, davon man redet, dadurch der Zuhörer einen deutlichen Begriff davon bekommt, und in den Stand gesetzt wird, sie von andern zu unterscheiden. Und hierinn kann man die Schüler alsbald üben, ihre Fehler bemerken und bessern, und ihnen ausgesuchte Exempel vorlegen. Der Redner hat die logische Genauigkeit nicht immer nöthig; er darf zwar nicht weniger aber wohl mehr sagen, als zu einer Definition erfordert wird. Ihm gehöret das ausgebreitete Licht, die Farben, der Contrast, und alles was darzu dienet, das Bild der Sache im Gemüthe zu verklären, und von allen Seiten zu zeigen. 2) Man muß tüchtige Gründe anführen, die Wahrheit der Sache zu beweisen, die man behauptet. Und hier muß man den Schüler einen Schluß machen lehren, und ihn von der Verbindung der Begriffe unterrichten, welches ohne Barbara, Celarent geschehen kann. Man kann den Schüler selbst befragen: womit er seinen Satz beweisen wolle: man kann ihm Argumente an die Hand geben: man kann ihm zeugen, wie er den Major, den Minor, die Conclusion auf eine zierliche Art versetzen könne, und oft nur den medius terminus anzuführen nöthig habe. Man kann ihn endlich prüfen, ob er die Sache selbst wohl glauben würde, wenn sie ihm also gesagt würde, und ihn also gewöhnen, die Kraft eines Beweisgrundes zu

empfin-

empfinden. 3) Man muß Gemüthsbewegungen bey dem Zuhörer zu erwecken suchen, daraus der Vorsatz und Entschluß desselben entstehet, das zu thun oder zu lassen, dazu wir ihn bereden wollen. Hier ist ein einiger Unterricht aus der Psychologie von der Natur und Entstehungsart der Leidenschaften nöthig. Soll der Zuhörer eine Sache lieben, und sein Vergnügen daran haben, so muß sie ihm als schön, nützlich und rühmlich vorgestellet werden. Soll er sie hassen, so muß er einsehen, daß sie böse, schändlich, schädlich und abscheulich sey. Soll er sich zu einer Sache entschließen, so muß er überzeugt werden, daß sie möglich, nöthig und ihm vortheilhaft sey. Soll er eine That bereuen, so muß er erkennen, daß er daran Schuld sey, eine Thorheit und Verbrechen dadurch begangen, und sich ein großes Unglück zugezogen habe. Es ist hier der Ort nicht alle Gemüthsbewegungen auf diese Art durchzugehen.

Beyder Disposition muß man alle gezwungene Künste vermeiden, welche mehr Mühe als Nutzen haben, und kann den ganzen Plunder von so mancherley Chrien ohne Schaden wegwerfen. Ja dieses ganze Capitel muß man bis zu den practischen Theil der Rhetorik, welcher von den mancherley Arten oratorischer Ausarbeitungen handelt, zurück werfen, weil eine jede Art derselben ihre eigene Einrichtung hat. Man kann also auf die Invention sogleich die Elocution, oder die Lehre von dem Ausdruck und der Schreibart

art folgen lassen. Es giebt allgemeine Eigenschaften und Vollkommenheiten derselben, die man dem angehenden Redner anpreisen muß. Die Schreibart muß richtig seyn nach der Grammatik, und die Sprachregeln nicht übertreten: rein, daß sie weder ohne Noth mit fremden Sprachen vermischt, noch durch veralterte, ungebräuchliche und Provinzialredensarten verunstaltet sey: edel, nicht bäuerisch, niederträchtig und pöbelhaft, sondern die Sprache, welche Leute von guten Sitten, Lebensart und Erziehung reden: bedeutend, körnig und fruchtbar, daß man diejenigen Worte und Redensarten wähle, welche die Sache am eigentlichsten, stärksten und vollständigsten ausdrucken, und die fast allezeit nur die einigen zu seyn pflegen: deutlich und daher auch leicht, daß man alle verworfene Wortfügungen vermeide, und kein mühsames Construiren nöthig habe, wenn man den Redner verstehen will: fließend, weder gedehnt noch abgebrochen, daß die Perioden weder zu lang noch zu kurz sind, und in gebührender Abwechselung auf einander folgen: anständig, daß sie den Sachen selbst angemessen sey, und man also von wichtigen Dingen ernsthaft, von fröligen, munter, von gemeinen, natürlich, von erhabenen, prächtig rede: endlich wohlklingend, sonderlich in feyerlichen und öffentlichen Reden, daß die Worte in der Aussprache, eine Art von musikalischer Harmonie machen, und sonderlich die Schlüsse der Perioden eine gewisse Cadence haben.

Man

Man muß die Eintheilung der Schreibart in die natürliche, scharfsinnige und erhabene nicht vergessen, denn alle drey haben ihre eigenen Gegenstände und Bestimmung, und nehmen sich sehr übel aus, wenn sie am unrechten Orte angebracht werden. Die natürliche Schreibart beschäftiget vornehmlich die Einbildungskraft, sie stellet uns die Sachen vor, wie sie in die Sinne fallen, und erkläret ihre Natur und Beschaffenheit mit eigentlichen Worten. Die scharfsinnige wird durch den Witz und die Scharfsinnigkeit hervorgebracht, sie sucht die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Sachen auf, indem sie solche mit einander vergleicht, und entdecket Eigenschaften und Verhältnisse, die nicht sogleich in die Augen fallen. Die erhabene spannet gleichsam alle Gemüthskräfte des Menschen mit aller Macht an, sie beschäftiget sich mit dem Großen und Wunderbaren in der Natur und den Sitten, und übertrift die gemeinen Begriffe. Diese Erklärungen muß man durch Exempel erläutern und deutlich machen. Bey der Eintheilung der Schreibart in die eigentliche und uneigentliche findet man Gelegenheit, die oratorischen Figuren zu erklären, und den rechten Gebrauch derselben zu zeigen. Weil in der Jugend die Einbildungskraft stärker als das Urtheil ist, so hat man Ursach zu verhüten, daß die Zierrathen nicht verschwendet und übel angebracht werden. Doch muß man mit einem lebhaften Genie nicht gar zu strenge verfahren, und das Feuer desselben nicht auslöschen, sondern mäßigen.

Wenn man diese kurze Theorie voraus gesetzt hat, so kann man alsbald zu den oratorischen Ausarbeitungen fortgehen. Man muß von den leichtern und einfachern den Anfang machen, und anfangs nur einfache Sätze in Perioden durch Beywörter, Synonima und Umschreibungen erweitern und ausführen lassen. Hierauf kann man zu den Erzählungen fortgehen, und Begebenheiten der heiligen Schrift, der Geschichte und des gemeinen Lebens, sich auf eine deutliche, ordentliche und angenehme Art vortragen lassen. Denen können die Briefe folgen, in welchen die Jugend die Ausdrücke der Achtung, der Freundschaft und Höflichkeit lernen muß. Hier kann man sie gewöhnen, die Angelegenheiten des menschlichen Lebens auf eine geschickte Art abzuhandeln, und immer etwas mit einzumischen, was einen muntern Kopf, eine denkende Seele, und ein gutes Herz zu erkennen giebt, und dienet den Briefsteller dem Leser anzupreisen. Endlich folgen die größern Reden, darinn entweder eine allgemeine Wahrheit erkläret, bewiesen und angewendet, oder eine wichtige Angelegenheit abgehandelt, angepriesen oder widerrathen, oder eine menschliche That gelobet oder getadelt wird. Und hier ist es nöthig, die Theile derselben zu wissen, eine ordentliche Disposition zu machen, und sie nach derselben auszuarbeiten, und dabey kann man alle Künste der Rhetorik anwenden. Von allen diesen Uebungen muß man der Jugend zuerst Muster vorlegen, und sie zu einer männlichen Nachahmung anhalten. Diese können

beynahe

beynahe allein einen guten Redner ohne Kenntniß der Regeln bilden. Doch ist der Weg der Unterweisung sicherer als der Weg der bloßen Nachahmung.

Man muß auch die Action oder die Aussprache, den Ton der Stimme und den Anstand der Geberden nicht vernachläßigen bey dem jungen Redner, und Racine merket nicht ohne Grund an, daß die großen und gewaltigen Wirkungen der Beredsamkeit bey dem gemeinen Mann von der Action größtentheils ihren Ursprung gehabt haben, weil derselbe viel zu stumpf und geschmacklos sey, die wahren und geistlichen Schönheiten der Beredsamkeit zu empfinden. Die öffentlichen Redeübungen der Jugend in den Schulen haben daher ihren großen Nutzen, sonderlich wenn sie wohl vorbereitet sind, den Redner zu einer anständigen und sittsamen Dreustigkeit anzuhalten, und ihm die blöde Schüchternheit abzugewöhnen, die ihm sonst in seinem ganzen Leben ein übeles Ansehen giebt. Wir wissen, was sich Demosthenes für Mühe gegeben, seine Aussprache zu bessern, und es läßt sich durch die Uebung in diesem Stücke viel ausrichten. Ein schläfriger und einförmiger Ton sowohl, als ein ekelhaftes Geziere schneidet der Rede alle Nerven ab, und kann die wichtigsten Sachen unangenehm oder lächerlich machen.

Die Poesie ist die schönste unter den schönen Wissenschaften, die Sprache des Lobes, damit

wir die Gottheit erheben, die Ergötzung des Weisen, und die Lehrmeisterin des menschlichen Geschlechts. Man hat sie zu allen Zeiten zu den Schulwissenschaften gerechnet, aber nur die ersten Anfänge derselben, weil der Poet nicht eher gebohren wird, bis die Urtheilskraft reif wird, und zu der Einbildungskraft hinzukommt, welches selten vor der Mitte der Jünglingsjahre geschiehet. Es ist nicht möglich, einen Menschen zum Dichter zu machen, der keine Anlage und Zuschnitt darzu hat, und er wird niemals mehr als ein elender Reimschmied werden, wenn ihm die poetische Ader fehlt. Der Lehrmeister thut also wohl, die Gaben seiner Schüler zu prüfen, und keinen zu einer Arbeit zu zwingen, darzu er kein Genie hat, und damit er wenig Ehre einlegen und sich vergeblich martern wird. Indessen würde es ein schlechter Gelehrter seyn, der von diesem schönen und wichtigen Theil der menschlichen Wissenschaft keine Kenntniß hätte. Wenn er kein großer Dichter wird, so wird er zum wenigsten ein mittelmäßiger Kunstrichter, der einigen Geschmack in diesen Dingen hat; sonst muß er des Vergnügens entbehren, welches die schönsten Werke des Verstandes und Witzes machen können, wenn er die Sache selbst gar nicht verstehet, und nicht weiß, wo ihre Schönheit steckt. Man muß eben nicht alles nachmachen, was man bewundert, und daran man sich vergnüget, und wer nicht schreibt, muß doch zum wenigsten urtheilen können.

Man

Man muß also auch auf Schulen einen Unterricht der Dichtkunst geben, und denselben damit anfangen, daß man eine richtige Erklärung von der Poesie giebt, und den Unterschied derselben von der Prose zeiget. Diese muß nicht willkührlich seyn, sondern von den Exempeln der Poeten abgesondert werden, und könnte also lauten: die Poesie ist eine gebundene Rede, die einen hohen Grad der Lebhaftigkeit hat. Es entstehet dieselbe aus der Menge desjenigen, was wir von einer Sache denken, oder der Merkmale derselben, dadurch wir sie von andern unterscheiden. Der Philosoph analysirt die Merkmale einer Sache, löset sie in höhere Begriffe auf, und arbeitet mit dem Verstande und der Vernunft. Der Poet aber häufet sie zusammen, begnüget sich mit der bloßen Klarheit, und arbeitet mit der Einbildungskraft, dem Witz und Gedächtniß, darüber doch der Verstand allezeit Richter bleibt. Es ist Prose, wenn ich sage: es wird Nacht. Es ist Philosophie, wenn ich sie so erkläre: die Nacht entstehet, wenn unsere Oberfläche der Erde von der Sonne weggedrehet wird, worauf der Einfluß ihres Lichts in unser Auge aufhöret, und der Stand der Abwesenheit des Lichts, welcher Finsterniß ist, eintritt. Aber es ist Poesie, wenn Haller sagt:

Der Sonnenlicht hat sich verdunkelt,
Der Purpur der in Westen funkelt,
Verfärbt sich in ein falbes Grau.

Der Mond zeigt seine Silberhörner,
Die stille Nacht streut Schlummerkörner,
Und tränkt die trockne Welt mit Thau.

Es ist aber die Benennung der Poesie a patiori, oder von dem größten Theil ihrer Vorstellungen hergenommen, darunter freylich auch weniger lebhafte anzutreffen sind, nur daß die Lebhaftigkeit in derselben herrschen muß. Sie bedienet sich also sinnlicher und individueller Ideen, und macht die allgemeinen und abgesonderten Begriffe sinnlich, sonderlich durch die oratorischen Figuren. Sie setzet für den Krieg das Schwerdt, für den Frieden den Oelzweig, für die Macht den Arm, für die Weisheit das Auge. Es ist also darzu eine gewisse Begeisterung nöthig, welche macht, daß man ganz eingenommen ist von der Sache, von welcher man redet, und die Vorstellung derselben unser ganzes Gemüth erfüllet. Alsdenn sehen wir alles Mannichfaltige, Schöne, Erhabene und Wunderbare an derselben, und haben einen reichen Stof zu Versen. Wer darzu nicht fähig ist, und eine so enge Seele hat, in welcher kein großer Begriff Raum hat, der wird nie ein Dichter werden. Die Sachen, welche der Dichter vorstellet, sind entweder in ihrem ganzen Umfange in der Welt wirklich, oder das Bild derselben ist aus wirklichen Dingen zusammengesetzt, und in diesem letzten Fall entstehet eine Erdichtung, die sehr schön seyn kann, und ganz eigentlich poetisch ist, weil der Dichter dadurch die zerstreuten Schönheiten

in

in der Natur sammlen, und in einen Begriff bringen kann. So machte es Zeuxis,*) welcher den Tempel der Juno zu Croton durch ein schönes Gemälde der Helena schmücken sollte. Er ließ fünf schöne Frauenzimmer aus der Stadt zu sich kommen, und setzte aus fünf Schönheiten die sechste zusammen, welche alles in sich begriff, was eine jede vortreffliches hatte, denn er glaubte nicht, daß die Natur einer einigen alle Vollkommenheiten gegeben habe. Die Dichtkunst ist nicht nur eine Nachahmerin, sondern auch eine Mahlerin und Uebersetzerin der Natur. Wer ein Ungewittter in seiner fürchterlichen Pracht, und mit allen Schrecken des Todes gewafnet, nur so vorzustellen weiß, wie es in der Natur wirklich ist, und sich einmal zugetragen hat, der wird uns ein sehr lebhaftes Gemälde machen, welches eben so schön ist, als wenn er aus zehn Stürmen den eilften erschaffet. Jenes ist eine poetische Beschreibung, und dieses eine Erdichtung, und mit jener kann man den Anfang der Uebung und Ausarbeitung machen, weil sie leichter als diese ist, welche schon mehr Urtheil und Geschmack erfordert.

In der Zusammenfügung der poetischen Bilder muß eine gewisse Ordnung herrschen, welche die Lebhaftigkeit des ganzen Begriffs befördert, den uns der Dichter von der Sache macht. Denn alle Unordnung verdunkelt, tödtet den Gedanken, und ermüdet, in dem sie zerstreuet und verwirret. Das Gesetz derselben ist: alle Be-

*) Cicero L. II. de Inventione.

griffe müssen so zusammen geordnet werden, daß sie ein Ganzes ausmachen, welches einen sehr lebhaften Begriff verursacht, und die Seele beschäftiget, ohne sie zu ermüden. Das Gedicht muß also eine gewisse Einheit haben, welche wie der Brennpunkt ist, dahin alle Strahlen zusammen laufen. Sonst ist es ein Ungeheuer, und dem Bilde ähnlich, welches Horaz im Anfange seiner Dichtkunst schildert:

Sit quodvis simplex duntaxat et vnum
HORAT.

Diese Ordnung ist aber freyer und ungebundener, als diejenige, welche der Philosoph beobachtet, weil die Einbildungskraft mehr Erlaubniß zu Ausschweifungen, als die Vernunft hat, und weniger Gesetze erkennet, Jura negat sibi data. Daher giebt es auch eine scheinbare Unordnung, welche schnelle und unerwartete Verbindungen macht, die den Leser in Verwunderung setzen und befremden. Wenn diese Ordnung wohl getroffen ist, so, daß sie auch sinnlich bey dem ersten Anblick erkannt werden kann, so macht sie die poetische Schönheit aus, welche aber auch die Probe halten, und richtig befunden werden muß, wenn sie nach Regeln untersucht wird.

Man muß aber seinen Schüler mit den Eigenschaften der poetischen Schreibart noch näher bekannt machen, damit er sie von der Prose unterscheiden lerne. Diese sind 1) das Licht derselben, oder diejenige Deutlichkeit, welche so-

wohl

wohl aus einer hinlänglichen Anzahl der Merkmale der Sache, die er anführet, als auch ihrer Verbindung mit einander entstehet. Der Poet muß seine Bilder völlig ausmahlen, in so fern es seine Absicht erfordert: er muß das Colorit verstehen, und seine Farben wohl zu mischen wissen: er muß sie durch den Contrast erheben, daß sie am rechten Orte hervorstechen: er muß die Zierrathen weder sparen noch verschwenden, und was wir nicht sehen sollen, durch ein zierliches Gewand bedecken. Das beste thut hierbey die leuchtende Ordnung des Horaz, welche wie eine angenehme Morgenröthe aufgehet, sich in einen hellen Tag verwandelt, und in ein sanfteres Licht abnimmt.

Multum series junctura pollet.

Die prächtigste Begebenheit, die angenehmste Erdichtung, wenn ihre Theile verworfen werden, und das Hinterste zuforderst, und das Oberste zu unterst gekehret wird, macht Verdruß und Ekel:

Quod non proposito conducat et haereat apte.

2) Die Stärke bestehet in dem Rührenden, und erreget Gemüthsbewegungen, sie lockt dem Zuhörer Thränen aus, und erregt ein fröliches Händeklatschen. Das Gedicht muß nicht frostig und wässerig seyn, sonst wird der Leser oder Zuhörer kaltsinnig, gleichgültig, müßig und verdrüßlich vor langer Weile. Er wirft es weg, oder gehet davon mit Verachtung des Dichters. Denn die Herzen wollen bewegt seyn, sonst wird

auch der Verstand der Aufmerksamkeit überdrüssig. Man muß die Natur der menschlichen Seele kennen, und selbst eine zärtliche und empfindungsvolle Seele haben, wenn man diese Eigenschaft in einem hohen Grade erreichen will. 3) Die Hoheit beschäftiget sich mit erhabenen Gegenständen des Reichs der Natur und Sitten, und füllet die Seele mit großen Gedanken, die ihren ganzen Raum einnehmen, und alle ihre Kräfte in Bewegung setzen. Und wenn der Dichter dabey von den gemeinen und gewöhnlichen Begriffen der Menschen weit abgehet, so waget er eine Kühnheit. Den Verstand, die Weisheit, die Macht, die Tugend, den Glauben, die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, die Liebe zum Vaterlande, welche die gemeine Laufbahn verläßt, und sich über den Pöbel emporschwingt, sichtbar zu machen, und in ihrer ganzen Größe zu zeigen, ist das Werk eines erhabenen Dichters, und dieser Begriff muß mit Exempeln aus den besten Schriftstellern erläutert werden, welche hier anzuführen der Raum nicht verstattet. Das Gegentheil dieser Eigenschaft ist das Matte und Kriechende sowohl, als der Schwulst und das Hochtrabende, vor welchen beyden Abwegen ein junger Mensch sorgfältig zu verwarnen ist. 4) Das Wunderbare entstehet aus der Neuigkeit und Seltenheit einer Vorstellung, die wir noch niemals oder nicht oft empfunden haben, und ist mit der Hoheit verbunden, weil sie allemal selten ist. Es klebet auch unerwarteten Begebenheiten und ausserordentlichen Erdichtungen an, und

dienet

dienet sehr die Aufmerksamkeit zu unterhalten, welche auf diejenigen Gegenstände am stärksten fällt, die den Reiz der Neuigkeit haben. Es findet nicht nur in Handlungen, sondern auch in Charakteren und Empfindnissen statt, und ein Zug oder Blick desselben frischet den Leser und Zuhörer an, dem Dichter noch eine gute Zeit unermüdet zu folgen. Das Gegentheil desselben ist theils das Gemeine und Alltägliche, theils das Abentheurliche und Ungereimte, welches beydes Ekel und Verdruß erwecket. Diese Eigenschaften der poetischen Schreibart müssen den unterschiedenen Arten der Gedichte nach Maßgebung ihrer Natur und Absicht in schicklicher Dosi mitgetheilet werden, welches bey einer jeden derselben besonders zu erinnern ist.

Das Metrum ist eine natürliche Folge der Lebhaftigkeit der Gedanken, und ihrer schönen Verbindung mit einander, und die Worte ahmen den Sachen ungezwungen nach, wenn man der Natur den Lauf lässet. Die Sylben ordnen sich zusammen, wie die Steine zu den Mauren der Stadt Theben, als Orpheus mit der Leyer spielte. Selbst die Redner, wenn sie sich dem poetischen Feuer nahen, machen harmonische Perioden, sie verbinden die Theile derselben nach bestimmten Gleichheiten, und weisen die letzten Plätze den wichtigsten Begriffen, den wohlklingendesten Ausdrücken, und den längsten Wörtern und Redensarten an. Ein Dichter ist ein Redner und Tonkünstler zugleich, und er macht sowohl

wohl dem Geiste durch die Schönheit der Begriffe, als auch dem Ohr durch den Wohlklang der Worte Vergnügen. Wir haben bey den Vätern der Dichtkunst kein Exempel von poetischer Prose, und ich sehe nicht ein, warum wir die Dichtkunst einer Annehmlichkeit berauben wollen, die ihr von allen Zeiten her eigen gewesen ist. Man erlaubet gleichwohl dem Dichter, um des Metrums willen, keinen ungeschickten Ausdruck, keine fehlerhafte Wortfügung, kein müßiges Beywort, ja nicht ein Flickwort, sondern, wenn er seine Kunst verstehet, muß er die genauste Richtigkeit der Sprache mit dem angenehmsten Wohlklange derselben zu verbinden wissen. Er muß in den Banden des Sylbenmaßes so ungezwungen gehen, als wenn er ganz frey und ungebunden wäre, so wie man es einem geschickten Tänzer nicht ansiehet, daß er nach Regeln fortschreitet, sondern alle seine Wendungen scheinen willkührlich zu seyn, und ihm von ohngefähr einzufallen. Der Reim ist nicht von solcher Nothwendigkeit als das Metrum, und kann bisweilen den übrigen Vollkommenheiten der Schreibart aufgeopfert werden, ob er gleich für die Nationen, die desselben gewohnt sind, auch seine Annehmlichkeiten hat, und also ordentlicher Weise beyzubehalten ist. Welche Versart sich für ein jedes Gedicht am besten schicke, muß bey einem jeden bemerket werden.

Ich habe hier nur einige Züge der Poetik vorgezeichnet, welche aus dem Batteux und den Aesthe-

Aesthetiken in dem Maaß erweitert und ausgemahlet werden können, als es die Fähigkeit eines jungen Menschen verstattet. Der Lehrmeister kann darauf zu dem practischen Theil derselben fortgehen, und die besondern Arten der Poesien erzählen, und dabey den Anfang der Ausarbeitung mit denenjenigen machen, die darzu geschickt sind, die übrigen aber, zum wenigsten zur Kenntniß und Beurtheilung derselben in den Stand setzen. Ein vollendeter Schüler der schönen Wissenschaften muß zum wenigsten wissen, was eine Fabel, eine Ode, ein Lehrgedicht, ein Trauerspiel, ein Heldengedicht ist, er muß seine Einrichtung und Vollkommenheiten verstehen. Man kann von den poetischen Erzählungen den Anfang machen, welche am nächsten an die Prose gränzen, und von denselben zu der Fabel fortgehen, in welchen beyden die natürliche Schreibart herrschen muß, obgleich die letzte mehr Dichtung erfordert. Man kann fortgehen zu dem Lehrgedicht, welches mehr Betrachtungen, Empfindnisse, und allgemeine Wahrheiten als Dichtung enthält, ob gleich jene auch auf eine poetische, das ist lebhafte, starke und feurige Art vorgetragen werden müssen. Doch gehöret es noch zu den niedrigen Arten der Poesien, und erfordert weniger Genie als die Ode und das Heldengedicht. Hierher gehören auch die Satyren, welche die Laster bestrafen sollen, aber ohne persönliche Anzüglichkeiten und Lästerungen, ingleichen die poetischen Briefe und Heroiden, welche einen traurigen Affect, vermischt mit erhabenen

Empfin-

Empfindungen, ausdrücken: ingleichen die Hirtengedichte, welche gemeiniglich poetische Gespräche sind, die uns das alte Hirten- und Schäferleben in seiner Annehmlichkeit und Unschuld vorstellen. Ein Sinngedicht ist ein kleines und körnichtes Lehrgedicht, welches sich mit einem witzigen Einfall endigt.

Der Ton der Lieder ist sehr unterschieden, und mehr oder weniger lebhaft und erhaben, nach Maßgebung ihrer Natur und ihres Gegenstandes. Die Anakreontischen sind kleine Scherze in einer naiven und witzigen Schreibart, und man muß die Jugend ja warnen, keinen Ernst daraus zu machen, und sich etwa eine Doris oder Phyllis anzuschaffen, mit der sie die Lehren des Anakreons ihrer Meinung nach in Uebung bringen, oder sich bey einer Flasche Wein zu pflanzen, und dieselbe anstatt der Bücher zu studiren. Man verstehet den ehrlichen Anakreon sehr unrecht, wenn man sich einbildet, daß er uns die unreine Wollust, Unzucht und Trunkenheit habe lehren wollen. Ist nicht die finstere Stirne, der mürrische Verdruß und ein unzufriednes freudenloses Leben, dadurch man sich selbst den Genuß der Wohlthaten des Himmels beraubet, sowohl unrecht, als die Wollust und das ausschweifende Vergnügen. Jenen Fehler hat er uns durch seine Scherze ausreden, und uns zur Freude ermuntern wollen, dabey er sich freylich, nach der Freyheit und den Sitten der Alten, bisweilen solcher Ausdrücke bedienet, die zu unsern Zeiten anstößig sind, welche mehr Ehrbarkeit als wahre Tugend haben. So kehre ich

die

die Sache zum besten, und lese den Anakreon ohne Aergerniß. Ich halte dem Heiden Ausdrücke zu Gute, die ich dem Christen nicht verzeihen würde, und er kommt mir zum wenigsten viel vernünftiger vor, als diejenigen, die es wagen, über den Tod, und eine der fürchterlichsten Begebenheiten der Natur, das Erdbeben zu scherzen, und Trinklieder von dieser Materie zu machen. Doch dieses beyläufig.

Die Freuden- und Trauerlieder werden zum Singen gemacht, und müssen sowohl die Beugsamkeit des Ausdrucks haben, als auch von einem solchen Inhalte seyn, der durch die Musik ausgedruckt werden kann. Die Ode besinget eine große That oder Empfindung in einem starken erhabenen und kühnen Tone, und sie folget einer aufgebrachten Einbildungskraft, welche alle Bilder herbeyruft und zusammenhäuft, welche dienen ihren Vorwurf zu erhöhen und zu verschönern. Die Hymne preiset das Lob der Gottheit, und muß also, wenn sie ihrem Gegenstande gemäß seyn soll, ein feuriges, erhabenes und prächtiges Lied seyn. Andere Lieder, welche die Religion zum Gegenstande haben, und die Empfindungen, die Pflichten und Glückseligkeit eines Christen betreffen, müssen in einem simpeln und doch zugleich erhabenen und rührenden Ausdruck abgefasset seyn, und die Mystik nicht übertreiben, damit sie nicht in Schwärmerey verfallen. Die Cantaten oder Singgedichte sind eine Vermischung von Lehrgedichten und Liedern, und das

Reci-

Recitativ giebt das Thema auf, welches die Arie besinget.

Die Schauspiele sind von den Alten insgesammt in Versen abgefaßt worden, und gehören also von Rechtswegen zur Poesie. Das Lustspiel hat das Thörichte der Laster, das Trauerspiel aber die unglückliche Tugend und das bestrafte Laster zum Gegenstande. Jenes soll ein Lachen, Spott und Verachtung, dieses aber Hochachtung, Bewunderung, Mitleiden, Zorn und Betrübniß erregen. Bey dieser Art von Gedichten muß man dem Schüler die Regeln eines guten Schauspiels, die dreyfache Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung, die Charaktere, die Situationen, die Maschinen, den Knoten, die Entwickelung bekannt machen. Das Heldengedicht ist das größte Meisterstück des menschlichen Verstandes und Witzes, bey welchem alles, was die Religion erhabenes, die Sittenlehre vortreffliches, die Weltweisheit tiefes, die Geschichte erbauliches, und die Dichtkunst wunderbares hat, angebracht werden kann. Es beschreibet eine große That eines Helden, welche er binnen Verlauf eines Jahres, verrichtet, und dabey er hohe Proben der Tugend abgelegt, und viele Hindernisse mit Hülfe der Gottheit überwunden hat. Das Heldengedicht muß kein verwirrtes Gemische von Abentheuern, sondern eine einige und einfache Handlung seyn, die gehörig vorbereitet wird, sich nach und nach entwickelt, und durch einen glücklichen Ausgang gekrönt wird. Diese Einheit muß durch eine angenehme Mannichfal-

tigkeit der Episoden oder Zwischenbegebenheiten ausgeschmückt werden, welche gleichsam die Glieder eines starken Körpers sind. Die Haupthandlung muß groß seyn, und die gemeinen Thaten der Menschen übertreffen: sie muß rührend seyn, und die stärksten Gemüthsbewegungen erregen: sie muß ganz ausgeführet werden, und die Neugierigkeit des Lesers völlig befriedigen. Hier müssen also alle Vollkommenheiten der poetischen Schreibart, das Licht, die Stärke, die Hoheit und das Wunderbare zusammenkommen, und es bleibt also dem Schüler nichts übrig, als dasselbe zu bewundern, aber noch nicht nachzuahmen.

Von allen diesen angeführten Arten der Poesien muß der Lehrmeister seinen Schülern Exempel vorlegen, denn ohne dieselben verstehen sie die Regeln entweder gar nicht, oder sehr übel, und lernen nicht Gebrauch davon zu machen. Sechs Oden aus dem Horaz, vorgelesen und richtig erklärt, machen beynahe einen eben so guten Begriff von der Ode, als ein Duzend trockene und spitzfindige Regeln und Erklärungen, ja sie machen nicht nur dem Verstande davon einen deutlichen Begriff, sondern sie lassen auch dem Herzen ihre Schönheit empfinden. Wenn man auch gleich kein ganzes Heldengedicht oder Trauerspiel vorließt, so muß man doch den Inhalt desselben zergliedern, erzählen, und die schönsten Stellen daraus anführen. Man muß den Schülern die

besten Dichter, die sich in einer jeden Art hervorgethan haben, bekannt machen, Proben daraus vorlegen, und sie ihnen in die Hände geben, und deswegen müssen sie in der Schulbibliothek vorhanden seyn. Wenn man das Genie und die poetische Ader eines Schülers prüfen will, so kann man ihm den Inhalt einer Fabel oder Erzählung aus dem Gellert aufgeben, und sie ausarbeiten lassen, damit kann man hernach den Gellert selbst vergleichen, und den Unterschied und die Vorzüge desselben zeigen.

In der Lesung der Autoren kommen alle Schulwissenschaften zusammen, ich verstehe aber diejenigen, welche in den höhern Classen mit denenjenigen Schülern geschiehet, die der Sprache schon ziemlich mächtig sind, und sich mit den grammatikalischen Kleinigkeiten nicht mehr aufzuhalten nöthig haben. Denn so lange man analysiren, construiren und exponiren läßt, kann man nicht viel moralisiren und critisiren. Es ist Jammerschade, daß die schönen Geister des Alterthums ein Cicero, ein Horaz, ein Virgil in den Schulen so übel behandelt, durch das bloße Construiren zerfleischt und zerrissen, und durch die erbärmlichen Uebersetzungen gerädebrecht, und von aller Schönheit entblößet werden. Cicero spricht in dem Munde manches Schullehrers, wie ein verdorbener Sachwalter, und Horaz singt wie ein Landstreicher, der auf dem Markte mit dem Stäbchen auf ein Bild weißt, und eine Geschichte absingt.

fingt. Man speiset die Schüler mit den bloßen Worten ab, und giebt ihnen nichts von den Sachen zu kosten, die darinn enthalten sind. Das Gedächtniß wird voll Redensarten und Formeln gepfropft, aber der Verstand und das Herz bleibt leer von guten Gedanken und Empfindungen. Wie lange haben wir die alten Griechen und Römer in den Schulen gelesen, aber wie lange hat es gewähret, ehe wir ihren Geschmack und Kenntnisse wieder finden können, und ihre Beredsamkeit und Dichtkunst lernen wollen. Das kommt nirgends anders her, als daß wir nur an ihren Schalen herumgeklaubt, aber den Kern derselben nicht aufgebissen und genossen haben, weil man uns nicht gewiesen hat, wie wir das machen sollen.

Wenn man eine Stelle aus einem alten lateinischen oder griechischen Schriftsteller erklären soll, so muß man dem Schüler zuförderst Anweisung geben, daß er sie völlig verstehet. Man muß die der lateinischen und griechischen Sprache eigenen Wortfügungen, Ausdrücke und Figuren bemerken, und sie auf eine ungezwungene Art in unsere Sprache übertragen. Wenn ein Umstand aus den Alterthümern, aus der Geschichte, aus der Erdbeschreibung vorkommt, der zum Verstande der Stelle zu wissen nöthig, so muß derselbe erläutert und deutlich gemacht werden. Alsdenn muß der Schüler das ganze Pensum übersetzen, nach den Regeln, die ich davon gegeben habe. Kommt nun eine Wahrheit der Re-

ligion darinn vor, die nicht gemein ist, oder eine vortrefliche Maxime der Sittenlehre, oder eine Regel der Klugheit, oder ein Exempel der Tugend, oder eine Probe der göttlichen Vorsehung in Bestrafung der Laster und Belohnung guter Werke, oder ein schöner Charakter der Großmuth, der Liebe zum Vaterlande, der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit, der Tapferkeit, der Geduld, der Charakter eines großen Königs, eines treuen Unterthanen, eines vorsichtigen und gütigen Vaters, eines dankbaren Kindes, eines treuen Ehegatten, so muß derselbe bemerkt, angepriesen, und in sein völliges Licht gesetzt werden. Man zeiget die Hoheit, die Gründlichkeit und Schönheit eines Sentiments, und sucht dasselbe dem Zuhörer eigen zu machen. Man sucht hier die Exempel zu den Regeln der Beredsamkeit und einer guten Schreibart. Man bemerket wenn etwas zierlich, witzig, scharfsinnig und nachdrücklich gesagt ist. Man spüret dem Redner und Dichter in seinem ganzen Gange nach. Man bemerket seine Absicht und die Art, wie er dieselbe ausgeführet hat, die allmählige Entwickelung seiner Gedanken, seine Beweise, die Kunst, den Schmuck, die Wendungen, die ganze Einrichtung seines Vortrages, sonderlich wenn daraus eine hohe Denkungsart, tiefes Urtheil, und zärtliches Herz hervorleuchtet. Bisweilen findet man in wenigen und kurzen Worten viele und große Gedanken, die man wie das Gold aus der Erde graben muß. Wer kann sich enthalten

über

über die Worte des Virgils: superanda fortuna ferendo est, oder über die Todesgeschichte des Attikus bey dem Cornelius Nepos: non ex vita, sed ex domo in domum videbatur migrare, einen kleinen Commentarius zu machen? Eine starke Figur, ein lebhaftes Gemälde, ein wohlgetroffenes Gleichniß, ein feiner Scherz muß nicht übergangen werden. Die Alten sind bisweilen so schalkhaft in ihren Spöttereyen, und so versteckt in ihren Anspielungen, daß man sie mit vieler Vorsicht belauschen muß, wenn man hinter die kleine Bosheit kommen will, die sie ausüben. Cicero sagt zu den Calumnianten: Si ego hos (judices) bene novi, litteram illam, cui vos usque eo inimici estis, ut etiam eas omnes oderitis, ita vehementer ad caput affigent, ut postea neminem alium, nisi fortunas vestras accusare possitis. *) Wie viel hat ein Lehrer nicht zu sagen, wenn er diese Stelle auslegen, und den Sinn des Autors erschöpfen will. Am Ende eines Gedicht- oder Rede, oder Briefes muß man das Merkwürdigste desselben wiederholen, und dem Gedächtniß zu treuen Händen anvertrauen.

Eine solche Lesung der Autoren dienet nicht nur zur Wiederholung und Erweiterung, sondern auch zur Ausübung der gesammten Schulwissenschaften. Wenn man einige mal einen starken, erhabenen, lebhaften und wunderbaren Gedanken

*) Pro Rosc. Amerin.

und Ausdruck entdecket hat, so lernt man ihn nicht nur in ähnlichen Fällen kennen, sondern auch selbst erfinden, reden und schreiben. Die schöne, edle und naive Art zu denken und sich auszudrücken, die alle Kenner an den Alten bewundern, wird uns eigen und natürlich, wir empfangen einen Theil ihrer Salbung, und denken uns gleichsam in ihre Seele. Wir sammlen uns einen Schatz nützlicher Wahrheiten, scharfsinniger Bemerkungen, vortreflicher Grundsätze, edler Empfindungen und bequemer Ausdrücke. Wir vermehren unsere Kenntniß von der Religion, den Sitten, der Welt und dem Menschen, der Geschichte. Wir werden Redner und Dichter, ohne es zu merken, und verstehen die Kunst schon, wenn wir sie kaum anfangen. Wir erleuchten und schmücken nicht nur den Verstand aus, sondern bessern auch das Herz, und gewöhnen uns zu edlen und tugendhaften Neigungen, und einer vernünftigen und gesitteten Lebensart. Denn

Didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.

Die Wirkung aller Bemühungen, die man an einen jungen Menschen auf Schulen wendet, muß diese seyn, daß er Geschmack bekommt, welcher mehr werth ist, als ein Chaos von Gelehrsamkeit, welches ohne Wahl und Urtheil zusammengebracht ist. Ich verstehe dadurch die Gabe das Gute von dem Schlechten, und das Mittelmäßige von dem Vortreflichen zu unterscheiden. Es

erstreckt

erstreckt sich derselbe nicht nur über die Künste und Wissenschaften, sondern auch über die Sitten und das ganze Leben des Menschen. Er beurtheilet nicht nur Bücher, Sachen und Menschen, sondern regieret auch uns selbst auf die beste und geschickteste Art, und ist gleichsam das Steuerruder der Seele. Ein Mensch, der die aufblühenden Kräfte seiner Seele auf eine angenehme und nützliche Art beschäftiget hat, oder alles schlechte Zeug, Thorheiten und unnützen Zeitvertreib vorbey gegangen ist, und sich nur an das, was wahr, was edel und brauchbar für die menschliche Glückseligkeit und die Ehre Gottes ist, gehalten hat, bekommt eine Fertigkeit schön und gründlich zu denken und zu urtheilen. Er liest ein Buch aus dem Fache, darinn er bewandert ist, und er merkt gar bald, ob es wohl geschrieben sey. Er kostet die besten Gedanken aus demselben heraus, er vertrauet sie seinem Gedächtniß an, und vermehret dadurch den Schatz seiner Kenntnisse. Er höret eine Rede oder Gedicht, und sein Urtheil trüget ihn nicht, ob es schön sey, und die Beurtheilung eines Kenners aushalte. Er findet in den Werken der Natur und Kunst alsbald das Erhabene und Vortrefliche, und hat daran sein Vergnügen. Er redet oder schreibet, und alsbald sagt ihm sein innerer Lehrer: der Gedanke ist seichte, falsch, unschicklich an diesem Orte, und unnütz: der Ausdruck ist matt, unedel, dem Sprachgebrauche zuwider, müßig, und deiner Absicht zuwider, und warnet ihn dafür. Weil

er keine schlechte Waare in seinem Krame hat, so ist es ihm leicht, etwas Gutes darinn zu finden, und sowohl andern zu verhandeln, als selbst zu gebrauchen. Ja, weil er eine angenehme Mannichfaltigkeit und großen Reichthum von nützlichen Kenntnissen besitzet, so hat er die Wahl für eine jede Sache das Kleid und den Schmuck auszusuchen, der ihr anständig ist. Er kennet das Abscheuliche, das Strafbare und Schädliche der Laster aus Lehren und Exempeln, und also macht er sich Bedenken, sie zu begeben. Er weiß, daß die Tugend nützlich, rühmlich und edel ist, und deswegen hat er eine Neigung zu derselben. Er unterscheidet die feinen, artigen und einnehmenden Manieren von einer groben, ungesitteten und anstößigen Aufführung, oder das Wohlanständige von dem Unanständigen sehr genau: er macht denenjenigen Vergnügen, die mit ihm umgehen, und erwirbt sich selbst Freundschaft und Ehre. Seine Scherze sind niemals tölpisch, unfläthig und ungeschliffen, und er besitzt sich selbst auch in seiner Fröhlichkeit dergestalt, daß er nichts thut, was ihm den Ruhm eines artigen und wohlgesitteten Menschen rauben könnte.

Kommt nun hernach ein junger Mensch, mit den Schätzen der schönen Wissenschaften bereichert, und mit ihrem Reiz geschmückt auf Academien zu den höhern Wissenschaften, so ist er im Stande den Unterricht der Professoren auf eine unvergleichliche Art zu nutzen. Er ist der Aufmerk-

merksamkeit, des Nachdenkens und der ganzen Arbeit des Geistes schon gewohnt, und wird nicht wie eine Bildsäule da stehen im Collegio, sondern lauter Ohr seyn, und einen jeden Laut der Wissenschaften auffangen. Die untern Kräfte seiner Seele sind ausgebildet: die Sinne haben die besten Empfindungen ins Gemüth gebracht, die Einbildung ist mit schönen Bildern geschmückt: das Gedächtniß hat einen guten Schatz von Wahrheiten in Verwahrung: die Sprache ist gereinigt und ausgebessert. Also können die obern Kräfte ihre Verrichtungen ungesäumt antreten, und werden den besten Fortgang haben. Die Logik lehret nun dem Verstande, den in der Jugend gesammleten Stoff von Kenntnissen zu bearbeiten, ihn in seine Classen zu bringen, und das Gebäude der Wissenschaft daraus aufzuführen. Die Metaphysik sondert von den besondern und individuellen Begriffen die allgemeinen ab. Denn man muß von den Sinnen, der Einbildungskraft und dem Gedächtniß anfangen, und von da zu dem Verstande und der Vernunft fortgehen, welchen Weg uns die Natur selbst lehret. Der Professor der Theologie hat einen Menschen vor sich, der schon eine starke Tinctur von seiner Wissenschaft hat, mit Sprachen ausgerüstet ist, und alsbald zu nutzen weiß, was er lernet. Der Student bringt in das Collegium der Rechtsgelehrsamkeit allgemeine Gesinnungen von Recht und Billigkeit mit, die nur weiter aufgekläret und angewendet werden dürfen. Die

Meß-

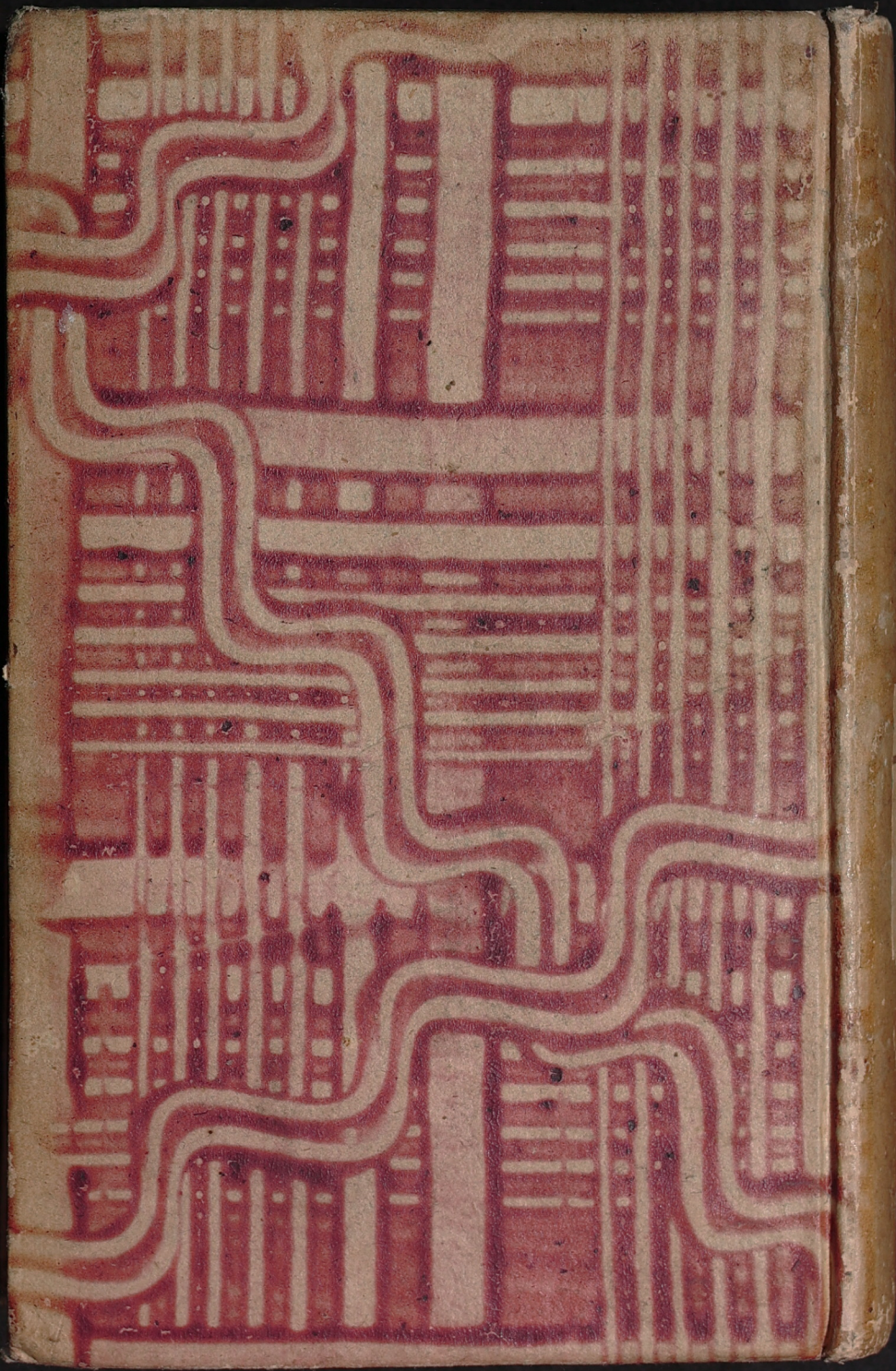
Meßkunst findet einen Kopf, der zur Regelmäßigkeit und Ordnung im Denken gewöhnt ist, und der an ihren Verhältnissen, die er bisher nur dunkel erkannt hat, ein Vergnügen findet, wenn sie ihm deutlich erkläret werden. So wird der schöne Geist gebildet, den die Musen mit Lorbern krönen, und dessen Nachruhm ihn selbst überlebet.

Vivitur ingenio, cætera mortis erunt.

Druckfehler.

S. 8. linea penultima, anstatt wo wann ich anders denke, ließ, wo man anders denkt.
S. 93. vor Aedipus = Oedipus.
S. 99. vor Morgars = Morgans.
S. 148. vor Annonae = Annona.
S. 150. vor die Juno = Young.
S. 154. vor Ruhe = Rohr.
S. 157. vor Wiesenbau = Weinbau.
S. 161. Zeile 26. ist vor dem Wort dividiren ausgelassen: mit der Zahl der Fälle, darinn sie sich zutragen kann.
S. 169. vor effectaque = effoetaque.
S. 185. Z. 23. vor mittelbaren = unmittelbaren.
S. 192. Z. 24. vor schwereres = schwächeres.
— Z. 29. vor feste = enge.
S. 193. vor Höhe = Höhle.
S. 215. vor Pazinianischen = Papinianianischen.
S. 218. vor pirotantes = pivotantes.
S. 240. vor ansehnliche = äusserliche.
S. 245. vor hänget = hauet.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1854263994/phys_0427
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1854263994/phys_0432
DFG

n nichts deſtoweniger
die Blume vor, ſo wie
r von der allgemeinen
: in ſo fern daran auf-
r Schönheit, etwas be-
ung iſt, die man an je-
erkt. Wenn wir den
ulpen unterſuchen woll-
, daß er beynahe ſo lan-
Blume ſelbſt in unſre
ſt. Es ſind nicht ganz
erſten morgenländiſchen
ienen ſind: und etwa
Cluſius eine Nachricht
ſpäten Art mit einer
ttern. Dieß war die
Europa geſehen, und
. Die Farbe, welche
nicht die Vortreflichkeit,
an ſich um ihre Kennt-
ſeitdem Besler 2, ei-
elbe, beyde ſehr ſchön
äter Zeit, vorgeſtellet
ris haben 2 andere auf-
h die Namen Crouſtil-
double unterſchieden.
nd die ungeheure (wun-
ulpe. Es iſt ſonder-
der ſpäten Tulpen Art
Beſondere in ihre Na-
iridis duplici foliorum
die nämlichen Kennzei-